

Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

I, 4, 36119

11.

Die
Oesterreich-Ungarns
in Wort und Bild.

herausgegeben von Dr. Friedrich Amlauf.

XI. Band.

**Krain, Küstenland,
Dalmatien.**

Geschildert

von

Prof. Dr. Franz Swida.

Mit zahlreichen Abbildungen
und zwei Holzschnitten
in Concord.

Wien.

GEOGRAPHIE

GESCHICHTE

SÄGGE

VOLKS-

LEBEN

KUNST.

NATUR

INDUSTRIE

HANDEL

VERKEHR

87+

36119, II, C, f

1

2295700

Die
Länder Oesterreich-Ungarns
in Wort und Bild.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. Friedrich Umlauf.

Elfter Band.
Das Herzogthum Krain, das Küstenland und das Königreich
Dalmatien.

Geschildert von Prof. Dr. Franz Swida.

Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Holzbildern in Fardruck.

Wien 1882.
Verlag von Karl Graeser
1. Walfischgasse 6.



720154

Ansicht von Leibach.

Krain, Küstenland und Dalmatien.

Geschildert

von

Dr. Franz Swida,

k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule in Triest.



Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Holzbildern in Tondruck.

Wien 1882.

Verlag von Karl Graeser

I. Walfischgasse 6.

Es stampft gewalt'ger Hämmer dumpf Getümmel
Und durch die Bergschlucht wiederhallt es fern,
Auf springen Funf' und Asche gegen Himmel,
Und über alles weht der Geist des Herrn.
Die Rebe blickt von jenen Sonnenhügeln
Auf Wiesensammt und Segensfelder hin;
Und mild in hundert Silberquellen spiegelt
Orangenhaine sich mit dunklem Grün.

Dort rauschet Adria in grünen Wogen,
Und schäumt und braust zum Blütenstrand hinan,
Und Schätze bringend, fordernd, kommt gezogen
Manch' bunte Flagg' auf reger Wellenbahn.
Und Menschen steh'n am blüh'nden Strand und schauen,
Und ahnen, fassen dich, Unendlichkeit,
Und seh'n nun eben Flut, nun Wettergrauen,
Und seh'n das Leben und versteh'n die Zeit.

Von dort, wo Alp' an Alp' im Wellenbände
Mit eis'gem Haupt aufragt zum Himmelsdom,
Bis zu des Meeres schaubespültem Strande,
Und bis zu Deiner Marken blauem Strom,
O schönes Land, allüberall blüht Leben,
Allüberall blüht Segen, Kraft und Recht,
Da lebt, Gott und dem Fürsten treu ergeben,
In alter Sitt' ein kräftiges Geschlecht."

Aus: Anastasius Grün „Myrien“ 1827.

II, C, 36119, 1

I. Unser Ländergebiet.

(Lage und Größe. — Bodengefalt und Bewässerung. — Klima und Producte. — Verwaltung. — Nationale und religiöse Verhältnisse. — Geschichtliche Übersicht.)

Von den gewaltigen Bergeshäuptern, welche die Sponzo- und Savequellen umschließen, bis hinab zu den nicht viel minder bedeutenden Felsenwächtern an der Grenze Montenegros, von dem blauen Spiegel der Adria bis hinüber zu den Nebengeländen und Saatsfeldern Croatiens, erstreckt sich unser Ländercomplex. Er umfaßt ein Areal von 30769·49 □Kilometer. Hievon entfallen auf das Herzogthum Krain 9988·33 □Kilometer, auf das Küstenland 7988·59 □Kilometer, und zwar auf die gefürstete Grafschaft Görz-Gradisca 2953·28 □Kilometer, auf das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest 93·81 □Kilometer und auf die Markgrafschaft Istrien 4941·5 □Kilometer, endlich auf das Königreich Dalmatien 12792·49 □Kilometer.

Der nördlichste Theil unseres Gebietes gehört noch den eigentlichen Kalkalpen, und zwar dem südlichen Hauptzuge derselben, an, die ganze übrige Masse fällt jener eigenthümlichen Abart dieser Formation zu, die wir mit dem Ausdrucke „Karst“ bezeichnen. Die Hauptmasse besteht hier aus jüngeren Kalksteinbildungen, wie Kreide und Nummulitenkalk, in vorherrschend plateauartiger Anordnung. Mit der im großen einförmigen Gestaltung contrastiert seltsam die minutiös scharfe Ausprägung der Oberflächenform. Dort wenigstens, wo der Karst in seiner reinen Gestalt auftritt, ist der Boden fast immer wie geschuppt, wie mit versteinerten Wellenlinien durchzogen. Charakteristisch für den Karst ist ferner der Mangel an offenen Flußthälern und was damit zusammenhängt, der Reichthum an Grotten und Höhlen. Das ganze Innere ist wie siebartig durchlöchert. Während der Bauer oben über den Mangel des segenspendenden Nasses klagt, fließen tief unten in Gängen und Seen starke Wasseradern. Nur ein Theil tritt meist erst am Rande des Karstgebietes ans Tageslicht, der andere größere bleibt der menschlichen Nutzung gänzlich entzogen. Aber nicht bloß im Bereiche unserer südlichen Kronländer begegnet uns diese eigenthümliche Erscheinungsform des Kalkgebirges, sie setzt sich auch fort im Westen der Balkanhalbinsel und erreicht erst an der Südspitze Griechenlands ihr Ende.

Die Grenze zwischen den Alpen und dem öſterreichiſchen Karſte bildet ungefähr eine Linie, die von der oberen Idria zum Quellgebiete der Zaier und von dieſer über die Laibach zur Save führt. Das nördlich liegende Alpengebiet zerfällt durch die Flußläufe des Sfonzo und der Save in drei Theile. Der weſtlichſte faßt mehrere Züge der Venetianer Alpen in ſich und reicht bis zum Predilpaſſe (1165 Meter), der Coritnica und dem Sfonzo. Seine bedeutendſten Erhebungen ſind der M. Canin (2275 Meter), Preſtrelenik (2375 Meter) und die etwas niedrigeren Kombine und Baba grande. Weiter ſüdlich iſt der Matajur (1595 Meter). Die unterſten Ausläufer, „die Borralpen,“ ziehen als Coglio („Hügel“) weſtlich von Görz.

Das zweite Gebiet ſind die julischen Alpen zwischen Coritnica-Sfonzo, Save, Idria und Zaier. Den nördlichſten Stock bildet der Mangart mit ſeinem ſcharfen, 18 Kilometer langen und 1580 bis 2400 Meter hohen Rücken, über welchen die Gipfel noch um 180 bis 250 Meter hinausragen. Die höchſte Erhebung iſt der eigentliche Mangart mit 2675 Meter. Südöſtlich ſchließt ſich die bedeutendſte Gruppe unſeres Alpengebietes, die des Triglav, an, die mit ihren vielfachen Verzweigungen, Plateaux und Hochthälern über 660 □Kilometer einnimmt. Die oberſten Spitzen des in geologiſcher Beziehung dem Mangart ähnlichen Gebirgſtockes bilden die drei Triglavgipfel, deren höchſter 2845 Meter mißt. Nach Weſten gegen den Sfonzo ragt am weitesten der Krn (2245 Meter) vor, nach Süden zu der niedrigere Vochn. Die wichtigſten Sättel ſind hier die Bača (1292 Meter) und die Škerbina (1903 Meter), die aus der Wochein ins Tolmeiniſche führen. Nach Oſten, vom Hauptſtock durch die Wocheiner Save getrennt, dehnt ſich die Hochebene des Jelovza-Waldes aus, deren äußerſte Ausläufer mit dem 841 Meter hohen Podociberge bei Krainburg enden. Südöſtlich von der Wochein ziehen ſich die Lafer Berge. Sie erreichen im Borodin noch 1628 Meter, im Blegaš 1560 Meter und hängen gegen Südöſten mit den ſogenannten Billichgrazer Bergen zuſammen, deren letzte Ausläufer vor Laibach kaum 316 Meter hoch ſind. Nur in geologiſcher Hinſicht mahnen dieſe Höhen noch an die Alpen, mit denen ſie faſt die gleichen Schichten zeigen. Die Idrianer Berge bilden ſchon den Übergang zur Karſtformation.

Das dritte Gebiet der ſüdlichen Kalkalpen umfaſſen die Karawanken und ihre Fortſetzung, die Steiner Alpen, öſtlich vom Predil an. Zuerſt ſchmal und niedrig, ſteigen ſie zu bedeutender Höhe, verbreiten ſich immer mehr, bis ſie ſich endlich an der Kočna in zwei Züge theilen. Der ſüdliche bildet die Nordgrenze Krains und endet an der Kanfer. Der bekannteſte Gipfel iſt hier der Stou (2232 Meter). Zu den wichtigſten Übergängen gehören der 1044 Meter hohe Sattel, über den die Poſtſtraße von Wurzen nach Villach führt, der Loibl-Paß (1353 Meter),



Starfslandschaft. (Mühlen am Ursprung der Dmbta.)

endlich die in einer Höhe von 570 bis 630 Meter sich hinziehende Straße von Krainburg über Höflein nach Kappel in Kärnten. Der ganze Gebirgszug ist reich an Eisenerzen.

Die Fortsetzung der Karawanken bilden die Steiner Alpen, die, gleich ihnen, den Charakter der Dolomitgebirge tragen. Mit ihren Ausläufern, den Egger oder Bodpeischer Bergen, reichen sie bis zur Save. Die Vorberge Unterkrains im Rhombus zwischen Save und Gurk haben größtentheils alpinen Charakter; nur an einzelnen Stellen deuten sie den Übergang zur Karstformation an. Dagegen kann das nordöstlich streichende Ustkongebirge schon als ein Ausläufer des Karstgebietes der windischen Mark betrachtet werden.

Der Karst Krains und des Küstenlandes läßt sich in drei Hauptgebiete gliedern. Der nördlichste Theil zieht als eine hohe Terrasse von 20 Stunden Länge, 8 Stunden Breite und einer mittleren Höhe von 630 Metern im allgemeinen von Nordwest nach Südost. Er beginnt mit dem Tarnowanerwalde, an den sich der theilweise bewaldete Birnbaumerswald mit dem Nanos (1299 Meter) anschließt, setzt sich in der Piuka Planina mit dem Zavornik (1266 Meter) und dem Paajer Schneeberg*) (1796 Meter) fort und endet im Osten mit den Hochflächen der windischen Mark. Im allgemeinen senkt sich dort das Plateau immer mehr. Der Krin, südlich vom Laibacher Moor, hat noch 1105 Meter, während der südöstlicher ziehende Hornwald nur mehr im Hornbüchl 1099 Meter erreicht. Der öde, mittlere Karst streicht gleichfalls in südöstlicher Richtung zwischen der Wippach und Ober-Necca einer- und einer Linie andererseits, die vom Golf von Ruggia gegen Fiume läuft. Im Westen dieses Gebietes ist der Triestiner Karst, der bei Triest mit dem Opčina und M. Spaccato (401 Meter) steil gegen den schmalen Küstenfaum abfällt. Von diesem Zuge nur durch die Einsenkung getrennt, welche die Straße von Triest nach Fiume benützt, setzt sich der Tschitscher Boden fort. Sein Plateau überragt die Vena-Kette mit dem Slounik (1026 Meter) und dem Planik (1267 Meter). Die östlichste kurze Strecke bis nach Fiume heißt der Liburnische Karst.

Südlich von der früher gezogenen Linie erhebt sich das istrianische Plateau, im Osten und Norden noch von bedeutenderen Höhenzügen flankiert. Der erste, das mauerartige Caldera-Gebirge, streicht vom M. Maggiore, dem höchsten Gipfel der Halbinsel (1394 Meter), mit steilem Abfall gegen den Quarnero zu, nach Süden bis zur Mündung der Arsa und erreicht noch im M. Sissol 832 Meter. Der letztere zieht bogenförmig vom M. Maggiore über Rozzo, Pinguento und Dollina.

*) Die Besteigung dieses lohnenden Gipfels wird erleichtert durch eine von der Section Küstenland des deutschen und österreichischen Alpenvereines erbaute und erhaltene Hütte.

Einzelne Punkte erheben sich über 1100 Meter. — Nach Westen und Süden flacht sich das hügelige Plateau gegen das adriatische Meer immer mehr ab. Die Inseln, die von Istrien nach Dalmatien führen, tragen durchwegs Karstcharakter. Die höchste Erhebung ist der M. Syß auf Cherso (638 Meter).

Das Festland Dalmatiens weist gleichfalls alle charakteristischen Eigenschaften der Karstformation auf. Gegen Croatien bildet die Grenze die Mauer des Velebit, der im Sveto Brdo 1753 Meter erreicht. Das ganze Land wird nach Osten zu begrenzt von den sogenannten dinarischen Alpen. Ihre Hauptgipfel sind der M. Dinara (1811 Meter) und der Sanĉi Brdo (1677 Meter). Im Norden verläuft das Plateau zwischen den dinarischen Alpen und der Küste ziemlich gleichmäßig, nur an einzelnen Stellen erheben sich nennenswerte Gipfel, wie die Promina. Weiter südlich ziehen auch an der Küste höhere Ketten, die Monti Tatari, das Moßor-Gebirge (1339 Meter) bei Spalato und südlich von der Cettina der Biokovo (1766 Meter). Der schmälste Theil des Landes hat die bedeutendsten Erhebungen. Bei Cattaro ist der höchste Gipfel des österreichischen Karstes der Drjen (1898 Meter). Auf der weit ins Meer vordringenden Halbinsel Sabbioncello erhebt sich noch der M. Vipera bis zu 967 Meter. Im Gebiete der gebirgigen Inseln, die in Lage und Aufbau dem Festlande entsprechen, ist der höchste Gipfel der M. San Vito auf Brazza (785 Meter). Auf drei Inseln führt der höchste Berg den Namen Hum (d. i. Gipfel), auf Lagosta (421 Meter), Curzola (573 Meter) und Lissa (592 Meter).

Die Flüsse unseres Ländercomplexes gehören theils dem Gebiete der Donau und somit dem schwarzen Meere, theils dem adriatischen Meere an, manche der Karstgewässer verschwinden auch nach längerem oder kürzerem Laufe im Felsenboden.

Der Hauptfluß Krains, dessen Name vielleicht mit dem keltischen Sva „zwei“ zusammenhängt, entspringt aus zwei Quellarmen, der Wurzner- und Wocheiner Save. Die erstere, von einem Tümpel bei Katschach herkommend, hat bis zur Vereinigungsstelle bei Radmannsdorf auf eine Lauflänge von 38 Kilometer ein Gefälle von 340 Meter, die letztere, ein Abfluß der Triglavseen, auf eine geringere Strecke 380 Meter. Von Radmannsdorf bis Treffen (85 Kilometer) beträgt das Gefälle 175 Meter, in dem letzten Abschnitte bis zur Grenze (69 Kilometer) 102 Meter. Die Nebenflüsse sind: a) links die von den Hängen der Kosuta herabstürzende Neumarktkler Feistritz und die von Kärnten zwischen den Ausläufern des Storzič und der Ročna daherbrausende Kanter, dann die Steiner Feistritz vom Grintouc; b) rechts die nahezu 40 Kilometer lange Zaier mit der Poljansica oder Pöllander Zaier, die von ihrem Ursprunge an schiffbare Laibach (43 Kilometer), die Neuring (50 Kilometer),

welche in vielfachen Krümmungen das liebliche Neudegg = Massenfuser Thal durchfließt und die Gurk (76 Kilometer), die bei Berggurr fast mit der Mächtigkeit der Laibach zutage tritt, endlich die Kulpa, auf einer allerdings kurzen Strecke die Landesgrenze bildend.

Zum Gebiete des adriatischen Meeres gehört vor allem der Hauptfluß der gefürsteten Grafschaft Görz = Gradisca, der Ssonzo, dessen Quellen dem Triglavstocke entströmen. Sein zickzackförmiger Lauf hat auf einer Strecke von 130 Kilometern ein Gefälle von 807 Meter, hievon entfallen auf den Antheil Görz = Mündung nur 42 Meter. Seine bedeutenderen

Nebenflüsse sind: links die Idria und Wippach, rechts die Coritnica, der Torre mit dem Ratifone und Sudrio. Der letztere bildet eine Strecke lang die Reichsgrenze.

Schon einige Nebenflüsse der Save und des Ssonzo weisen dadurch, daß sie nicht als Rinne, sondern als fertige, starke Bäche aus den Felsen hervorsprudeln, auf den eigenthümlichen Charakter der Gegend hin, der sie entströmen. Das siebartig durchlöchernte Karstgebiet hat wenige offene

Podgorje in Istrien entspringt, Krain in einer über 40 Kilometer langen Strecke durchfließt und bei S. Canzian in einer schönen Doline verschwindet. 33 Kilometer westlicher tritt der Fluß, nur 3 1/2 Kilometer vom Meere entfernt, wieder zutage. Ähnlich verschwindet die Poik bei Adelsberg, tritt wieder hervor, nimmt den Namen Unz und nach einem neuerlichen Verschwinden und Wiedererscheinen den Namen Laibach an. Auch weit hinaus über jenen Theil Krains, der den bezeichnenden Namen „Dürrenkrain“ führt, begegnen uns derartige unterbrochene Flussläufe.



Krainetracht.

Flußthäler. Die atmosphärische Feuchtigkeit verschwindet entweder sofort oder, wenn sie sich zu flußartigen Wasseradern vereinigt, häufig nach kurzem Laufe, um ihren Weg unterirdisch fortzusetzen und vielleicht wieder an einer andern Stelle, durch Seitencanäle verstärkt, ans Tageslicht zu treten. Eine solche Erscheinung zeigt sich bei dem nächsten östlichen Zuflusse des adriatischen Meeres, beim Timavo. Dieser ist nichts Anderes, als die Mündung der Necca, die bei

Die bedeutendsten Gewässer, die vom istrianischen Plateau herabkommen, sind: der westlich fließende Nisano (Mündung bei Capo d' Istria), der Formione der Alten, die Dragogna (M. in der Nähe Piranos), der Quieto (bei Cittanova) und die südlich verlaufende Arsa (Arfia der Römer, Mündung in den gleichnamigen Canal).

Die Flüsse der dinarischen Alpen haben sämmtlich Neigung zur Kataraktbildung. Es sind die Zermanja (einst als Tedanius Grenzfluß der Sapyden), die Kerka, als Titius unter den Römern Grenzfluß zwischen Dalmatien und Liburnien. Sie entspringt aus einer Felshöhle am Fuße des Berges Heršovac bei Topolze in der Nähe Knins. Die Cetina (Tilurus) vom M. Dinara, endlich diearenta in ihrem Mündungsgebiete. Da die letztere von Metcovich an fast kein Gefälle zeigt, wird sie bis dorthin mit Dampfmaschinen befahren. Die Lauflänge der genannten dalmatischen Flüsse beträgt 56, 60, 99 und 26 Kilometer (letztere auf österreichischem Gebiete).

Seen finden sich allerdings in nicht großer Anzahl sowohl im Alpenmeere bespült. Da dieses nur den Seitenarm eines Binnenmeeres bildet, so ist es auch verhältnismäßig ziemlich flach. Die größte Tiefe ist im Süden und beträgt 1227 Meter, nordwärts und gegen die Küste zu hebt sich der Meeresgrund, so daß er zwischen der Pomündung und Dalmatien durchschnittlich nur 422 Meter von der Meeresoberfläche entfernt ist. Der Salzgehalt ist ein bedeutender, er beträgt im Mittel 37-61 auf 1000 Theile Wassers. Ebbe und Flut sind in der Adria etwas stärker, als in anderen Theilen des Mittelmeeres.



Oberkrainertracht.

als im Karstgebiete; die ersteren zeichnen sich durch größere landschaftliche Reize aus. Hierher gehören der Wocheiner-, Beldees- und die Weißenfelsen Seen. In der zweiten Gruppe sind wichtiger: der Zirknitzer-See in Krain, der Cepich-See in Istrien, der Brana-See auf Cherso und ein See gleichen Namens in Dalmatien.

Unsere Landschaften werden auf eine Strecke von mehr als 1400 Kilometer (Transleithanien ungerichtet) vom adriatischen

Der Küstenantheil von Görz-Gradisca ist größtentheils flach, die Ostküste dagegen steil, hafensreich und durch eine Reihe vorgelagerter Inseln geschützt. Diese Inseln gehören 3 Gruppen an: 1. den quarnerischen in der stürmischen Bucht zwischen Istrien und Dalmatien, dem Quarnero: Cherso, Veglia, Lussin und einige kleinere; 2. den nord- und 3. den süddalmatinischen oder, wie die Dalmatiner selbst sagen, den westlichen und östlichen Inseln. Zu den ersteren zählt man Arbe, Pago, Lunga u. a., unter den letzteren ragen Brazza, Lesina, Lissa und Curzola hervor.

Unser ganzes Gebiet zerfällt in zwei klimatische Hauptzonen, die nicht nur durch die große Ausdehnung desselben der geographischen Breite nach, sondern auch durch den Gegensatz zwischen Binnenland und Küstengebiet bedingt werden. Bei den Küsten und Inseln ist es die doppelseitige Einwirkung von binnenländischen und maritimen Luftströmungen, welche dem Klima einen ganz eigenthümlichen Charakter aufprägt. Die maritimen Luftströmungen bringen in der Regel warme, feuchte Luft. Ihr hervorragendster Repräsentant ist in unseren Gegenden der Scirocco. Die binnenländischen erniedrigen die Temperatur und führen kühle, trockene Luft mit sich. Allgemein bekannt ist die Bora, unter welchem Namen nicht etwa bloß der N.W., sondern sämtliche aus dem nördlichen Quadranten herabwehenden Winde bezeichnet werden, wenn sie mit größerer Geschwindigkeit und in Pausen vom Festlande herabschießen, um den Unterschied zwischen dem dortigen Luftdruck und dem geringeren über dem Meere auszugleichen. Natürlich ist die Bora dort am stärksten, wo der Gebirgsraum mindestens zwischen 330—660 Meter hoch und nur etwa 2—4 Kilometer weit in horizontaler Linie von der Küste entfernt ist. Dies ist z. B. der Fall bei Triest, Fiume, der ganzen Strecke von da über Zengg bis gegen Zara, dann in der Umgegend von Ragusa und Cattaro. Hier vermag der Wind zuzeiten Ecksteine hinwegzuschleudern, Gefährte umzuwerfen und das Gehen der Menschen ernstlich zu gefährden. Wo hingegen die Berge niedrig und die bedeutenderen Rämme entfernter sind (wie auf der Strecke von Capo d'Istria über Pirano gegen Pola bei Zara und Spalato), ferner auf den Inseln hat die Bora weit geringere Heftigkeit, weil sie vor dem Austreten weniger hoch und lang aufgestaut und unterwegs durch die allmählich vorsichgehende Ausgleichung abgeschwächt wird.

Das Borawetter hält, wenn es sich einmal festgesetzt hat, öfter tagelang, ja bisweilen zwei Wochen constant mit größerer Lufttrockenheit und niedriger Temperatur (die aber doch selten unter 0 herabsinkt) an. Niederschläge stellen sich nur dann ein, wenn ein mächtiger, wasserreicher Luftstrom von Südwest unmittelbar über der Boraschicht zieht. Dann haben die Bewohner des Südens das seltene Schauspiel des Schneefalles. Übrigens ist er in

der Ebene nicht von Dauer. Ein Winter, in dem vorherrschend kalte, mehr trockene Witterung herrscht, wird „Vorawinter“ genannt. Wiegt dagegen die feuchte, milde Witterung vor, so spricht man von einem Sciroccowinter.

Die Hauptzeit für den Scirocco ist übrigens Frühjahr und Herbst. Namentlich in die letztere Jahreszeit fällt in unserer klimatischen Zone das Regenmaximum. Ende Mai beginnt in der Regel nach einem sehr kurzen Frühling der Sommer mit seiner Regenlosigkeit. Ein Tag gleicht dem andern. Nachts und morgens bis einige Stunden nach Sonnenaufgang weht die Landbrise, welche von der rascheren und bedeutenderen Abkühlung des Festlandes dem Meere gegenüber bewirkt wird und umso stärker auftritt, je „größer der ihr zugrunde liegende Gegensatz“ ist. So wird unter sonst gleichen Verhältnissen bei einem kahlen und der directen Bestrahlung mehr ausgesetzten Boden die nächtliche Abkühlung eine stärkere sein, als bei einem durch Vegetationsfichten gedeckten; die Brise wird daher auch energischer auftreten.

Während der allmählichen Erwärmung des Landes tritt Windstille ein, die auch bei kürzerer Dauer sehr drückend wirkt. Schon um 9 Uhr vormittags, in vielen Gegenden später, in manchen sogar erst nachmittags, erhebt sich die Seebrise, feucht und kühl, wächst gegen Abend an, bis sie nach Sonnenuntergang rasch einschläft und nach kurzer Windstille wieder die Landbrise an ihre Stelle tritt. Da die Seebrise an der Adria häufig in der Richtung des Maestrals (Nordwesten) weht, wird sie auch mit diesem Namen bezeichnet. Natürlich kommt die Wohlthat dieser kühleren Luftströmung in erster Linie den Küstengegenden zugute, das innere Karstgebiet wird bald mehr, bald weniger, in manchen Orten gar nicht davon berührt. Daher sind dort, namentlich wenn auch die Bora leichter Zutritt hat, die Temperaturdifferenzen und der Unterschied zwischen Sommer und Winter ziemlich stark.

Die klimatischen Verhältnisse des nördlichen Theiles unseres Gebietes, Krains und des oberen und mittleren Isonzolandes gleichen im großen und ganzen denen der übrigen Südalpenländer. Wir haben hier eine gleichmäßigere Vertheilung der Niederschläge auf die Jahreszeiten. Nur Innerkrain leidet an Trockenheit. Das rauheste Klima hat Oberkrain und das oberste Isonzogegebiet, das mildeste Görz, allerdings etwas hyperbolisch „Österreichs Nizza“ genannt, und das Wippachthal.

Auch die Vegetationsverhältnisse unseres Gebietes werden durch die oben erwähnte klimatische Zweitheilung berührt. Während sie im nördlichen Theile im allgemeinen alpinen Charakter tragen, treten wir im Küstengebiet in die Zone der immergrünen Sträucher und Südfrüchte. Der Boden ist im großen und ganzen von der Natur nicht besonders gesegnet; dazu kommt die wenig rationelle Bewirtschaftung, welche von verschiedenen Ursachen bedingt wird: von dem niedrigen Bildungsstande und der wenig nachhaltigen Thätigkeit der agricolen Bevölkerung und von den eigenthümlichen

ökonomischen Verhältnissen, dem „Colonen- (Zeitpächter) Wesen,“ das in Görz, Istrien und Dalmatien besteht.

Der productive Boden figurirt zwar in den landwirtschaftlichen Tabellen mit 95% des gesammten Areal's, doch muß bemerkt werden, daß ein großer Theil jener sehr beträchtlichen Landstriche, die wir in der Rubrik Weideland untergebracht finden (1 $\frac{1}{4}$ Millionen Hektar), so kahl und dürrtig von der Natur ausgestattet ist, daß er wohl nicht viel höher steht, als der unproductive Boden.

In Krain entfällt von dem nutzbaren Gebiete mehr als zwei Fünftel auf Wald, nahezu zwei Fünftel auf Wiesen und Weiden, ein Siebentel ungefähr nur auf das Ackerland. Am fruchtbarsten sind die Wippacher Gegend, dann die Strecken von Laibach bis zur Zaier und Save. Hauptfrüchte sind Buchweizen, Hafer und Weizen, dann folgen Roggen und Hirse, die Maiscultur ist weniger verbreitet. Selbst in guten Jahren muß ein Theil des Bedarfes der Bevölkerung an Cerealien durch Zufuhr gedeckt werden. Nicht besser ist es in den zum Küstenlande gehörigen Gebieten. Die fruchtbarsten Bezirke sind hier im Görzischen, die schlechtesten im Triestiner Karste, besser ist das nördliche, wenig fruchtbar dagegen das südliche Istrien und die Inseln. Die Hauptgetreidearten sind Gerste, Mais und Weizen. Auch hier muß jährlich eingeführt werden. Das Waldland beträgt im Küstenlande ein Viertel, mehr als die Hälfte entfällt auf Wiesen und Weiden und zwar zum größten Theile auf Hutweiden. Häufig sind die Weidestrecken theilweise mit niedrigem Gehölz bedeckt, das zur Feuerung verwendet werden kann und ausgeführt wird. Bauholz, von dem Krain viel namentlich nach Triest liefert, kommt hier wenig vor.

In Dalmatien entfallen sechs Zehntel fast auf Wiesen- und Weideland und zwar letzteres größtentheils von der oben charakterisierten Gattung. Feidlicher Wiesen sind nur sehr wenige. Mehr als ein Fünftel nehmen die Waldungen ein. Nur ein Zehntel des Areal's ist Ackerland.

Wein wird in allen unseren Ländern ziemlich viel producirt. Das kleinste Weingebiet hat Krain mit 1% und zwar besonders in Unterkrain. Im Küstenlande gehören ungefähr 2 $\frac{1}{2}$ % dem Weinlande an. Vortreffliche Gattungen gedeihen am Coglio bei Görz, erwähnenswert sind ferner der Terran, Prosecco und Refosco.

Dalmatien hat am meisten Weingebiet, 5 $\frac{1}{2}$ %. Bekannt sind der Maraschino (vom gleichnamigen Liqueur zu unterscheiden), dann der Moscato, Bugava, Malvasia u. a. Die außerordentlich dunkle Farbe der meisten dalmatinischen Weinsorten rührt davon her, daß der Wein erst nach beendigter Gährung von den Trebern abgezapft wird, wobei der Farb- und mitunter auch der Gerbstoff aus der Haut der Beeren in den Wein übergeht. Dieses fehlerhafte Verfahren trägt auch die Schuld an der geringen Haltbarkeit der dalmatinischen Weine. In den letzten Jahr-

zehnten ist — leider bisher nur in kleineren Kreisen — eine Wendung zum Besseren eingetreten.

Im südlichen Theile unseres Gebietes spielt der Olivenbau eine größere Rolle. Er beginnt schon in einigen Districten der Grafschaft Görz = Gradiſca und des Triester Territoriums, nimmt mehr Gebiet in Istrien, noch mehr in Dalmatien ein. Die Olive gedeiht nicht nur an den Küsten, sondern an allen vom Nordwinde geschützten, selbstverständlich nicht zu hoch liegenden Stellen.

Von sonstigen Culturen wären zu erwähnen: die Reisaupflanzungen in den Niederungen von Gradiſca und die Kastanienhaine in Istrien, an einzelnen Orten auch in Dalmatien.

Die Viehzucht erfreut sich nirgends großer Blüte. Schon in Oberkrain läßt sie sich mit der anderer Alpenländer nicht vergleichen. Noch niedriger aber steht sie im Karstgebiete. Der dalmatinische Landmann ist mehr Hirt als Viehzüchter und Ackerbauer. Von allen Hilfsmitteln, welche die moderne

Wirtschaftslehre darbietet, hat er keinen Begriff. Die Schweine erscheinen. Das häufige Vorkommen der ersteren wird zum Theil durch die Bodenbeschaffenheit, vor allem aber durch die Anspruchslosigkeit dieser Thiere bewirkt, die selbst mit den hier zahlreich vorkommenden Disteln vorlieb nehmen. Auch die Ziege, „die Kuh des Armen,“ ist sehr genügsam und für das Volk von mancherlei Nutzen. Allerdings fällt dem gegenüber der Schaden schwer in die Waagschale, den die Ziegen der Vegetation zufügen, indem sie die Wipfel der jungen Bäumchen abfressen und den Nachwuchs zerstören.



Kondar. (Dalmatinischer Feldwächter.)

Stallfütterung, der Anbau von Futterkräutern liegen außer seinem Ideenkreise. Er zieht seine Kinder bloß zur Feldarbeit — daher gehört Kalbfleisch in Dalmatien zu den seltenen und theuern Bissen. Den Käse bereitet der Karstner auf die einfachste Weise und größtentheils für den eigenen Gebrauch. Auffällig mag dem Leser in den statistischen Tabellen die nach Süden zunehmende Zahl der Esel und Maulthiere, sowie der Ziegen und Schafe, dagegen die

Abnahme der

Wo daher an eine Aufforstung des Karstes gedacht wird, müssen zuerst diese Thiere verschwinden.

Neben den Ziegen werden viele Schafe gehalten. Das Klima ist hiefür ein außerordentlich günstiges, die Kräuter auf den Tristen und Weiden besonders würzig. Leider wird auch die Schafzucht wenig rationell betrieben. Sie liefert fast nur grobe Wolle. Das Fleisch, die „Castradina,“ wird stark gegessen. Die Schweinezucht ist nur in Oberkrain, wo sie durch die Eichen- und Buchenwälder unterstützt wird, von größerer Bedeutung. Die Bienenzucht ist ziemlich belangreich in Krain und im Küstenlande. In Dalmatien ist der Honig von Solta durch seine Qualität berühmt, leider kommt er in geringen Mengen vor. Eine nicht unbedeutende Quelle des Volkswohlstandes kann im Laufe der Zeit die Seidenzucht werden, wenn sie überall dort, wo die klimatischen und Bodenverhältnisse es gestatten, betrieben werden wird. Anfänge sind hiezu gemacht worden durch die Errichtung von Beobachtungsstationen, sowie durch die Unterstützung der Seidenzüchter von Seite der Regierung und der Landwirtschaftsgesellschaften.

In jagdbaren Thieren steht Krain obenan. Hier werden noch Bären geschossen, ebenso Wölfe, die von Croatien herüberstreifen. Ferner kommt in Krain der Bilsch vor. Im Laibacher Moore werden Krebse von bedeutender Größe gefangen. Unbedeutend ist die Jagd in Istrien, ebenso auf dem Festlande Dalmatiens. Auf den Inseln finden sich noch Schakale. Im Narenta-Delta sind viele Wasservögel. Das Meer endlich ist reich an Fischen und Schalthieren.

An der Bergwerksproduction der Monarchie nimmt unser Ländercomplex nur einen sehr bescheidenen Antheil. Am wichtigsten ist Krain und zwar durch das Quecksilber von Idria, das Eisen in Oberkrain, sowie durch Kohlen, Blei und Zink. In Istrien haben wir etwas Kohlen, ebenso in Dalmatien; auf der Insel Brazza asphaltähnliche Steine, dann gute Bausteine im ganzen Karstgebiete.

Keines unserer Kronländer enthält ein größeres Industriegebiet. Hervorzuheben sind in Krain die Eisenindustrie, im südlichen Görzischen die Seidenspinnerei, Baumwollen-, Kerzen- und Seifenfabrication, an einigen Stellen Dalmatiens die Maraschino- und Spiritusbereitung und endlich an der Küste der Schiffbau. Wichtig sind hier vor allem Triest, in zweiter Linie Pola für den Bau der Eisen- und die quarnerischen Inseln für den der Holzschiffe. Von den Segelschiffen weiter Fahrt entfällt die größte Zahl auf Istrien und hier wieder mehr als $\frac{2}{3}$ auf Lussin piccolo allein. Im Jahre 1880 bestand die Handelsflotte unserer Kronländer aus 97 Dampfern, 314 Schiffen weiter Fahrt, 62 großen, 1582 kleinen Küstenfahrern, 1988 Fischerbarken, 3662 nummerierten Barken und Lichterschiffen, also aus 7715 Fahrzeugen mit 261.520 Tonnen Gehalt und 24.987 Personen Bemannung.

Von dem Handelsverkehr fällt der Löwenantheil Triest zu. Der Wert der Einfuhr betrug bei diesem Plage in dem Jahre 1879: 253,090.694 fl., der der Ausfuhr 212,059.073 fl., der Gesamtverkehr also 465,149.767 fl., also um 4⁰/₁₀₀ mehr als im Vorjahre 1878, um $\frac{1}{3}$ ⁰/₁₀₀ mehr als 1871. Gegenwärtig ist Triest, allerdings nur mehr für eine kurze Reihe von Jahren, Freihafen, die frühere exclusive Stellung Istriens und Dalmatiens hat aufgehört, beide Gebiete sind bereits dem allgemeinen Zollverbande einverleibt.

Die Bevölkerung beträgt 1,605.278 Seelen*) (Krain 481.243, Küstenland 647.934, Dalmatien 476.101) und gehört größtentheils 3 Nationen an: den Slaven, Italienern und Deutschen. Hievon kommen auf die Slaven 81⁰/₁₀₀. Es sind sämmtlich Südslaven, und zwar Slovenen, Croaten und Serben. Der größte Theil Krains, der ganze Norden und Osten von Görz, das Innere Istriens und fast ganz Dalmatien werden von ihnen bewohnt. 15⁰/₁₀₀ entfallen auf die Italiener. Sie nehmen den südwestlichen und südlichen Theil der Grafschaft Görz-Gradisca ein. Die Bewohner des ersteren Gebietes nennt man Friauler oder Furlaner. Diese sprechen eine Mundart, welche den früheren romanischen Dialecten näher steht, als dem heutigen Italienischen. Ferner halten die Italiener die Küsten und die größeren Orte im Innern Istriens besetzt, endlich einen Theil der Städte und einige Inseln Dalmatiens. Am geringsten sind der Zahl nach die Deutschen (3⁰/₁₀₀**). Eine größere deutsche Sprachinsel finden wir nur in der Gottschee in Krain. Bedeutendere Bruchtheile der städtischen Bevölkerung machen die Deutschen in Laibach, Triest und Pola aus, geringere in Görz und einigen Städten Krains. Weiter hinab in Dalmatien kommen sie in keiner nennenswerten Anzahl vor.

In Betreff der Religion gehören die Italiener und der größere Theil der Slaven und Deutschen dem katholischen Glaubensbekenntnisse an. Die Katholiken stehen unter den Erzbischümern Görz mit den Suffraganaten Laibach, Triest-Capo d'Istria, Parenzo-Pola, Veglia und Zara mit den Bischümern Ragusa, Spalato, Sebenico, Pesina und Cattaro. Ein Theil der Slaven Dalmatiens, und zwar die Serben, gehören der griechisch-orientalischen Kirche an. Sie haben ihren Bischof in Zara. Protestanten beider Bekenntnisse haben wir nur eine sehr geringe Anzahl, größtentheils unter den Deutschen. Die Mehrzahl der Israeliten entfällt auf Triest, das überhaupt als Welthandelsstadt die größten religiösen wie nationalen Verschiedenheiten zeigt.

An der Spitze der Regierung steht für Krain der Landespräsident mit dem Sitze in Laibach, für das Küstenland und Dalmatien die Statt-

*) nach der Volkszählung vom 31. December.

**) Der Rest (1⁰/₁₀₀) entfällt auf die Angehörigen anderer Nationen, Griechen, Franzosen, Engländer, Türken zc.

halter in Triest und Zara. Von den 3 Gebieten des Küstenlandes hat jedes seinen eigenen Landtag. Die obersten Gerichtsbehörden sind die Oberlandesgerichte von Triest und Zara für die Küstenlandschaften, Graz für Krain; für die finanziellen Angelegenheiten die Finanz-Directionen in Laibach, Triest und Zara. Als oberste Militärbehörde fungiert für Krain das Generalcommando in Graz, für das Küstenland das Militärcommando in Triest, für Dalmatien das in Zara. Das Postwesen Krains und des Küstenlandes steht unter der Leitung der Postdirection in Triest, das Dalmatiens unter jener in Zara. Das Telegraphen-Inspectorat für alle unsere Länder, sowie für Steiermark befindet sich in Triest.

Die geistige Culturstufe ist bei den verschiedenen Bevölkerungselementen unserer Länder eine sehr verschiedene. Im allgemeinen steht sie höher bei den Deutschen und Italienern, niedriger bei den Slaven, namentlich Dalmatiens. Doch beginnt sich in neuester Zeit auch hier mit der Entwicklung des nationalen und politischen Bewusstseins das Streben nach geistiger Entwicklung immer mehr zu regen.

Versetzen wir uns jetzt auf einige Augenblicke aus der Gegenwart zurück in die Tage der grauen Vorzeit.

Die frühesten Spuren menschlicher Ansiedlungen in unserem Binnenlande hat die Natur selbst in unverkennbaren Zeichen erhalten. Im Laibacher Moore, einst einem See, fanden sich Überreste von Pfahlbauten, die ganz jenen der Schweizer Seen und Oberösterreichs gleichen. Die aus einer mehr als klastertiefen Torfschichte herausgegrabenen Gegenstände (Handhaben für Streitärzte aus Hirschgeweih, Steinhämmer, Überreste von Eichenpfählen und Boote nach Art der oberösterreichischen Einbäumler) rufen uns jene Zeiten zurück, in welchen der in Thierfelle gehüllte Herr der Schöpfung noch die Edelhirsche und Bären mit der Steinart bekämpfte und sich mit seiner Beute in der sicheren Pfahlbaufeste barg. Neben den Producten der sogenannten Steinzeit treten uns bei den Ausgrabungen im Laibacher Moore auch Fragmente aus der Bronzezeit entgegen, ganz übereinstimmend mit ähnlichen Fundobjecten an anderen Orten, z. B. im Hallstätter Salzberge. Sowie dort, werden auch hier die Kelten als die ersten historisch nachweisbaren Bewohner genannt. Ihre südlichen Nachbarn waren die illyrischen Stämme, die von jenen aus ihren ursprünglich weiter nördlich reichenden Wohnsitzen zurückgedrängt wurden. Im Grenzgebiete beider saßen Völker gemischten Blutes, wie die Sapyder u. a. Kelten wie Illyriker erlagen den Römern, die einen später, die anderen früher, und durch Jahrhunderte gehörte unser Gebiet dem römischen Weltreiche an. Der westliche Abschnitt (Theile von Görz und Gradisca, Triest und Istrien bis zur Arsa) wurde noch zu Italien gerechnet, der Rest Istriens und die Ostküste des adriatischen Meeres bis zur Nerka hieß Liburnien, die Landschaft südlich von der Nerka bis zum heutigen Albanien Dalmatien. Das Binnenland

im Nordwesten bildete einen Theil des *Noricum mediterraneum*, das im Nordosten gehörte *Pannonien* an.

Wie überall, brach sich die überlegene römische Cultur auch in unseren Ländern bald Bahn. Namentlich im Küstengebiete, dessen älteste Geschichte theilweise noch in die Zeit der griechischen Colonialgründungen zurückgreift, vollzog sich die Romanisierung rasch, und eine leider nur zu kurze Periode des materiellen und geistigen Aufschwunges stellte sich in ihrem Gefolge ein. Von der großen Reihe blühender Orte, die damals entstanden oder doch erst zu Bedeutung gelangten, wollen wir nur einige hier erwähnen. Im Küstengebiete von Norden nach Süden gehend, treffen wir zunächst die wichtigste Stadt *Aquileja*, dann *Tergeste*, *Colonia Julia Parentium* (*Parento*), *Pietas Julia (Pola)*, *Aenona (Rona)*, *Jadera (Zara)*, *Tragurium (Traù)*, *Salona (bei Spalato)*, *Epidaurum (Ragusa vecchia)*, *Butua (Bubua)*, *Risanum (Risano)*, *Acrvium (Cattaro)*. Auch im Binnenlande der *Adria* und gegen das heutige *Krain* hinauf finden wir eine ganz stattliche Reihe von Orten, durch Straßen untereinander und mit dem Centralpunkte *Aquileja* verbunden: *Pamportus* oder *Nauportus*, wo der Sage nach die *Argonauten* bei der Heimfahrt ihr Schiff aus dem Wasser zogen und von da über das Land bis zum adriatischen Meere schleppten, weiter hinauf *Emona* im oder beim heutigen *Laibach*, *Noviodunum* (nicht weit von *Gurksfeld*), *Prætorium Latobiorum* (in der Gegend von *Treffen*) u. s. w.

Nach den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung, die mit der römischen Herrschaft auch die römische Cultur wegsegten, finden wir neue Stämme in unseren Ländern, sämmtlich der Völkerfamilie der *Slaven* angehörig. Im Norden die *Slovenen*, als *Vormauer* der *Avaren* und von diesen geknechtet, weiter im Süden die *Croaten* und *Serben*. Nur an der Küste fristeten die alten römischen Colonien noch ein kümmerliches Dasein. Alle diese Gebiete traten bald in den Bannkreis der fränkischen Monarchie. *Karl der Große* gründete hier im Osten, an den äußersten Grenzen seines Reiches, mehrere große Verwaltungscomplexe, *Marken*. Unsere Gebiete gehörten der sogenannten *Friaulermark* an, welche das ganze Land im Süden der *Drau* bis nach *Bosnien* und *Süd-Dalmatien* umfaßte.

Als die *Mark* im Jahre 824 aufgelöst wurde, traten vier getrennte Gebiete an ihre Stelle: die *Mark Verona*, *Friaul* im engeren Sinne, *Istrien* und *Krain*. Doch umfaßte die letztere *Mark* oder der *Kraingau* nur das heutige *Oberkrain* mit *Krainburg* als Sitz der *Pfalzgrafen*, während der größte Theil des übrigen Landes zu *Istrien* gerechnet wurde. Die *dalmatinischen Slaven* lösten sich bald von dem schwächer gewordenen *Frankenreiche* los und traten nur ab und zu in nähere Verbindung mit ihren nördlichen Nachbarn. — Ihre Geschichte mögen daher an einer anderen Stelle Erwähnung finden.

Bald vernichtete ein neuer Wanderstamm von Osten her — die Magyaren — die nördliche Markschöpfung Karls des Großen, die Ostmark. Erst Otto I. gelang es, die Dränger dauernd zurückzuwerfen und eine neue Ostmark zu begründen. Auch unser Küstengebiet, das seit dem Verfall der fränkischen Monarchie zum Königreiche Italien gerechnet worden war, wurde seit 952 wieder dem fränkischen Reiche einverleibt. Zunächst fiel es Baiern zu. 976 aber wurde Kärnten als Herzogthum von Baiern getrennt und ihm die Verwaltung der südöstlichen Marken des Reiches zugewiesen. Seit jener Zeit begannen auch die reichen Vergebungen von weiten Landstrichen in Krain an deutsche Bisthümer, vor allen an Freising und Brixen. Ersteres erhielt große Besitzungen in Oberkrain mit dem Mittelpunkte Laak, letzteres erwirkte gleichfalls ausgedehnte Schenkungen im obersten Flußgebiete der Save bis zur Vereinigung beider Hauptarme bei Radmannsdorf, dann am Zirknitzer See. Doch zeigt sich in der Bewirtschaftung der beiderseitigen Gebiete ein großer Unterschied, und zwar zugunsten des rührigeren Freisinger Bisthums. Denn während auf dem Gebiete dieses blühende Dörfer und Weiler entstanden, das dichte Gehölz sonnigem Ackerlande wich, blieb in den Marken jener Wald und See mit ihren natürlichen Schätzen, Jagd und Fischerei die Hauptnützung. Als der dritte im Bunde unter den geistlichen Herren, wenn wir von den geringer bedachten Salzburger Erzbischöfen absehen, trat bald das Patriarchat von Aquileja auf, das unter reichstreuen Kirchenfürsten im Investiturstreit zu wiederholtenmalen sogar politische Macht in den Marken erlangte. Allerdings war es das Los des Patriarchates, mehr dem Namen nach, als in der That zu herrschen und das meiste seines Besitzes und seiner Titularrechte an die Görzer Grafen, die sehr zweifelhaften Schirmvögte des Erzstiftes und die großen Geschlechter vergeben zu müssen, welche nach und nebeneinander die Rolle von Landesfürsten spielten. Es waren dies die kärntnerischen Herzoge aus dem Hause Sponheim-Ortenburg im Norden und die Markgrafen von Istrien aus der Familie Andechs-Meran im Süden. Zu diesen gesellten sich noch die österreichisch-steirischen Babenberger unter ihrem letzten streitlustigen Abkömmling Friedrich II., der sich gleich den Ortenburgern und Andechsern „Herr von Krain“ nannte. Erst die Ereignisse nach dem Tode des letzten Babenbergers und das Aussterben der Sponheimer klärten die verwirren Verhältnisse unserer Länder. Nach der kurzen Herrschaft Ottokars von Böhmen kamen die Görzer Grafen, die mittlerweile Erben Tirols geworden waren, durch kaiserliche Belehnung in den Besitz Kärntens und pfandweise Krains. Und als die tirolisch-görzische Linie ausstarb, wurden die Habsburger, die auch allmählich den lehenbaren Besitz der reichen Klosterliegenschaften in die Hände bekommen hatten, ihre Erben. 1364 wurde das krainerische Gebiet des Hauses Habsburg zum Herzogthume erhoben, 10 Jahre später starb eine der Linien der Görzer

Dynastie aus, und wiederum erbten die Habsburger die Poiklandschaft und einen Theil der windischen Mark mit Wöttling. Wie ein Keil schob sich jetzt ihr Gebiet nach Istrien vor. — Dort waren seit der Belehnung Wolfgers durch Kaiser Friedrich II. die Patriarchen von Aquileja zu Markgrafen eingesetzt worden; aber ihre beständigen Streitigkeiten mit den Nachbarn, vor allen mit ihren Schutzvögten, bewirkten, daß bald ein Küstenort nach dem andern in die Hände der Venetianer fiel. Nur die Triestiner entzogen sich (1382) der dauernden Herrschaft des Lagunenstaates durch freiwilligen Anschluß an die habsburgischen Herzoge.

So können wir seit den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts, wenn wir von dem ganz abgesondert verwalteten Triest absehen, den österreichischen Antheil, das binnenländische Istrien mit dem Hauptorte Pisino oder Mitterburg, und das venetianische unterscheiden, welches den ganzen Küstenstreifen von Triests Grenzen bis fast an das Nordostende der Halbinsel in sich begriff. — In der Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit, in den Tagen Maximilians I., kam durch das Aussterben des letzten Zweiges der Görzer Grafen auch Görz selbst an das Haus Habsburg (1500), ebenso Gradisca durch einen Krieg mit den Venetianern. Das Küstengebiet von Aquileja und Grado dagegen blieb fortwährend den Dogen, als Besizgnachfolgern der Patriarchen, unterthan, bis der Fall des Lagunenstaates auch diese Strecken sammt dem ganzen istriianischen und dalmatinischen Litorale an das Kaiserhaus brachte.

Seit dem Ende des Mittelalters bilden Krain, Görz, Gradisca, Triest und das binnenländische Istrien integrierende Bestandtheile der Monarchie und nehmen an allen wichtigeren Ereignissen derselben, an den äußeren Kämpfen und inneren Wandlungen, entsprechenden Antheil. So zog die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts auch den Norden unseres Gebietes, namentlich Krain, in ihre Kreise und schuf hier durch die Bemühungen der neuen Glaubensprediger, die Landbevölkerung für die Lehre Luthers zu gewinnen, sogar die Anläufe einer Litteraturthätigkeit in slovenischer Sprache. Auch die allgemeinen Kriegesnöthen wurden von unseren Vätern redlich getragen. Durch zwei Jahrhunderte machten sich die Türkeneinfälle hier besonders furchtbar, und als um den Beginn dieses Jahrhunderts die Truppen Frankreichs halb Europa überschwemmt, litt auch unser Gebiet schwer unter der Last des Krieges, ja es wurde sogar für kurze Zeit von dem Verbande mit der Monarchie losgelöst. Erst der Fall Napoleons I. führte wieder eine Periode ungestörter, ruhiger Entwicklung herbei.

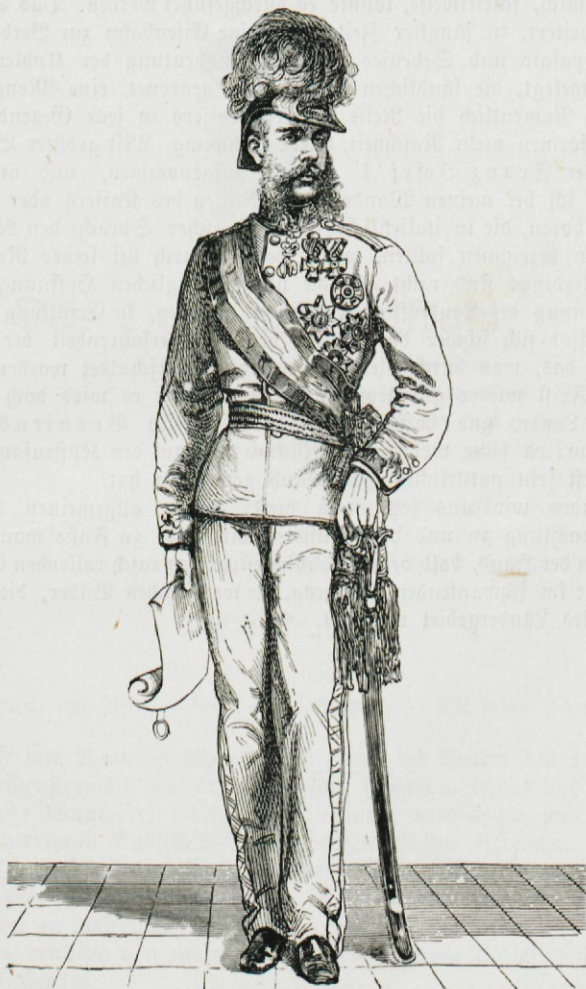
Sowie das Küstengebiet Istriens im Laufe der Zeiten fast ganz den Venetianern in die Hände fiel, so drangen diese auch in Dalmatien trotz aller Gegenbemühungen der Herrscher des Festlandes, der croatischen und ungarischen Könige von der zweiten Hälfte des Mittelalters an immer weiter vor und wußten selbst den Türken gegenüber trotz einzelner unglücklicher

Kämpfe nicht nur den alten Besitz zu wahren, sondern auch einen „nuovo“ und endlich einen „nuovissimo acquisto“ hinzuzufügen.

Für den größten Theil des Landes war allerdings die lange Periode der venetianischen Herrschaft eine wenig glückliche. Der römische Schriftsteller Plinius nennt Dalmatien das „wald- und goldreiche.“ Als die Venetianer das Land verließen, war es seiner Wälder, seines köstlichen Schmuckes, beraubt. Allerdings mag der Ausspruch des römischen Gelehrten vielleicht etwas übertrieben gewesen sein, allerdings mögen die Römer und nach ihnen die Byzantiner mit der Entwaldung begonnen haben, die Hauptschuld trifft doch die Venetianer, die den größten Theil der Waldungen ausrotteten. Za ein dalmatinischer Schriftsteller, Lanza, sagt in seinem (italienisch geschriebenen) Buche über den Diocletians-Palast geradezu, daß das Abholzen der Wälder von Seite der Venetianer nicht nur zum Zwecke der Befriedigung des eigenen Bedürfnisses an Schiffbau- und Werkholz betrieben wurde, sondern aus Staatspolitik, um dem durch die Entwaldung allmählich verarmenden Boden seine Anziehungskraft für die Fremden möglichst zu nehmen. Dieser allerdings harte Ausspruch würde ganz gut stimmen zu dem sonstigen Gebaren der Venetianer in Dalmatien, die sich um die Bevölkerung des Binnenlandes nur so weit kümmerten, als es die Zwecke der Landesvertheidigung und der Einhebung von Steuern nöthig machten, die aber kein Mittel ergriffen, um nur etwas die Culturzustände zu bessern und die Noth der Bewohner zu mildern. Bis zum Ende der venetianischen Herrschaft gab es im ganzen Inlande keine einzige Schule, gab es keine größere Straße, die von der Küste in das Innere führte. Die Küstenorte allerdings erlebten unter den Venetianern eine zweite Blüteperiode. Wer unbefangenen Sinnes durch die Mauern der heutigen dalmatinischen Seestädte geht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier in vergangenen Zeiten ein größerer Wohlstand geherrscht haben muß! Die herrlichen Dome mehrerer Städte, die ausgeschmückten Fenster, Balcone und Thüren bei jetzt ziemlich verfallenen Privathäusern weisen darauf hin. Nur darf man dabei nie außer Augen lassen, daß diese Wohlhabenheit, welche die Gebäude jener Periode zur Schau tragen, nur zum Theil der einheimischen Bevölkerung der Städte zugute kam, daß es in jedem größeren Orte venetianische Nobili waren, welche das eigentliche Regiment führten, daß ja die gut dotierten Posten ständige Pfründen für verarmte venetianische Geschlechter bildeten.

Als 1797 die venetianische Republik beseitigt wurde, kam das Land zunächst in die Hände Oesterreichs, schon 1805 aber durch den unglücklichen Frieden von Pressburg in den Besitz der Franzosen, die auch dem bis dahin erhaltenen Freistaat der Ragusaner ein Ende machten. Nur der südlichste Theil Dalmatiens — Cattaro — fiel anfangs den Russen zu, die es erst 1809 an Frankreich auslieferten, und die südlicheren Inseln wurden von den Engländern besetzt. Man muß es den Franzosen und ihrem

General Marmont nachsagen, daß sie in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft wohlthätig für das Land gewirkt haben. Sie legten zuerst seit der Römer



Kaiser Franz Josef I.

Tagen wieder Straßen an, sie suchten auch in die Verhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung etwas Ordnung und Sicherheit zu bringen.

Nach dem Sturze Napoleons fiel ganz Dalmatien — Festland wie Inseln — an Oesterreich. Schwierig war das Werk der Hebung der Landescultur und nur allmählich, schrittweise, konnte es durchgeführt werden. Das Straßennetz wurde erweitert, in jüngster Zeit sogar eine Eisenbahn zur Verbindung der Städte Spalato und Sebenico und zur Ausbeutung der Kohlenlager von Dernis angelegt, die ländlichen Verhältnisse geordnet, eine Menge Schulen gegründet. Namentlich die Reise unseres Kaisers in jene Gegenden brachte in die Reformen mehr Raschheit, mehr Schwung. Mit größter Begeisterung wurde daher Franz Josef I. überall aufgenommen, und an mehreren Orten sah ich bei meinen Wanderungen Büsten des Kaisers oder Inschriften auf den Thoren, die in italienischer oder slavischer Sprache den Nachkommen die Stätten bezeichnen sollten, welche der Monarch bei seiner Reise berührt hatte. Allerdings sind nicht alle die überschwenglichen Hoffnungen, die an die Erscheinung des Landesfürsten geknüpft wurden, in Erfüllung gegangen; manches läßt sich schwer durchführen bei der Zerfahrenheit der Parteien; auch kann das, was durch viele Jahrhunderte verschuldet worden ist, nicht in kurzer Frist wieder gut gemacht werden. Aber es wird doch allmählich besser im Lande, und hoffentlich wird der Besitz Bosniens und der Herzegowina seine wohlthätige Rückwirkung auf den Küstensaum äußern, der jetzt erst sein natürliches Hinterland gewonnen hat.

Wenden wir uns jetzt nach dieser kurzen allgemeinen Skizze der Einzelbetrachtung zu und durchmustern wir, bald zu Fuße wandernd, den Bergstock in der Hand, bald bequem dahingestreckt im rasch rollenden Eisenbahnwagen oder im schwankenden Fahrzeug, die wechselnden Bilder, die uns unser vielgestaltetes Ländergebiet vorführt.



Das Herzogthum Krain.

Mein Krain

Ist gar ein seltsam räthselhaftes Land;
Nicht so wie and're Länder liegt es da,
Ein aufgeschlag'nes Buch, von dessen Blättern
Das Aug' im Flug' den klaren Inhalt hascht;
Nein, hinter unscheinbaren Zeichen birgt
Es hohen Wert und kaum geahnten Sinn;
Begreifen muss man es, um es zu lieben.

J. G. Seidl.

I. Oberkrain.

1. Das oberste Savegebiet.

(Weißenfelder- und Veldseer-See. — Die Wochein. — Die sieben Seen.)

Erst seit dem Baue der Rudolfsbahn haben die Wellen des modernen Touristenstroms Oberkrain erreicht. Früher waren es nur einzelne muthige Wanderer, die in jene Gegenden vordrangen und sich an dem herrlichen Anblick der unverfälschten Natur erfreuten. Und in der That, Oberkrain ist ein gesegnetes Land, nicht reich an irdischen Schätzen, jene ausgenommen, die in den Tiefen der Erde geborgen ruhen, reich aber an malerischen Schönheiten und an ergreifenden Landschaftsbildern, zudem bewohnt von einem derben, aber tüchtigen Volksstamme, dem kräftigsten des Landes.

Gleich die erste krainerische Station der Rudolfsbahn, Matschach-Weißenfels, führt uns in die Nähe eines lieblichen Fleckchens Erde, in das Gebiet der beiden Weißenfelder Seen (955 Meter und 967 Meter über dem Meerespiegel).

Auf gut gehaltenem Wege wandern wir dem Seebach entgegen. Murrend und rauschend fällt das Wasser über Felsen und Steine und treibt einige Mühlen, deren Geklapper die einsame Stille angenehm unterbricht. Bald sind wir am ersten See. Dichter Wald umgibt den kleinen, runden Wasserspiegel, der je nach der Beleuchtung in den verschiedensten Nuancen von Grün und Dunkelblau, ja Schwarz variiert. Ein Kahn ladet uns zur Fahrt ein. Eigenthümlich und anfangs fast beängstigend wirkt der Blick auf das tiefklare Wasser. Bis zum Grunde hinab ist in der kühlen Flut alles sichtbar. Stein- und Felsblöcke liegen wirr durcheinander; dazwischen stecken Stämme versunkener Bäume, scheinbar vergrößert durch die eigenthümlichen Brechungsverhältnisse des Lichtes, und mit weißlichem Kalksinter überzogen. Diese Baumstämme, die von den Ufern des Sees abgestürzt sind und nur theilweise am Grunde liegen, theilweise hart am Rande des Bassins hängen, mögen die Sage von dem unterirdischen Walde im See veranlaßt haben.

Ein 10 Minuten breiter Felsdamm, der sogenannte „Rudolfsstein,“ trennt unseren Wasserspiegel von einem anderen. Für denjenigen, welcher die geologischen Zeichen, die in Stein gegrabene Geschichte der Natur zu deuten weiß, wird der starre Fels lebendig. Er erzählt uns von jener Epoche, in der riesige Gletschermassen das ganze Gebiet bedeckten und der Rudolfsstein den Ausläufer einer Moräne bezeichnete.

Von der Höhe der Platte aus übersehen wir nicht nur den ersten See, ein noch schönerer Anblick eröffnet sich unseren erstaunten Blicken: ein zweiter kleiner Seespiegel mit der schroffen, zackigen Mauer des Mangart im Hintergrunde.

Nicht weit von Ratschach haben wir den Ursprung des nördlichen Quellarmes der Save, der sogenannten Wurzenener Save. Von nun an fahren wir in dem meist engen, nur stellenweise erweiterten Flußthale. Rasch eilen wir an den kleinen Stationen der Rudolfsbahn, jetzt meist gesuchten „Sommerfrischen,“ vorüber und werfen nur einen flüchtigen Blick auf den alten Industrieort Zauerburg mit seinem Hochofen, seinem Schlosse und Parke. Erst in Lees machen wir halt und wandern dem drei Viertelstunden entfernten Veldes zu.

Ich habe auf manchen Fahrten die meisten der Alpenseen Oesterreichs, der Schweiz und Oberitaliens kennen gelernt, aber nach all dem früher Geschauten machte doch der See von Veldes auf mich einen mächtigen Eindruck. Es ist nicht die Größe, die imponiert, denn der See mißt kaum 147 Ha., es ist auch nicht die Erhabenheit seiner Umgebung — darin könnte er mit dem Königssee und mit vielen anderen nicht wetteifern, auch nicht der Liebreiz seiner Ufer allein — hierin übertrifft ihn beispielsweise der Traunsee; es ist jene eigenthümliche Mischung von allem diesen, Erhabenen und Freundlichen, von Natur und Kunst, die den Beshauer unwillkürlich fesselt.

Ich mußte lebhaft an jene idealen Landschaftsgemälde denken, die ich öfters in Gallerien gesehen. Wie dort der Maler, unbekümmert um die Wirklichkeit, die sonst zerstreuten Züge vereinigt, die ihm in ihrer Gesamtheit den besten Eindruck zu machen scheinen, wie er dem See außer einer kleinen Insel, außer freundlichen Gebäuden an den Ufern, herrlichen Wäldern auch jene Contouren der Berge gibt, die in ihrem gegenseitigen Verhältnisse am besten zueinander passen, so hat hier die Natur die Rolle des Malers übernommen und in der That ein Meisterwerk geschaffen.

Die größte Tiefe des ovalen Sees beträgt 27·5 Meter. Am westlichen Ende ist die Therme, die den Badeort schon in früheren Jahrhunderten



Der hintere Weißenfelsee-See.

bekannt machte. Schon Balvasor rühmt die Wirkung der Quelle und erzählt, daß zu seiner Zeit ein geiziger Verwalter des Schlosses Beldes, den es verdross, daß er öfters bekannte Badesbesucher zu Tische laden oder mit Forellen vom See versehen mußte, absichtlich die Quelle ruinieren wollte. Er ließ das Seewasser durch einen Graben in das Warmbad hineinleiten. Zum Glück wurde die Quelle später wieder abgegraben. Lange Zeit blieb sie aber dem großen Publicum völlig verschollen und diente nur der umwohnenden Landbevölkerung. Die erste wissenschaftliche Untersuchung der Quelle wurde von dem für Krain so hochverdienten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts,

Hacquet, 1779 vorgenommen. Die Quellen sind theils warm, theils kalt. Die bedeutendste der ersteren ist die sogenannte Louisenbadquelle. Sie entspringt mit großer Mächtigkeit nahe dem See aus dem Felsboden, besitzt eine Temperatur von 23° C. und ist nach den Untersuchungen des Professors Klezinsky ein sehr reiner, dolomitischer, glauberzalthältiger Natroneisensäuerling von mildem Geschmack und angenehmer Wirkung. Seine Heilkraft soll er besonders bei Leber- und Unterleibsleiden, Ausschlagskrankheiten, Nervenschwäche und Dyskrasien äußern. Neben den warmen Quellen haben wir mehrere kalte, die besonders im Curverfahren des Naturarztes Nikli eine Rolle spielen. Nicht weit vom Louisenbade befindet sich nämlich ein schweizerhausähnliches Gebäude mit der Aufschrift: „Wasser thut's freilich, doch höher steht die Luft, am höchsten das Licht.“ Im ebenerdigen großen Raume des Hauses sind drei steinerne Bassins mit Wasser von verschiedenen kalten Quellen, das erste mit 17.5° C., das zweite mit 14° C. und das dritte mit 10° C., ferner eine Reihe von Wannen, außerdem Douchen und Dampfbäder, welche letztere vorzüglich an trüben Tagen, wenn keine Sonnenbäder möglich sind, angewendet werden. Der Raum für diese letzteren ist im ersten Stockwerke auf einer ringsumschlossenen, oben offenen Gallerie. Die Sonnenbäder werden sowohl vor- wie nachmittags zwischen den kalten Bädern vorgenommen und dauern 8 bis 30 Minuten.

Wenn das Wasserbad, das mit Kneten und Abreiben unter verschiedenen Temperaturgraden appliciert wird, vorüber ist, marschieren die kräftigeren Patienten stundenlang in denkbar einfachster Ausrüstung mit bloßen Füßen, offener Brust und unbedecktem Haupte nach den Bergen. Dazu genießen sie möglichst reizlose vegetarianische Kost.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Nikli mit dieser Methode manchen Erfolg erzielt hat. Wenigstens waren diejenigen seiner Curgäste, mit denen ich sprach, von der Vortrefflichkeit des Heilverfahrens ganz überzeugt. Von einer guten Wirkung der Cur Niklis konnte ich mich selbst überzeugen: feine Patienten entfalteten einen wahrhaft gesegneten Appetit.

Aber auch für jene, welche ihren Körper keinen so gewaltthätigen Operationen, wie sie durch das Nikli'sche Verfahren bedingt werden, unterziehen wollen, ist durch ein Bad in dem lauwarmen See vortrefflich gesorgt.

Die beste Aussicht auf die ganze Umgebung gewährt der Schloßberg. Die Geschichte des Schloßes Veldes reicht bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts zurück. 1004 schenkte Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Seben (Brixen) den Meierhof Veldes. Seitdem hausten meist Adelige, die vom Bischof belehnt waren, auf dem Gute. Zur Zeit der Türkenkriege war Veldes einer der Punkte, die durch Feuerzeichen von der Nähe der gefürchteten Feinde zuerst Kunde gaben. Stürmisch gieng es in der Umgebung des Schloßes, wie in ganz Oberkrain, zur Zeit der Reformation und Gegenreformation zu. Bald war das Schloß von den Parteigängern des

Bischofs, bald von denen der evangelisch gesinnten krainerischen Landstände besetzt. Der große krainerische Held und Staatsmann Herbard VIII. von Auersperg verlor das Schloßlehen wegen seiner entschiedenen Parteinahme für den Protestantismus. Bis über die Mitte unseres Jahrhunderts war Welbes, mit Ausnahme einer kurzen Periode, in den Händen der Brixner. 1858 kam es sammt der dem Brixner Domcapitel gehörigen Propstei Inselfwert an den Gewerken Victor Kuard, in dessen Besitz es sich noch gegenwärtig befindet.

Von dem an 100 Häuser zählenden Pfarrdorfe aus steigen wir auf einem etwas steilen Fußweg empor. Nicht weit vom Eingangsthore des Schloffes vereinigt sich der Pfad mit dem bequemeren Fahrweg, der von



Schloß Bauerburg.

der „Seeringstraße“ hinauzieht. Der grassbewachsene Vorhof mit seinen alten Nußbäumen und den Mauern, die wilder Wein und Ephen umranken, erinnert an das verzauberte Schloß, wie es das Märchen vom Dornröschen schildert.

Einige Augenblicke und wir haben einen wohlgepflegten Gartenplatz erreicht. Auf drei Seiten umgeben ihn Gebäude, nach der vierten, nach Südosten eröffnet sich eine entzückende Aussicht.

Der Besitzer des Schloffes hat eine Reihe von Gläsern mit verschiedenen Farben angebracht, durch die man die Reize des Ausblickes bald in mildem Dunkelblau, bald in schimmerndem Goldgelb, bald in glühendem Roth genießen kann. Stehen wir aber an einem schönen Abend vor Sonnen-

untergang da oben, dann bietet uns die Natur ein farbenreiches Schauspiel, vor dem alle künstlichen Mittel erblassen müssen.

Wir erblicken den vom Widerschein des Himmels angehauchten See-
spiegel mit dem weißen Gotteshaufe auf der Insel, die Häuser und Villen
um den See, die freundlichen Matten, die vielgestalteten Berge, alles
getaucht in die wechselnden Tinten der untergehenden Sonne.

Vom Schlosse herabeilend, erreichen wir schnell das Ufer des Sees.
Während uns der leichte Kahn über den ruhigen Wasserspiegel trägt,
überblicken wir nochmals das reizende Bild. Vor uns die Häuser des
Bades, zur rechten

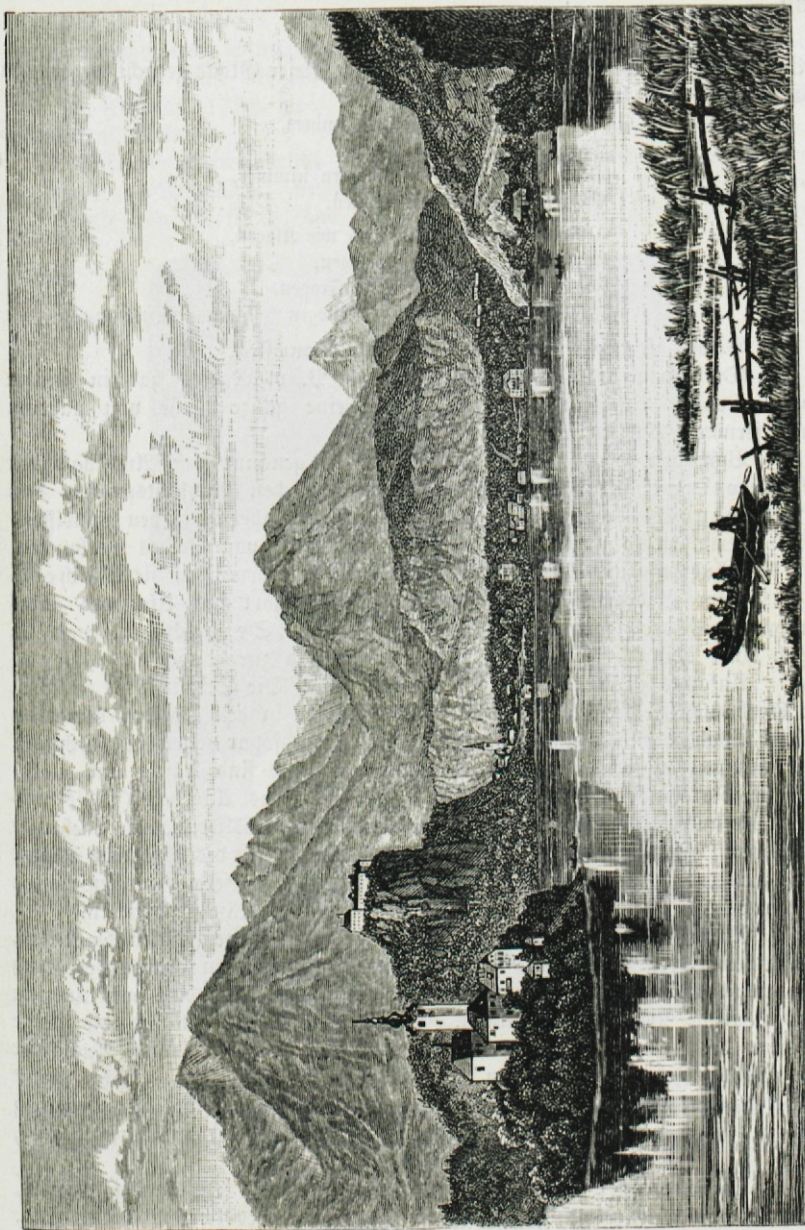
„Die Insel, ragend aus der Wellen Runde,
Jetzt fromm geweiht als Wallfahrtsort Marien,
Sieh, Riesengletscher steh'n im Hintergrunde
Von schönen Feldern, die nach vorne ziehen;
Da gibt Schloß Veldes dir zur Linken Kunde,
Rechts siehst du Hügel hinter Hügel stiehen,
Land Krain hat keinen schönern Ort zu weisen,
Wie hier als Bild des Edens ihn zu preisen.“

(Aus dem Epos: „Die Taufe an der Saviza“ von Franz Proßern,
übersetzt von Heinrich Penn.)

Die Marienkirche auf der Insel wird noch gegenwärtig von zahlreichen
Pilgern, in manchen Jahren an 10.000 besucht. Von ihren Gaben ist
auch im Laufe der Zeiten der Schatz entstanden, der sich zwar an Reichthum
nicht mit dem anderer gepriesener Gnadenorte messen kann, aber vor ihnen
einen gewissen historischen Reiz voraus hat. Im Jahre 1812 oder 1813
wollten ihn nämlich die Franzosen entführen. Die Bevölkerung der Gegend
gerieth darüber in die größte Erbitterung. Während die Männer alle Barken
auf die Seite schafften, versammelten sich die Weiber um die Beamten
und Gendarmen, die mit der Wegnahme des Schatzes betraut waren. Eine
energische Frau, die Badeinhaberin von Schalkendorf Ursula Terjan, fiel
sogar dem Pferde des Forstmeisters in die Zügel, so daß die Trense brach.
Überrascht und erbittert schoss der Angefallene seine Pistole ab, glücklicher-
weise ohne die Bäuerin zu verletzen. Auf das Schießen und das ununter-
brochene Sturmläuten der Glocke auf der Insel kamen auch die Männer
herbei und nöthigten die „bewaffnete Macht“ zum Rückzuge. Den vermittelnden
Schritten des Maires zu Veldes und seines Adjuncten gelang es dann,
den weiteren Sturm zu beschwichtigen und ein Übereinkommen herbeizuführen.

Den Bewohnern blieb ihr Kirchengut erhalten, dafür verpflichteten
sie sich, eine Entschädigungssumme an die Franzosen zu zahlen.

Gegenwärtig befindet sich der Schatz nicht mehr auf der Insel, sondern
in der Pfarrkirche. Dafür beherbergt das Kirchlein im See eine andere
Merkwürdigkeit, eine Wunschglocke. Nach dem naiven Glauben des



Der Stidde-See.

Volk's gehen alle Wünsche, die beim Läuten dieser Glocke gedacht werden, in Erfüllung. Und so

„ . . . tönt das Glöcklein immer,
Tönt zu allen Tageszeiten,
Denn die Wünsche schlummern nimmer,
Pilgern ruhlos in die Weiten.

Bald wie Sehnsucht, bald wie Klagen,
Kommt der Glockenton gezogen,
Setzt ein schüchtern, stockend Fragen,
Setzt der Hoffnung voll'res Wogen.“ (Aus Radics „Veldes.“)

Veldes ist der rechte Mittelpunkt für Touristen.

Der eifrige krainerische Historiograph P. v. Radics hat in seinem verdienstvollen Büchlein über den Curort eine ganze Reihe von näheren und ferneren Partien angegeben.

Von den ersteren wird am häufigsten genannt der Ausflug zum Rothweinwasserfall, der an einem herrlichen Aussichtspunkte, dem Homberge bei Asp, vorüberführt. Keine Partie aber ist in den Touristen-Überlieferungen so unzertrennlich mit dem Besuch von Veldes verbunden, als ein Ausflug zum Ursprunge des südlichen Savearmes in die Woche in.

Vom Badeorte fährt unser Weg zuerst hart am Ufer des Sees entlang auf der sogenannten Seeringstraße bis Seebach und von da nach einer kleinen Steigung ziemlich rasch bergab zur Save.

Anfangs ist das Thal noch ziemlich breit. Die Straße führt zwischen wohlbebauten Feldern hindurch. Die Wohnhäuser in den Dörfern verrathen einige Wohlhabenheit und Sauberkeit; fehlt doch sogar selten der Schmuck der Blumen bei den Fenstern! Auch die Landleute sind kräftig und wohlgebaut, die Kindergesichter anmuthend. Neben etwas Ackerbau (Mais und Weizen) und Obstkultur wird von der ländlichen Bevölkerung die Viehzucht betrieben. Seit einiger Zeit hat sich auf Anregung des Pfarrers Mesar und mit Unterstützung der Regierung eine Reihe von Käse-Genossenschaften (gegenwärtig 10) gebildet, die bereits ziemlich viel Käse exportieren.

Allmählich wird das Thal enger, auf beiden Seiten rücken die steilen, meist bewaldeten Bergwände nahe zusammen. Tief unten braust der Bach im aufgewühlten Bette ab und zu mit solchem Getöse, daß wir uns an das steirische „Gesäuse“ erinnern. Auf der linken schiebt sich die lange Mauer des Jelovza-Plateaus fort, dessen hervortretendster Ausläufer ein steiler Felsgipfel ist, den das Volk nicht unpassend „Babji zob“ (Weiberzahn) benannt hat. Ihm fast gegenüber zweigt rechts ein Bergsteig ab, der in zwei Stunden von der Straße zum höchstgelegenen Dorfe Krains, nach Gorjuš (1300 Meter) führt.

Die Bewohner des armen Dörfleins erzeugen jene kurzen Pfeifen, die als „Nasenwärmer“ im Lande bei der Bauernbevölkerung üblich sind.

In einer schwachen Stunde erreichen wir von Gorjuš aus das Pfarrdorf Koprivnik, wo einst der slovenische Dichter Valentin Vodnik (geb. den 3. Februar 1758 bei, † den 8. Jänner 1819 in Laibach) als Localcurat wirkte.

Auf dem Weitermarsche im romantischen Wocheinertale begegnen uns ab und zu Lastwägen, beladen mit Eisenwaren aus dem Eisen- und Walzwerke von Feistritz, das der krainerischen Industriegesellschaft gehört,



Nothweinwasserfall.

ferner mit Holzwaren verschiedener Gattung, endlich mit einem ganz eigenthümlichen Mineral, das kurzweg Wocheinit genannt wird. Dasselbe ist eine Thonerde enthaltende Brauneisensteinart, welche in mächtigen Adern auftritt und blasenartige Hohlräume im Kalkstein ausfüllt. Es erscheint in 2 Varietäten, einer weißen und rothen; die letztere dient zur Herstellung

chemisch reiner Thonerde und wandert größtentheils nach Preussisch-Schlesien, die erstere wird zur Aluminium-Vereitigung benützt und vorzugsweise nach München versendet.

Dort, wo sich die Thalschlucht erweitert, beginnen auch wieder Häuser und Dörfer. Der Hauptort im Wocheinerthale ist Feistritz, dessen Eisenwerke, ebenso wie jene des westlicher liegenden Althammer, schon zur Römerzeit in Gang waren. Unter den Feistritz überragenden Bergen dominiert die Črna prst („Schwarze Erde,“ 1806 Meter hoch), eine Alpe mit vortrefflicher Aussicht und sehr reich an verschiedenen Pflanzen. Der gekrönte Botaniker Friedrich August von Sachsen erklärte diese Alpe für die botanisch reichhaltigste, die er auf seinen Wanderungen getroffen habe. Alle Vorhöhen der Alpen sind mit kleinen hölzernen „Stadeln“ bedeckt. Hier wird das Bergheu aufbewahrt, bis die glatte Schneebahn des Winters die Abfuhr auf Schlitten ermöglicht.

Bald blickt uns der Spiegel des Wocheiner-Sees, theilweise umgeben von steilen Bergwänden, entgegen. Ein altes Kirchlein mit interessanten Fresken, das rechts auf einem Hügel steht, und eine Holzbrücke an der Abflusstelle des Sees spiegeln sich in den dunkeln, aber klaren Fluten.

Der See (nach Peters 522 Meter hoch über dem Meeresspiegel) hat eine Länge von 3900 Meter und eine Breite von 853 Meter; seine größte Tiefe beträgt 45 Meter.

Die Fahrt zwischen den ganz unbewohnten Ufern des Sees, die tiefe Stille um uns, die nur durch das Plätschern der Ruder unterbrochen wird, macht einen beengenden, fast möchte ich sagen, unheimlichen Eindruck. Nach einer guten Stunde verlassen wir das Boot am Westende des Sees. Bald überschreiten wir die Savica auf einem Stege und schreiten ziemlich rasch empor zwischen gewaltigen Buchen dem immer stärker werdenden Rauschen entgegen. Auf einmal wird das Getöse schwächer. Eine weit ausbengende Kante leitet den Schall etwas ab. Wir übersteigen auch diese auf kühngebautem schmalen Steige und stehen nun auf einer ziemlich breiten Terrasse.

Vor uns stürzt der ganze Bach über eine Höhe von 66 Metern in eine kesselartige, tiefausgehöhlte Schlucht. Nur auf einen Augenblick scheint dort das schäumende Wasser zu verweilen, dann bricht es sich tosend Bahn durch Klippen und Steingeröll, bis das Walddesdicht es unseren Augen verbirgt.

Auf unserem Plateau, das circa 20 Personen zu fassen vermag, steht ein Denkmal aus Wocheinermarmor, welches der für sein Heimatland hochbegeisterte Baron Sigund Zois zur Erinnerung an den Besuch errichten ließ, welchen der unvergessliche Erzherzog Johann dem Wasserfalle am 8. Juli 1807 abstattete.

Von dem Wege, der uns dem Wasserfalle zugeführt hat, biegt nicht weit von dem See ein Seitensteg ab. In 2½ Stunden gelangen wir auf

diesem zum ersten der sogenannten sieben Seen. Schon Hacquet hat die merkwürdige Seenreihe im vorigen Jahrhundert beschrieben. Aber erst seit den jüngsten Tagen, seitdem der österreichische Touristenclub einen brauchbaren Weg hergestellt und eine Unterkunfthütte zwischen dem zweiten und dritten See gebaut hat, wird dieses Gebiet öfters besucht. Von den Seen liegen einige nahe beisammen, andere ziemlich weit voneinander entfernt. Während die Höhe des ersten Sees circa 1260 Meter beträgt, müssen zur Erreichung der letzteren schon Schneefelder überquert werden, denn der sechste liegt bereits 1900 Meter hoch und seine Umgebung ist fast jeder Spur von Vegetation bar. Besonders interessant sind der erste und vierte See. Letzterer liegt 1833 Meter hoch und hat einen Flächenraum von 86 Ar. Auf der einen Seite begrenzen ihn wilde, zerriffene Felswände, auf der andern Schotterhalden und Schneefelder, die von den dunkelgrünen Fluten des Sees bespült werden.

2. Der Triglav.

„Drei Häupter hebst du trotzig in die Höh',
Wie jener Gott, nach dem sie einst dich hießen,
Und jedes trägt ein Diadem von Schnee.

Ich bin umstarrt von hundert Bergesriesen,
Wenn schwindelnd ich auf deinem Scheitel steh',
Es lacht ein grün' Geländ' zu meinen Füßen,
Mich grüßt Italien und die blaue See.

In deinen Klüften wohnt die graue Sage,
Es klingt ihr Sang so trüb und doch so traut
Wie eines Mädchens leise Trauerklage.“

(Baumbach „Zlatorog.“)

Im ganzen Gebiete der südöstlichsten Kalkalpen ist die mittlere Spitze des Triglav (Dreihaupt) der höchste Punkt. Kein Wunder, daß sich die Phantasie des Volkes früh mit dem Bergriesen beschäftigte und die räthselhaftesten Dinge von demselben zu berichten wußte. Einst habe das Gebirge, erzählten die einen, oben noch herrliche Triften besessen, aber durch den Zorn der höheren Wesen über den Übermuth der Menschen seien sie insgesamt in öde Wüsteneien verwandelt worden. Noch jetzt berge, fügten andere hinzu, das Innere der Felsen ungeheure Reichthümer. Nur selten jedoch gelinge es einem glücklichen Sterblichen, in die verschlossenen Tiefen einzudringen und die verborgenen Schätze zu heben.

So sehr also schon von jeher das Triglavgebiet in der Märchenwelt des Volkes eine Rolle spielte, so blieben doch die höher gelegenen Theile desselben lange Zeit ziemlich unbekannt. Erst im Jahre 1778 fand die erste nachweisbare Ersteigung der mittleren Triglavspitze statt. Der Wundarzt Lorenz Wilkomitzer von Althammer, der mit einem Gensjäger und zwei

Bergleuten am 26. August des genannten Jahres nach dreitägiger Wanderung die Spitze erreichte, fand oben keine Spur, daß Menschen vor ihm dort gewesen seien. Seit der Zeit wiederholten sich die Besuche, anfangs in längeren Zwischenpausen, in den letzteren Jahren immer häufiger. Von den früheren Triglavbesteigungen hat in weiteren Kreisen Aufsehen erregt jene des Hauptmanns Bofio, die im Jahre 1822 zum Zwecke trigonometrischer Messungen vorgenommen wurde. Als Bofio die Nacht auf dem Plateau zubrachte, brach ein furchtbares Gewitter aus, das seine Begleiter in die Flucht jagte und ihn zwang, in einer Höhle Schutz zu suchen. Er selbst schwebte mehrere Stunden lang in beständiger Lebensgefahr; einer seiner Begleiter wurde durch einen Blitzstrahl getödtet. Seit dem Jahre 1871 ist der Aufstieg wesentlich erleichtert worden durch Wegbesserungen in den letzten schwierigsten Theilen und durch den Bau einer Unterkunftshütte von Seite des deutschen und österreichischen Alpenvereines. Diese Hütte befindet sich 170 Meter unter dem Gipfel, $1\frac{1}{2}$ Wegstunden von demselben entfernt.

Von mehreren Punkten aus läßt sich eine Triglavbesteigung vornehmen. Treten wir die Wanderung vom Wocheinertthale, in dem wir zuletzt weilten, an, so beginnen wir den eigentlichen Aufstieg bei Mitterdorf (606 Meter). Anfangs geht der Weg ziemlich steil empor, dann aber führt er über das mäßig anschwellende, weidenreiche Plateau Uskovnica (1161 Meter) und später durch einen Buchenwald zur Sennhütte auf der Konjfica Alpe (1414 Meter), dem ersten Ruhepunkte nach dreistündiger Wanderung. Der weitere Weg schlängelt sich längs der Abhänge des pflanzenreichen Tosès hin. Nach neuerlichen 3 Stunden, die uns zuletzt wegen des groben Gerölles, das wir passiren müssen, recht sauer werden, gelangen wir zur grünen Alpe von Belopolje (1655 Meter). Die Pflanzenwelt wird hier schon spärlicher. Das liebliche Edelweiß, das weiter unten häufig vorkommt, verläßt uns. Nur die rothen Blüten des Rhododendron und kleine, unscheinbare Pflänzchen, darunter hauptsächlich Carex firma, blicken schüchtern aus den Felsrisen hervor. In einer Stunde erreichen wir die Unterkunftshütte, unser Nachtquartier.

Möglichst befreit von allem dem, was nicht unumgänglich nothwendig ist, treten wir am nächsten Morgen unsere Wanderung an. Denn jetzt gilt es ein scharfes Klettern, bei dem die Hand manchmal dem Fuße nachhelfen muß. Die Erklimmung des niedrigeren Triglavgipfels geschieht gewöhnlich von der östlichen Seite aus, und zwar durch eine in Nordwest-Richtung steil aufwärts führende Felsenkluft, von Bofio nicht mit Unrecht „das Thor des Triglav“ genannt. In einer Stunde scharfen Steigens sind wir auf dem ersten Gipfel (2688 Meter). Von hier aus gelangen wir zunächst auf einen fast horizontalen Sattel, der den kleinen mit dem großen Triglav verbindet. Hier hat der Bergsteiger Gelegenheit, seine Schwindelfreiheit zu erproben. Der Sattel ist anfangs breit, verengt sich aber allmählich immer mehr, bis er auf einer allerdings ganz kurzen Strecke auf $\frac{1}{3}$ Meter zusammenschumpft.

Rechts und links drohen tiefe Abgründe. Schwächere Touristen legen diese Stelle meist rittlings zurück. Ist die Reittour glücklich überstanden, so winkt am Ende des Sattels beim Aufstieg zum großen Triglav eine neue Kletterpartie. Allerdings ist sie jetzt, wesentlich durch die Sorge des österreichischen Touristenclubs, der auch die Unterkunftshütte weiter unten käuflich an sich gebracht hat, bedeutend leichter gemacht worden. Aber noch immer ist bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Dachsteinkalkes, dem der obere Triglav angehört, die Tour eine ziemlich unangenehme. Die aus den glatten Felswänden vorspringenden mürben Steinleisten müssen immer früher genau untersucht werden, bevor der Tourist sich ihnen anvertrauen kann. Auch hat der Dachsteinkalk das Lästige, daß sein Bruch fast messerscharf stattfindet und selbst die durch Handschuhe geschützten Hände verletzt werden. Endlich, nach $\frac{3}{4}$ stündigem Steigen vom kleinen Gipfel aus, haben wir das Triangelungszeichen erreicht. Wir stehen auf dem großen Gipfel, einem von Südost nach Nordwest streichenden Plateau von beiläufig 20 Meter Länge und 5 Meter Breite.

Welche Aussicht bietet sich unseren trunkenen Blicken!*) Im Norden die gewaltige Kette der eisumpanzerten Centralalpen, fast einen ganzen Quadranten des Gesichtskreises einnehmend. Unvergänglich im ewigen Ernste starren die Massen eisübergossen und strecken aus ihren Fundamenten ein Meer silberner Hörner, Spitzen und schlanker Säulen zum Firmamente hinan. Die Berge, die, wie mit einer feinen Linie ihre Contouren markierend, im äußersten Westen den Reigen eröffnen, mögen wohl die Östhaler Ferner und der etwas abseits und rückwärts liegende Ortler sein. Zahllose Kuppen füllen den Raum zwischen diesen und den Tauern in nordwestlicher Richtung aus. Die hohen Tauern und ihre Fortsetzungen repräsentieren sich am gewaltigsten; die Dreiherrnspitze, der Benediger, Großglockner, Ankogel, die Hochalmspitze erheben sich aus einer stattlichen Reihe eisumzogener Häupter. Als selbständige, völlig isolierte Kette erscheinen die Karawanken zwischen dem Drau- und Savethal. Sie sehen von unserem erhabenen Standpunkte ziemlich unbedeutend aus, nur der Grintove erhebt sich mit seinen Trabanten über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Im Süden breitet sich ein unabsehbares Hügelmeer aus, denn nur als Hügel repräsentieren sich die Görzer, Gradiscaner und Unterkraiser Berge, der ganze sichtbare Karst. Mit Mühe unterscheiden wir in dem Labyrinth einzelne Kuppen und Spitzen: den Ranož, Schneeberg und M. Maggiore. Die Berge Bosniens und Dalmatiens begrenzen den Horizont. Mehr rechts streift das Auge über eine langgestreckte, blaue Fläche; es ist der nordwestliche Theil des adriatischen Meeres; der Meerbusen von Triest und die Stadt selbst bleiben durch den vorliegenden Karst verdeckt.

*) Ein hübsches Triglav-Panorama, gemalt vom verstorbenen krainerischen Landschaftsmaler Marcus Pernhart, befindet sich im Landes-Museum in Laibach.

Deutlich treten die Lagunen der nördlichen Küste seenartig hervor. Daneben die weite venetianische Ebene, von den Silberadern ihrer Flüsse durchzogen. Einzelne Städte, wie Udine, Pordenone und Treviso, sind mit einem guten Fernrohre noch sichtbar.

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf unsere Umgebung. Von der Wochein und ihren Seen ist wegen der Vorberge nur ein Theil sichtbar; desto lieblicher nimmt sich das Flitscherthal mit dem massigen M. Canin aus. Daneben fallen besonders Montasio (2568 Meter) und Mangart auf, benehmen aber durch ihre Größe jede Aussicht gegen Ponteba, Tarvis und Wurzen hin. Dagegen liegt das Savethal von Lengensfeld bis Neumarkt saumt dem Veldezer See frei vor unseren Augen. Unmittelbar zu unseren Füßen zieht sich der wilde, obere Triglav- oder Tergloustock hin.

Noch eine interessante Erscheinung bietet sich unseren Augen auf dem nördlichen Abhange des Triglav dar, der einzige, kleine Gletscher des krainerischen Alpengebietes, auf den ersten Blick von einem gewöhnlichen Schneefleck schwer zu unterscheiden. Er mißt nach des Geologen Peters Angabe ungefähr 500 Meter in der Länge und ebensoviel in der Breite.

Der Abstieg vom Triglav wird entweder auf demselben Wege wie der Aufstieg vollzogen, oder man wendet sich vom Plateau des Unterfunsthauses zu den Alpenhütten von Ober-Kerma (1625 Meter) und über Unter-Kerma nach Moistrana. Lohnend ist von dort ein Abstecher in das romantische Uratathal.

3. An der Save abwärts.

(Bigaun. — Radmannsdorf. — Neumarkt. — Krainburg. — Bischoflak. — Stein.)

kehren wir jetzt zur Bahnstation, die wir vor unseren letzten Ausflügen verlassen haben, nach Lees zurück. Ungefähr ebensoweit von diesem Orte nach Osten, wie Velde nach Westen, liegen Bigaun und die beliebte „Sommerfrische“ Polic. Der erstere Ort erfreut sich bei jenen Landes-Bewohnerinnen, welche mit dem Gesetze in Conflict gekommen sind, keines guten Leumundes. Das in Bigaun befindliche Schloß Katzenstein, einst eine Besitzung der Kazianer, beherbergt die weiblichen Sträflinge der Provinz. Nicht weit von dem heutigen Katzenstein beherrschte ehemals an einer engen Stelle das Schloß Stein die Passage. Nur wenige Trümmer sind von dem stolzen Bau vorhanden, noch lebt aber im Volke die Sage von einem seiner Besitzer, dem gewaltigen Lamberger, der in vielen Turnieren siegte und auch den dreiköpfigen Riesen Pegam am Wiener Hofe überwand. Der Kaiser, erzählt das Volkslied, habe von der Stärke des krainerischen Ritters gehört und ihn zu sich entbieten lassen. Dieser geht sofort in den Stall und sattelt sein Lieblingsross:

„Das kam noch nie aus Tageslicht
Und sah den weißen Tag noch nicht,
Steht an der Krippe sieben Jahr,
Trank nie vom Quelle kalt und klar,
Das trinkt nur süßen wässchen Wein
Und kaut das gold'ne Weizkörnlein.“ (überfetzt von A. Grün.)

In einem Tage reitet der Lamberger auf dem wunderbaren Koffe nach Wien und erringt den Sieg.

Bei Radmannsdorf vereinigen sich die beiden Quellarme der Save in einer Höhe von 403 Meter. Der nächste größere Zufluss der Save ist die Neumarktkler Feistritz,*) die ein liebliches und wohlangebautes Thal durchfließt. Bevor wir dieses durchwandern, halten wir einen Augenblick in Radmannsdorf Rast. Nahe dem Städtchen, das seine Privilegien im Anfange des 14. Jahrhunderts erhielt, liegt das Dorf Vrba. Hier wurde den 2. December 1800 der größte Dichter der Slovenen, Franz Preßern, als Sohn armer Landleute geboren. Zu Laibach erhielt er die Vorbildung für die Universität. In Wien trat Preßern als Lehrer eines Privat-Institutes in Verbindung mit Anton Graf Auersperg, den er, wie dieser selbst sagt, „aus dumpfen Hallen zu Tiburs Musenfeste, zum Wunderstrand, wo Maro's Helden wallen“ führte. Nachdem Preßern die juridische Doctorwürde erhalten hatte, blieb er, eine kurze Dienstleistung bei der Kammerprocuratur in Laibach ausgenommen, durch 14 Jahre in dieser Stadt als Advocatur-Concipient. Erst 3 Jahre vor seinem Tode zog er als selbständiger Advocat nach Krainburg. Dort verbrachte er das stürmische Jahr 1848. Am 8. Februar des folgenden Jahres schloß der slovenische Petrarca, wie man unseren Dichter genannt hat, die Augen. Die Studenten der akademischen Laibacher Legion gaben dem Leichenzuge das Geleite, die Nationalgardisten des Städtchens erwiesen ihm militärische Ehren. Preßern ist zu seinen Lebzeiten wenig beachtet worden, seine Lieder sind aber jetzt ein Gemeingut des ganzen slovenischen Volkes, „sie tönen,“ wie sein neuester Übersetzer Samhaber sagt, „in dumpfer Werkstätte, wie auf grünendem Waldkamm, am schnurrenden Spinnrad, wie im städtischen Saale.“ Preßern ist ein echter Volksdichter und zugleich ein Meister in der Form, der die schwierigsten Versmaße, die verwickeltesten Strophen trotz der Sprödigkeit des Sprachstoffes mit Leichtigkeit zu handhaben wußte.

Mit Recht läßt ihn Anastasius Grün zu seinem Volke sagen:

„Die Zunge löst' ich Dir mit meinem Liede
Zu voller'n Klängen gleich krystall'nen Bächen.
Ich war der Schmied, der Dir die Pflugischar schmiede,
Der Sprache langverödet Feld zu brechen.“

*) Der Name ist aus dem slovenischen Bistrica „rasch fließendes Wasser“ abgeleitet und kommt öfters vor.

Der Hauptort des Feistritzthales ist Neumarkt. Nach einer verbreiteten Sage lag der Ort früher $1\frac{1}{2}$ Stunden westlicher am Abhange des Berges Rosuta. Auf einmal löste sich die Bergmasse unter den Sprüngen eines riesigen Lindwurmes theilweise los und begrub den Ort unter Steintrümmern und Wasserfluten. Die Bewohner aber, die rechtzeitig gewarnt wurden, retteten sich.

Neumarkt ist einer der gewerbsamsten Orte Krains. Es hat Eisenwerke und eine Lederfabrik. Auch beschäftigen sich die Bewohner stark mit Wollstrickerei und Schuhmacherarbeiten. Der Handel des Städtchens ist und war auch in früheren Zeiten bedeutend, denn es liegt an der Straße, die über den Loibl nach Kärnten führt.

Eine Meile abwärts von der Einmündung der Feistritz ergießt sich ein anderer wasserreicher Fluss in die Save, die Ranker. Die schmale Landzunge an der Vereinigungsstelle beider trägt die Stadt Krainburg. Auf zwei Seiten schützt der Wasserlauf den namentlich gegen die Ranker steil abfallenden Hügel.

Nicht leicht lässt sich ein günstigerer Punkt zur Anlegung eines Ortes denken. Daher war hier auch im früheren Mittelalter der Sitz der Markgrafen. Schon Waltilo, der zweite derselben, soll 989 in dieser Gegend residirt haben. Allerdings kann das Schloss Kieselstein, das noch jetzt in vortrefflicher Lage auf die Savebrücke und das schöne Thal herabsieht, damals nicht die Residenz der krainerischen Landesfürsten gewesen sein, denn es wurde nachweisbar erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut. Doch ist es immerhin möglich, dass schon Jahrhunderte vorher an derselben Stelle ein altes Schloss vorhanden war.

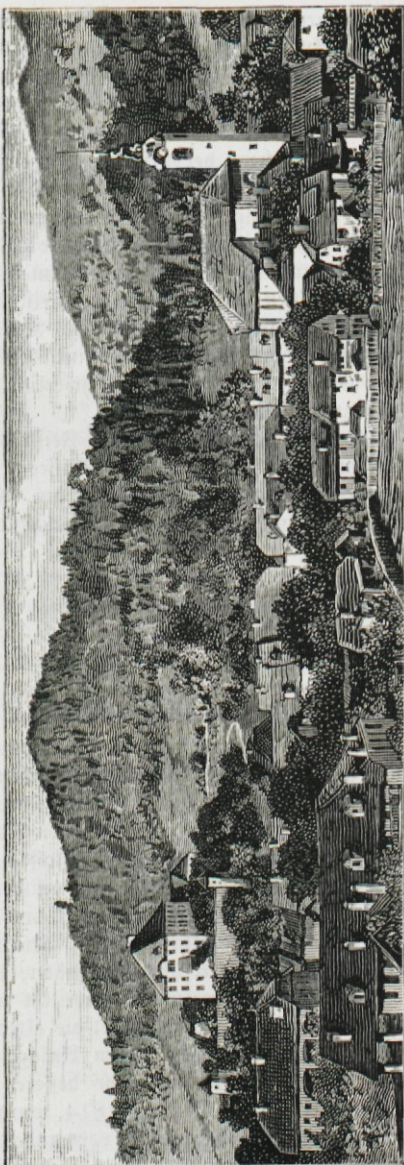
Auch in Krainburg und im Rankerthale herrscht eine bedeutende gewerbliche Thätigkeit. Insbesondere werden viel Rosshaarfieße, dann ordinäre Koten und Loden aus diesem Gebiete ausgeführt.

Bei Zwischenwässern mündet der erste bedeutendere Nebenfluss von der rechten Seite in die Save, die Zaier. Sie besteht aus zwei Quellflüssen, die sich bei Laß oder Bischoflak vereinigen. In dem letzteren Namen der Stadt hat sich noch die Erinnerung an die langdauernde Herrschaft der Bischöfe von Freisingen erhalten, welchen der Ort 974 von Otto II. verliehen worden war. Im Anfange unseres Jahrhunderts kam Bischoflak auf kurze Zeit als Geschenk Napoleons I. in die Hände eines glücklichen Soldaten — Marmonts. Bischoflak war früher wichtiger als heutzutage; vor dem Aufblühen Triests gieng der Hauptweg von Venedig nach den Eisenbezirken Oberkrains und Unterkärntens über die Stadt.

Nicht weit von Zwischenwässern verlässt die Rudolfsbahn die Save, um der Landeshauptstadt zuzueilen. Der Fluss, dessen Wassermenge sich schon bedeutend vergrößert hat, wendet sich zunächst nach Osten. Fast an derselben Stelle empfängt er von Süden die Laibach, über deren Ent-
stehung wir an anderer Stelle berichten, und von Norden die Steiner

Feistritz. Die Vereinigung der beiden wasserreichen Flüsse und der ungleich kleineren *Veßnitz* mit dem Hauptstrome bietet von einer Anhöhe, z. B. von *Osterberg* an der *Laibach* aus gesehen, ein sehr malerisches Bild.

Das Thal der Feistritz gehört zu den lieblichsten des ganzen Landes. Sein Hauptort *Stein* liegt in einem Kessel, den unzweifelhaft vorzeiten das Wasser des Flusses ausfüllte, bevor es sich einen Weg nach Süden bahnte. Noch in den Tagen *Valvasors* erzählte man sich in der Gegend von dem See, der einst alles Land bedeckt habe. Die vortreffliche Lage des Ortes bewirkte, daß er, obwohl zu wiederholtenmalen durch *Feuersbrünste* zerstört, sich stets von neuem wie ein *Phönix* aus der Asche erhob. Namentlich in der Zeit der *Türkenkriege* war *Stein* eine Zufluchtsstätte gegen die Raubsucht und Mordlust der gefürchteten *Barbaren*. Das Bollwerk der *Kleineste*, die *Vorhut zu Steinbüchl* und der *Thurm auf dem Schellenberge* schützten das Städtchen von vorne, während die *Alpen* den Rücken deckten. Jetzt ist *Stein* im Sommer von fremden Gästen stark besucht. Die schöne Natur, die gesunde und frische Luft und die herrliche Umgebung machen den Aufenthalt zu einem sehr angenehmen. Von *Spaziergängen* um *Stein* werden besonders gepriesen: Der auf die *Kreuzalpe* wegen der lohnenden *Fernsicht* und einer *Höhle*, in welcher vorweltliche *Knochen* gefunden worden sind, ferner der zur sogenannten *Fürstene*



Ansiicht von Stein.

tafel, einem ovalen Steine, auf welchem Erzherzog Karl II. von Oesterreich den 29. April 1564, nachdem er tagszuvor die Huldigung der Krainer Stände empfangen hatte, wahrscheinlich bei einer Gamsjagd sein Frühstück einnahm. Die Wahl des Ortes ist eine romantische. Der Stein liegt auf einer etwas freieren Stelle, wo die Feistritz aus einer Felspalte, die sie selbst durchbrochen, hervorstürzt. In einer Tiefe von 68 Meter windet sich der Bergstrom tobend und schäumend von Fels zu Fels.

Merkwürdigerweise ist diese romantische Stelle in früheren Zeiten auch von Schatzgräbern besucht worden, die mit Wünschelruthen und anderen Zaubervorrichtungen dem Boden seine vermeintlichen Schätze zu entlocken suchten.

Befolgen wir die Steiner Feistritz bis zu ihrer Quelle, so kommen wir zum gewaltigsten Gipfel der Karawanken, dem Grintovec, „dem Grantigen,“ wie er nicht umsonst benannt ist. Ein Aufstieg von dieser Seite her wäre jedoch sehr beschwerlich, deshalb wird er auch in der Regel vom Kanferthale aus vollführt.

Bei der Einmündung der Feistritz in die Save erblicken wir wieder Schienengeleise am Ufer des Flusses; sie gehören aber nicht mehr der Rudolfs-, sondern der Südbahn an. Eine halbständige Fahrt auf dieser südwärts bringt uns zur Landeshauptstadt Laibach.

II. Die Landeshauptstadt Laibach und ihre nächsten Umgebungen.

Sowie die Hauptstadt der benachbarten Provinz, der grünen Steiermark, so hat auch Laibach einen vortrefflichen Orientierungs- und Aussichtspunkt in seinem Schloßberge. 60 Meter über der Ebene erhebt sich ein ziemlich steiler Hügel und bietet einen schönen Ausblick über die Stadt, die von der klaren, meergrünen Laibach durchflossen wird, weiters über die amuthig gruppierten Hügel und Berge bis zu den Steiner Alpen und im äußersten Westen bis zum Triglav. Schon im 11. Jahrhunderte krönte die Höhe eine Burg der Markgrafen von Krain, die im Laufe des Mittelalters mancherlei Schicksale erfuhr und später, namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wesentlich erweitert und befestigt wurde, zur selben Zeit, als auch die unten liegende Stadt die alten, unvollkommenen Befestigungswerke mit einer neuen, regelmäßigen Anlage von Mauern, Thürmen, Bastionen und Gräben vertauschte, zum besseren Schutze gegen die Erbfeinde der Christenheit — die Türken. 1814 wurde das Castell nach dem Abzug der Franzosen in ein Gefängnis verwandelt. Sowie in Graz, geriethen auch hier seit den Revolutionskriegen sämtliche Befestigungswerke allmählich in

Verfall und wurden endlich gänzlich demoliert. An ihrer Stelle erheben sich schöne Gartenanlagen. Auch der Uthrturm auf dem Schloßsberge erinnert uns an ein ähnliches Wahrzeichen der schönen Murstadt.

Bevor wir den Schloßsberg verlassen, um die sehenswürdigsten Gebäude der Stadt zu besuchen, rufen wir uns in großen Zügen die Geschichte Laibachs ins Gedächtnis zurück.

Nachdem das römische Emona *) in den Tagen der Völkerwanderung zugrunde gegangen war, bewirkte die günstige Lage des Ortes bald neue Ansiedlungen. Eine größere Entwicklung konnten diese jedoch erst dann erlangen, als durch die Zurückwerfung der Magyaren gesicherte Zustände in unseren Ländern eintraten. So beginnt Balvasor nicht unpassend seinen Bericht über die Stadt ungefähr mit dem Jahre 1000, also mit der Epoche nach der großen Lechfeldschlacht. 1041 und 1073 lesen wir zuerst in Urkunden die Namen zweier Laibacher Bürger, Verlach und Baldawitz, also einen deutschen und einen slavischen Namen, und deutsche und slavische Elemente sind es, die sich seitdem immer nebeneinander in der Stadt vorfinden. Bei diesem Umstande darf es uns nicht wundernehmen, daß wir schon früh von einem deutschen und slovenischen Namen für den Ort hören. Die erstere Benennung Laibach wird verschieden abgeleitet **) — einige meinen sogar, daß sie von dem slovenischen Ljubljana herrühre.

Die Stadt blühte insbesondere in den Tagen Maximilians, der ihr seine volle Gunst zuwendete, auf. Der Kaiser bestätigte nicht nur die alten Privilegien Laibachs, sondern er gab ihm auch eine eigene Gerichtsordnung; das Recht, einen Bürgermeister zu wählen, zog die Abgeordneten der Stadt in den Landtag, hob den Handel durch eine Reihe von Verordnungen und befreite die handeltreibenden Bürger von ihren gefährlichen Concurrenten — den Juden. Seitdem wurde die lange Gasse (Judengasse) und der Judensteig von ihnen verlassen. Im Todesjahre Maximilians begann die Anlage einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Neubefestigung, welche aber 1592 noch nicht gänzlich vollendet war.

Die letzten Jahrzehnte des 16., sowie die Anfänge des 17. Jahrhunderts waren auch für Laibach, sowie für ganz Krain die Zeit heftiger religiöser Kämpfe. Aus der Periode des Sieges des Katholicismus ist uns ein kleines Denkmal erhalten, das uns einen deutlichen Beweis von der erbitterten Stimmung jener Tage gibt: ein graues, mäßig hohes Steinkreuz an der St. Peter- oder Kasernenbrücke mit der Jahreszahl 1622. Wie die Überlieferung erzählt, wurde der Bischof Ch r ö n, der unbeugsame Vorkämpfer

*) A. Müllern verlegt diesen Ort etwas nach Süden, gegen das heutige Brunnndorf zu.

**) Lay-bach („Schieferbach“) oder Laib-ach („liebes Wasser“). Die Übertragung aus dem Slovenischen wäre nach Miklošich: aus Ljubljah (verkürzter Vocal): Laublach, daraus Laubach, Laibach.

der katholischen Sache, als er bei einer Frohnleichnam's-Procession von St. Peter aus zu dieser Stelle kam, von den Protestanten Laibach's insultiert, von den Schmieden jedoch, welche die Angreifer in die Flucht schlugen, befreit. Seit dieser Zeit genießen die Schmiede das Ehrenrecht, das ihre Meister bei der Frohnleichnam's-Procession der Vorstadt-pfarre St. Peter den Baldachin, die Gesellen aber die Fackeln tragen dürfen.

Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besaß Laibach nach Balvasor 20.000 Einwohner, eine Zahl, welche die Stadt seitdem nicht wesentlich überschritten hat, denn sie zählt gegenwärtig sammt der Garnison nicht viel über 26.000 Seelen. Wohl aber hat die Stadt sonst ihr Äußeres bedeutend verändert. Nicht nur, daß die Befestigungswerke gänzlich gefallen sind, auch von den älteren Gebäuden sind die meisten in früheren Jahrhunderten durch Feuersbrünste zugrunde gegangen oder durch Umbauten beseitigt worden. Die innere Stadt hat wohl noch meist schmale und unregelmäßige Gassen mit hohen Häusern; in den Vorstädten zeigen sich aber, insbesondere gegen die Lattermann-Allee zu, viele und manche sehr schöne Neubauten.

Von den öffentlichen Gebäuden, den kirchlichen sowohl wie den profanen, hat kein einziges in seiner heutigen Form ein hohes Alter. Unter den Gotteshäusern ist das bemerkenswerteste die Kathedrale des h. Nikolaus am Domplatze. An derselben Stelle stand nach der Legende schon im Jahre 745 ein kleines Kirchlein, welches die Fischer Laibach's dem heil. Nikolaus errichtet hatten. Als Friedrich III. 1461 mit Zustimmung des damaligen Papstes Pius II. das Bisthum Laibach gründete, erhob er die Pfarrkirche zur Kathedrale. Der gegenwärtige Dom datiert aber erst aus dem vorigen Jahrhunderte. Nicht älter ist die Kirche, von welcher der jeweilige Bischof den Titel eines Pfarrers von St. Peter führt, und zwar deshalb, weil diese Pfarre die älteste in Laibach ist und einst, nach der Tradition, von den Bischöfen von Emona versehen worden sein soll. Aber 1472, den 3. Junius, wurde dieses Gotteshaus, wie eine Inschrift an der Innenseite der Kirche aus dem Jahre 1618 besagt, „von dem Erbfeinde christlichen Glaubens — den Türken — gebrennet und verheert.“ Also auch dieses Gotteshaus ist in seiner heutigen Gestalt modern, es stammt aus dem Jahre 1700.

Von den weltlichen Gebäuden wäre zu erwähnen: das schon früher genannte unregelmäßige, aber ansehnliche Castell, die Burg, das im schönen Stile gehaltene, allerdings schmale Rathhaus mit seinem von Säulen getragenen Vorbau und dem Wahrzeichen der Stadt Laibach — einer Eva mit dem Apfel und einem Adam, zwei Steinfiguren von vortrefflicher Arbeit, am neuen Markt, der Bischofshof am Domplatze, das karolinische Priester-Seminar im Rücken der Domkirche, das ansehnliche Schulgebäude, in welchem eine Volksschule, ein Theil der Lehrerbildungs-Anstalt, das Gymnasium, die Pöceal-Bibliothek, die Sammlungen des historischen

Bereines und das Landes-Museum untergebracht sind, ferner das ausschließlich für die Realschule erbaute Gebäude, ein Geschenk der krainerischen Sparcasse, in herrlicher Form, ein würdiger Tempel der Wissenschaft, dann Spitäler, Paläste u. dgl. Von den letzteren hat das alterthümlichste Aussehen das Auersperg'sche Palais, der sogenannte „Fürstenhof.“ Noch gegenwärtig erinnern die Frescomalereien in dem als Registratur dienenden Prunksaale an die glänzende Zeit des 17. Jahrhunderts, in der die erlesenste Gesellschaft des Landes sich in diesen Räumen zusammenfand, ebenso wie in dem an den Palaſt anstoßenden Garten, der nach dem Geschmacke der Zeit mit Wasserkünstern, Grotten und Marmorstatuen, Reitschule und Schießstätte versehen war.

An öffentlichen Denkmälern ist die Stadt sehr arm. Eine Bronzebüste Kadežkys auf einem Marmorsockel ist auf dem größten Platze der Stadt, dem Congressplatze, den auch die beliebteste Promenade der Laibacher, die Sternallee, ziert, aufgestellt. Der Name Congressplatz rührt davon her, daß die Stadt im Jahre 1821 der Versammlungsort europäischer Fürsten und Diplomaten war. Ein anderes Denkmal Kadežkys befindet sich vor dem Schlosse Tivoli.

Von Vereinen, deren Laibach ungefähr ein halbes Hundert zählt, heben wir, außer dem schon genannten historischen und dem Museal-Vereine, die philharmonische Gesellschaft hervor, die älteste derartige Vereinigung Oesterreichs, denn sie wurde schon 1702 gegründet. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist nicht unbedeutend; namentlich erfreuen sich die Producte der Wollspinnereien und der Holzindustrie eines weitverbreiteten Rufes.

Mit Recht gerühmt ist die Umgebung der Stadt. Mag man das Schloß Kaltenbrunn mit dem Wasserfalle der Laibach besuchen, oder die Brühl an der unteren Krainerstraße und das Gütchen Kroisenegg, oder von der Lattermann-Allee aus Tivoli, das einstige Jesuitenschloßlein Unterthurn, das zeitweilige Eigenthum Kadežkys, oder endlich den Rosenbüchel und das Marienkirchlein auf dem Rosenbachhügel; überall wird man denselben Eindruck des Angenehmen, Freundlichen mit sich nehmen.

Eine Gegend hat in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen, die früher ziemlich gemieden blieb — das Laibacher Moor, wegen seiner prähistorischen Funde. Der Morast dehnt sich im Südwesten der Stadt aus und umfaßte einst ein Gebiet von mehr als 23000 Hekt. Die mancherlei Übelstände, die eine derartig ausgedehnte Sumpffläche mit sich führt, die üblen Folgen für die sanitären Verhältnisse der Gegend — die allerdings Valvasor kräftig zu bestreiten sucht — bewirkten, daß schon 1554 die Entsumpfung des Moores zur Sprache kam. Aber nicht früher als 1658 wurde durch einen italienischen Kapuziner ein schüchternes,

wenig glücklicher Versuch dazu gemacht. Erst in den Tagen der großen Kaiserin Maria Theresia kam die Frage wirklich in Fluss. Von 1769—81 wurde ein Morastdistrict von 251 Hekt. entsumpft. Auch in der Folgezeit wurden diese Bemühungen fortgesetzt und gegenwärtig scheint die Frage der völligen Entsumpfung des Moores ihrem letzten Stadium entgegenzugehen.

III. Unterkrain.

(Ratschach. — Gurkfeld. — Thurn am Hart. — Weixelburg. — Ainöd. — Föplig. — Rudolfswert. — Landstraß.)

Nach der Einmündung der Laibach und der Steiner Feistritz wendet sich die Save zunächst nach Osten, dann der Grenze Steiermarks und Krains entlang in der Richtung gegen Südosten. Von Sava an wird das früher freundliche und breite Flußthal schmaler und düster. An manchen Stellen läßt die steil abfallende Kalkwand kaum Raum für die Bahnlinie und die tief unten dahinbrausende Save. Erst bei Ratschach macht die Gegend wieder einen wohlthuenden Eindruck. Die Felsen weichen zurück, das Thal wird freier. Rechts und links tauchen ab und zu Ortschaften, Schlösser und Ruinen in anmuthigem Wechsel auf, und statt der einförmigen Kalkfelsen erfreut sich das Auge an dem Anblicke grünbelaubter Weinberge. Vor Gurkfeld (900 Einwohner) reicht ein Felsen ganz in den Strom hinein. Das Volk nennt ihn den „Jungfernsprung“ und erzählt: „Einst habe sich hier die Tochter eines Bürgers, die von einem Türken verfolgt wurde und kein anderes Mittel sah, ihre Ehre zu retten, selbst herabgestürzt und ihren Bedränger mit in die Wellen gerissen.“

Gurkfeld gehörte vorzeiten dem mächtigen Geschlechte der Cillier; es war auch der letzte Ort, den die Witwe Ulrichs, nachdem sie alle ihre krainerischen Besitzungen verkauft hatte, zurückbehielt. Hier endete auch einer der begeistertsten Patrioten Krains seine Tage — Balvasor (1641—93).

Aus einer uralten bergamastischen Familie entsprossen, hatte Johann Weichard Freiherr von Balvasor mit 18 Jahren seine Vaterstadt Laibach verlassen, um nach der Sitte der Zeit seine Kenntnisse und seinen Weltblick durch Reisen zu erweitern. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Deutschland, Frankreich und Italien kehrte er in sein Heimatland zurück. Fortan verwendete er seine ganze Lebenszeit — eine kurze Periode während des Türken- und Ungarnkrieges von 1683 ausgenommen, in der er als wackerer Krieger an der Spitze eines Landesaufgebotes focht — dazu, seine Kenntnisse auf den ihm liebgewordenen Gebieten der Mathematik und Natur-

wissenschaften zu erweitern, Wissenswertes zu sammeln und seinem Lande nutzbar zu machen. Diesem Gedanken entsprang auch das Hauptwerk seines Lebens: „Die Ehre Krains,“ eine ausführliche Landesbeschreibung in 4 Folianten, geschmückt mit einer großen Anzahl schöner Kupfer. Die bedeutenden Kosten, die dieses in der Geschichte unserer Kronländer einzig dastehende Werk verschlang, die Ausgaben für wissenschaftliche Reisen und Sammlungen, Publicationen u. s. w. bewirkten es, daß der ursprünglich wohlhabende Freiherr seine letzten Tage fast in Dürftigkeit verbringen mußte. Im September 1693 starb er, wie schon erwähnt, in Gurkfeld, in einem Hause, das er ein halbes Jahr zuvor einem Vorfahren des slovenischen Dichters und Sprachforschers Vodnik abgekauft hatte.

Ein Viertelstündchen von Gurkfeld landeinwärts liegt Thurn am Hart. Auch dieser Ort erinnert an einen der besten Söhne des Kronlandes, an Anton Graf Auersperg, genannt Anastasius Grün (geb. 11. April 1806 zu Laibach, † 12. September 1876 zu Graz).

Wenn das poetische Erstlingswerk Ana-

belnde Zustimmung. Desgleichen entsprachen die späteren Dichtungen (Schutt, Gedichte, In der Veranda u. a.) den Erwartungen, die vom Dichter gehegt wurden. Aber auch im politischen Leben war Graf Anton Auersperg in hervorragender Weise thätig. 1848 wurde er ins deutsche Parlament berufen; seit dem Beginne des Verfassungslebens in Oesterreich gehörte er anfangs dem Abgeordnetenhause, später dem Herrenhause an — eine Zierde jeder Kammer durch seinen fleckenlosen, entschiedenen Charakter und durch seine glänzende Rednergabe. Die letzten Jahre verbrachte Graf Auersperg größtentheils in Graz. Hier war es ihm auch vergönnt, unter allgemeiner Theilnahme



Anastasius Grün.

stasius Grüns: „Blätter der Liebe“ 1830 ziemlich unbeschadet vorüberging, so errang doch der Dichter schon im selben Jahre durch seinen Romanzyklus: „Der letzte Ritter“ bedeutenden Beifall und ein Jahr später durch die markig geschriebenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ allgemeine Anerkennung und ju-

von nah und fern seinen 70. Geburtstag in reger Geistesfrische zu feiern. Es war die letzte große Freude seines Lebens; einige Monate später entschlief er. Sein Leichnam wurde in sein Heimatland, das er nie vergessen, dessen Volkslieder er theilweise übersezt, dem er selbst viele Gedichte gewidmet hatte, übertragen. Zu Thurn am Hart ruhen seine Gebeine unter dem prächtigen Denkmale, das ihm die treue Gattin erbauen ließ; sein Name aber lebt fort in seinen herrlichen Gedichten.

Von Gurkfeld abwärts ist die Gegend flach und eintönig. Erst bei dem Grenzorte Jessenitz gewinnt sie etwas Reiz.

Der wichtigste Fluß Unterkrains ist neben der Save die Gurk. Der eine Quellarm des Flusses entspringt nicht weit von Weixelburg, dem ersten größeren Orte, den wir von Laibach aus in südöstlicher Richtung treffen. Weixelburg war bis auf die Tage Friedrichs III. ein Markt und lag am Fuße des Berges, dort, wo noch gegenwärtig einige Häuser stehen. Wegen der häufigen Türkeneinfälle beschloßen die Bewohner um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ihre Wohnsitze auf die Höhe zu verlegen und diese zu befestigen. Der Kaiser gab nicht nur seine Zustimmung, sondern er erhob auch den Ort zur Stadt und verlieh ihm mehrere Privilegien.

Von Weixelburg wendet sich die Gurk durch ein freundliches Hügelland gegen Südosten. Bei dem Dorfe Hof erregt die bedeutende fürstlich Auersperg'sche Eisengießerei unsere Aufmerksamkeit. Eine Strecke abwärts biegt der Fluß bei Linöd in einem stumpfen Winkel um und bildet so mit den beiden letzten Saveabschnitten einen ziemlich regelmäßigen Rhombus.

Das stattliche Schloß Linöd mit dem ganz verfallenen Ustainöd ist ein Lieblingsausflug der Badegäste von Töplitz. Wo wir diesem oder einem ähnlich klingenden Namen, Teplitz, Toplice, Tiflis u. s. w., begegnen, haben wir warme Quellen zu suchen. Auch das krainerische Bad ist durch seine drei Thermen (36° C.) bemerkenswert. Der Hauptort des ganzen Gurkthales ist drei Stunden von Töplitz entfernt, Rudolfswert.

Nicht weit von der Stelle, wo im Jahre 1081 ein Thurm in der Nähe des Gurkflusses stand, und dort, wo 1331 die Annalen des Klosters Sittich eines Ortes Marktstatt gedenken, erhob sich unter Rudolf IV. eine Stadt, die von der Insel, dem Wert, auf dem sie theilweise erstand, und dem Fürsten, der sie gründete, den Namen „Rudolfswert“ erhielt. Kaiser Josef II. verwandelte 1783 den Namen in Neustadt l. um. 1865 wurde die frühere Bezeichnung, unserm Kronprinzen zu Ehren, wieder officiell aufgenommen, während das Volk den anderen Namen in seiner slovenischen Form „Novo mesto“ anwendet.

Vor der Erbauung der Festung Karlstadt war zunächst Rudolfswert berufen, die anrückenden Türken abzuwehren. Die Stadt wurde daher durch wiederholte Privilegien ausgezeichnet. Die Bürger bewiesen aber auch ihre Treue in den schwierigsten Verhältnissen. In dem blutigen Jahre 1809

zeichnete sich besonders das innerkrainische Landwehr-Bataillon, das sich aus dem damaligen Neustadt ergänzte, aus. Der Ort zählt gegenwärtig über 2000 Einwohner und hat ein Obergymnasium. In der Nähe Rudolfswerts ist das Schloß Lueg, nicht unebenbürtig seinem innerkrainischen Namensvetter, in schauerlicher, wildromantischer Gegend.

Durch Weinland und Kastanienväldchen fließt die Gurk Landstraß zu. Einst hieß der Ort Landestroß und war auch wegen seiner ziemlich gesicherten Lage auf der Gurkinsel ein wahrer Trost des umliegenden Gebietes.



Schloß und Dorf Kinöd.

Von dem Gurknie in südöstlicher Richtung zieht sich der Hornwald, in dessen nördlichem Theile die Eisgrotte von Töplitz oder Kuntzchen mit ihren blendenden Säulen, Regeln und Blöcken aus Eis die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zieht.

Nicht weit von dem südlichen Ende des Hornwaldes liegt Tschernembl mit seinem Schlosse. Hart an der Landesgrenze zeigt sich uns noch die Stadt Möttling, einst der Mittelpunkt der „windischen Mark“ mit der nur eine halbe Stunde entfernten Wallfahrtskirche „Drei-Pfarren.“

IV. Innerkrain.

(Adelsberger- und Magdalengrotte. — Lueg. — Planina. — Zirknitzer See. — Gottschee. — Reifnitz. — Der Nanos. — Wippach. — Idria.)

„Was woget dort? Ist's See, ist's Land zu nennen?
 Setzt segeln Schwäne durch die blaue Flut,
 Doch bald tönt d'rin das Hifthorn, Küden rennen,
 Wo erst die Welle, wogt nun Ahrenflut.
 In jener Grotte unterm Bergeschilde,
 Dort waltet der Natur geheime Kraft,
 Sie bildet nach die eigenen Gebilde,
 Und bildet nach, was Menschenkunst erschafft.
 Es stampft gewaltiger Hämmer dumpf' Getümmel,
 Und durch die Bergschlucht wiederhallt es fern,
 Aufsprühen Funf' und Asche gegen Himmel,
 Und über alles weht der Geist des Herrn.
 Die Rebe blickt von jenen Sonnenhügeln
 Auf Wiesenjammt und Segensfelder hin,
 Und mild in hundert Silberquellen spiegeln
 Drangenhaine sich mit dunkeln Grün.“

(A. Grün „Sthyrien“ 1827.)

Mit dem Namen „Innerkrain“ bezeichnet man im allgemeinen jenes große Gebiet Krains, das südlich von der Zaier und der Gurk liegt.

Nur im äußersten Westen und theilweise im Osten haben wir hier wirklich fruchtbaren Boden, der größte Theil des Inneren zeigt die ärmliche Karstnatur. Nicht ohne Grund führt ein Theil dieses Landes den Namen „Dürrenkrain,“ jedenfalls mit mehr Berechtigung als ein kleiner Bezirk desselben Gebietes „Gutenfeld“ heißt. Wenn der Ökonom wenig befriedigt diese Landstriche durchmustert, findet der Tourist reichen Genuss an den ober- und unterirdischen Wundern desselben; nirgends prägen sich die Eigenthümlichkeiten des Karstes, die zahlreichen Höhlen und Gänge, die verschwindenden Seen und Flussläufe in interessanterer und schärferer Form aus, als hier. Wir haben schon erwähnt (S. 10), daß der Karst fast kein offenes Flußthal besitzt, daß daher die atmosphärischen Niederschläge, die sich in den Mulden sammeln, einen unterirdischen Ausweg suchen müssen. So werden die Steine theilweise durch Druck und Strömung, theilweise durch die bloß chemische Wirkung des Wassers allmählich zerbröckelt, aufgelöst und jene Gänge erzeugt, die sich im Laufe der Zeit immer mehr verändern und erweitern. Häufig brechen auch die zuletzt dünn gewordenen Decken derartiger Höhlungen ein und es entstehen dann jene Trichter (Dolinen) und Schlünde, die wir am Karste so oft finden. Das Wasser sucht dann, sobald durch die Einsturzmassen die alten Wege etwas verlegt sind, andere Bahnen auf und so bilden sich oft tief unter den alten neue Gänge. Schmidl, einer der

besten Kenner des Karstes, bezeichnet wohl nicht mit Unrecht bei den häufig übereinander liegenden Gängen (bei Lueg 3. B. neun) die oberen als die früheren, die untersten als die letzten Wasserbehälter und nennt die ersteren trockenen „Grotten,“ die letzteren wasserführenden „Höhlen.“ Allerdings wird dieser Unterschied vom gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht streng eingehalten. Einen besonderen Reiz erhalten diese Höhlen und Grotten dadurch, daß das durchsickernde atmosphärische Wasser allmählich Wände, Boden und Decke mit Kalksinter überzieht, der langsam wachsend oft in den bizarrsten Formen auftritt. Das von oben durchdringende Wasser, das sowohl aus der Luft wie aus dem Erdboden Kohlensäure aufgenommen hat



Aus der Adelsbergergrotte.

und dadurch eine größere Menge Kalk aufzulösen im Stande ist, tropft von der Decke herab und setzt bei der Verdunstung des Wassers den Kalk theils unmittelbar an den Wänden, theils frei in zapfenartigen Bildungen — den sogenannten Stalaktiten, an. Senkrecht unter diesen wachsen ihnen an der Auffallstelle der Tropfen andere ähnliche, aber breitere Gebilde entgegen, die Stalagmiten. Die schönsten und sonderbarsten Formen treten uns in derartigen Grotten entgegen. Innerkrain ist an Tropfsteingrotten außerordentlich reich, die besuchteste und berühmteste ist die von Adelsberg.

In 2 kleinen Stunden führt uns ein Zug der Südbahn von der Hauptstadt Krains nach dem Grottenorte. Besteigen wir die Anhöhe, auf

der noch einige Ruinen an das alte Schloß Adelsberg erinnern, so überblicken wir ein ziemlich breites Thal. In zahlreichen Windungen fließt ein Bächlein, die Unz, durch die Auen, deren bald helleres, bald tieferes Grün den Unterschied zwischen Kalk- und Sandsteinboden deutlich erkennen läßt. Vor allem spähen wir von unserem Standpunkte aus nach dem Grottenhügel. Er ist an einigen Stellen mit Gestrüpp bewachsen, sonst Hutweide. Das ganze Grottengebiet ist gut sichtbar und wären die Hauptpartien der inneren Aushöhlung durch Pfähle auf der Oberfläche bezeichnet, so könnte man von der Ruine aus den Verlauf der Grotte mit einem Blicke überschauen.

Wir steigen jetzt herab und wandern auf guter Fahrstraße dem Eingangsthore zu. Wenn Vergnügungszüge von Wien nach Triest gehen, namentlich aber am Pfingstmontage herrscht hier ein reges Leben. Einheimische und Fremde drängen sich durch die Lindenallee gegen das Eingangsthor. Dieses liegt gegen 300 Meter über dem Meerespiegel und gleicht einem aus Quadern erbauten, halb versenkten Brückenbogen. Unweit vom Eingange 10 Meter tiefer stürzt sich die Poik, die noch wenige Schritte vorher eine Mühle treibt, mit lautem Getöse in die Höhle. Nach kurzer Wanderung gelangt man zum höchsten Raume der Grotte, zum Dom. Tief unten rauscht der Fluß, der auf einer Brücke überschritten wird. Nahe dem Übergange ist ein Monument zu Ehren Ferdinands I., der als Kronprinz hieher kam. Links vom Gange, der zum Dom weist, zweigt die jetzt verlassene alte Grotte ab, die in früheren Jahrhunderten allein besucht wurde. Die ältesten Inschriften von Reisenden reichen dort bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Auch ein menschliches Gerippe soll — mit Kalk umzogen — noch am Anfange unseres Jahrhunderts sichtbar gewesen sein. Wahrscheinlich gehörte es einem Wanderer an, dessen Grubenlicht erlosch und der dann den Rückweg ans Tageslicht nicht mehr fand.

Lassen wir jetzt diese unheimlichen Räume beiseite und schlagen wir vom Dome aus den Weg nach der 1818 entdeckten Kaiser Ferdinandsgrotte ein.

Durch bald weitere, bald engere Gänge, an einzelnen phantastischen Stalaktitenbildungen (dem kleinen Wasserfall, Stock im Eisen, Löwen, Taufstein, Kanzel u. s. w.) vorbei, gelangen wir zum Tanzsaal, zwar nicht dem absolut größten Raume in der Grotte, der aber doch den meisten freien und ebenen Platz darbietet. Am Pfingstmontag macht er seinem Namen „Tanzsaal“ volle Ehre, denn da nimmt ein Orchester auf dem Trümmerhügel dem Eingang gegenüber Platz und spielt den Gästen lustige Weisen auf, während ein Wirt nebenan Erquickungen für die durstigen Kehlen bereit hält.

Hinter dem Tanzsaal beginnt erst die größere Mannigfaltigkeit und der reichere Farbenwechsel der Tropfsteingebilde: die verschiedensten Formen blinken uns in weißen und rothen, grauen und braunen Tönen entgegen. Auch ohne besondere Phantasie erkennbar sind der heil. Antonius von

Padua, an dem wohl eine menschliche Hand mitgearbeitet haben dürfte, die 2 Schwestern, die Schildkröte und die Nachteule, dann nach einer Verengung des Ganges die Kapelle mit der kleinen Glocke, dem Altare und der Orgel. Ein Führer, der voran gegangen ist, schlägt unterdessen mit einem Holze an einen Stalaktiten, der dadurch einen Ton ähnlich dem einer großen Glocke von sich gibt.

Merkwürdigerweise sind die meisten Stalaktitenbildungen auf der linken Seite, die rechte besteht aus nackten Felsen, nur stellenweise neartig mit Sinter überzogen. In einer Seitenkluft nächst der Halle, die schöne weiße Säulen zieren, hängt der Luster. Wir eilen an dem heil. Grabe und den Palmen vorbei und gelangen zu einem der schönsten Gebilde — zum rothen Springbrunnen. Aus einer Gruppe weißer Stalaktiten erhebt sich mehr als 2 Meter hoch eine rothe Säule, einem Wasserstrahle ähnlich, der sich oben überstürzt und wieder herabfällt. Rechts in der Nähe etwa 4 Meter über dem Bilde ist der Tabernakel, eine Vertiefung von zierlichen Tropfsteinfäulchen umgeben. Bei Beleuchtungen steckt eine Kerze darin und bringt bei den halb durchscheinenden Stalaktiten einen ganz eigenthümlichen Lichteffect hervor. In einem schönen Spitzbogengewölbe blinkt uns die Orgel entgegen, eine Reihe weißer Tropfsteinssäulen, die Orgelpfeifen nicht unähnlich sehen.

Simmer großartiger werden die Gebilde, je weiter wir schreiten. Schon 1000 Meter sind wir vom Eingange entfernt. Wir gehen an einer stehenden Mumie, einem Badschwamme, dem Heuschaber vorbei, um am Grabe, fast dem pittoresksten Gebilde, einen Augenblick halt zu machen. Ein farbenprächtiger Anblick bietet sich uns dar. Eine weiße, mächtige Tropfsteinmasse, die nach unten zu in viele zierliche Säulen übergeht, scheint, einem gothischen Baldachin gleich, ein Grab einzuschließen. Überall funkeln uns beim Schimmer der Kerzen auf den Stalaktiten Tausende und Tausende von weißen Krystallen wie Brillanten entgegen.

Nach diesem herrlichen Anblicke lassen uns die nächsten Gebilde ziemlich kalt, die kleine und große Cypresse, das rothe Meer, obschon dieses letztere wirklich einer versteinerten rothen Sturmflut täuschend ähnlich sieht, ferner die Kanonensäule und der Beichtstuhl. Der letztere steht am Eingange einer geräumigen Halle, der sogenannten Reitschule, in der sich das schönste Gebilde der Grotte befindet, der Vorhang. In einer Länge von 6.3 Meter, je nach den Ausprägungen des Gesteins 30 bis 75 Cm. breit von der Wand abstehend, im Durchschnitt 8 Mm. dick und überall vollkommen durchscheinend, hängt diese wundervolle Tropfsteinmasse an der Wand herab, einem Vorhange täuschend ähnlich, der halb nach links zurückgeschoben ist und den schönsten Faltenwurf zeigt. Die Farbe ist glänzendweiß, aber der untere Rand hat durchaus einen 10 Cm. breiten Saum, orange, lichttröthlich und braun, welche Farben ineinander verfließen.

Hier endete bis 1829 gewöhnlich die Besichtigung der Grotte, denn der weitere Weg wurde erst in diesem Jahre besser gebahnt. Allerdings ist die nun folgende Partie nicht so reich an Gebilden, wie die früheren, die Wände zeigen größtentheils den nackten Kalkstein, dessen Schichtung auch an einigen Stellen deutlicher hervortritt. Aber der Gang selbst ist großartig, fast überall 10 Meter hoch, 6—8 Meter breit und führt zum Glanzpunkte der Grotte — zum Calvarienberge.

Raschen Schrittes eilen wir dahin, soweit es uns die Voranschreitenden möglich machen; der Weg ist eben und nur selten laden uns schönere Tropfsteingebilde zum augenblicklichen Stillestehen ein. Am wirksamsten ist auf dieser Strecke der große Wasserfall am Fischplatz. Hinter zwei kolossalen Tropfsteinsäulen erhebt sich der Gang plötzlich zu einem 35 Meter hohen, imposanten Dom und theilt sich nach rechts und links in zwei gewaltige Arme, deren jeder einen ansehnlichen Hügel umschließt. Der zur linken heißt Voibl, der auf der rechten ist der berühmte Calvarienberg, ein von allen Seiten frei aufstrebender Hügel von 60 Meter Höhe. „Nicht einzelne Tropfsteinsäulen,“ sagt Schmidl, „nicht hie und da eine Stalaktiten-decoration stellt sich jetzt dem Auge dar, sondern Hunderte von Säulen, und nicht wenige von kolossalen Dimensionen, in allen Übergängen von blendendem Weiß in dunkles Rothbraun, bilden vor dem erstaunten Wanderer eine Scenerie, welche man unbedingt als das herrlichste erklären darf, das die unterirdischen Wunder des Karstes aufzuweisen haben, und schwerlich gibt es in irgendeiner Grotte des Continents ein diesem Calvarienberg ähnliches Schauspiel.“ Den Namen Calvarienberg hat der Hügel schon bei seiner Entdeckung erhalten; offenbar leitete hiebei die Vorstellung, in der Stalaktitenmasse den versteinerten Zug des Volkes gegen Golgatha zu sehen. Übrigens läßt sich nicht leugnen, daß der Eindruck wesentlich erhöht wird, wenn, wie es am Pfingstfeste der Fall ist, eine größere Menge den Berg hinaufwandert und die menschlichen Gestalten bald da, bald dort in jenem eigenthümlichen Zwielicht, das die Kerzen im weiten Raume verbreiten, auftauchen.

Sieht man von der Höhe des Calvarienberges herab, so können die vielen Säulen und Säulchen an die Zacken des Mailänder Domes erinnern. Die gewaltigste Säule erreicht eine Höhe von 10 Meter. Der Decke am nächsten ragt der sogenannte „Trieztiner Leuchtturm“ empor.

Vier Stunden sind nothwendig, um mit einiger Aufmerksamkeit die von uns geschilderte Strecke zurückzulegen. Aber damit haben wir noch nicht die ganze Ausdehnung der Grotte kennen gelernt; wir haben nur ihre schönsten und zugänglichsten Theile durchwandert. Bei dem früher genannten Dome zweigt sich ein zweiter Hauptarm links ab, der im sogenannten „Tartarus“ endet; außerdem öffnen sich an mehreren Stellen Seitenarme, von denen die „Erzherzog Johann-Grotte“ der bedeutendste ist. Nicht



Das Höhlen- und Felsenkirche Zug.

uninteressant ist auch die Kaiser Franz Josef- und Elisabeth-Grotte, die „beim Grabe“ (S. 53) beginnt und ihre schönste Stelle im „Kleinen Calvarienberge“ besitzt. Den Namen erhielt die Grotte 1854 bei Gelegenheit des Besuches Ihrer Majestäten.

Eine Stunde nördlich von Adelsberg haben wir die nicht uninteressante, wenn auch keineswegs mit der soeben geschilderten vergleichbare schwarze oder Magdalenen-Grotte. Am Fuße einer 20 Meter hohen, blauschwarzen, fast senkrechten Felswand starrt uns die niedrig-breite Mündung der Grotte entgegen. Das ganze Bild hat etwas Düsteres durch die dunkle Farbe der Wand, des Nadelwaldes und der Höhlenmündung, so daß die Benennung „schwarze Grotte“ umso erklärlicher wird, als sich der Eingang zur Adelsberger Grotte in freier, lachender Landschaft befindet. Die schwarze Grotte hat nur eine Länge von 510 Meter und eine merklich niedrigere Temperatur, als die Adelsberger Grotte. Während sie in dieser im Mittel 8·9° C. beträgt, erreicht sie in jener nur 7° C. (nach Rudolf). Eine andere größere Grotte oder richtiger Höhle treffen wir wieder eine gute Stunde nördlicher; sie wird von der Poik durchflossen, daher ihr Name „Piuka Jama.“

Gehen wir nun von Adelsberg nach Nordwesten. Auf angenehmem Wege gelangen wir in 2 Stunden über Ottok zum Rande einer tiefen Wiesenschlucht, in welcher der Lokvabach einige Sägemühlen treibt. Dort liegt die kleine Häusergruppe des Dörfchens Lueg. Nicht weniger als 5 Grotten oder, da die größte derselben für sich allein 5 Stockwerke enthält, 9 verschiedene Höhlenräume münden in dieser Wand. Es ist dies eine Zahl, wie sie sonst selbst in dem höhlenreichen Gebiete Innerkrains nirgends erreicht wird. Vom Dorfe Lueg aus gelangen wir zunächst zu dem 1570 durch den Grafen Johann Cobenzl erbauten neuen Schlosse Lueg. Dieses ist wohl nicht, wie man öfters hört, derart in eine Höhle hineingebaut, daß es kein Dach braucht; denn obgleich eine Höhlenmündung das Schloßgebäude theilweise überragt, so steht es doch frei, ja es kann sogar wegen des Tropfwassers der Felsen eines Daches so wenig entbehren, daß in die Steinwände allenthalben Rinnen eingemeißelt sind, um die bei Regenwetter überhandnehmende Flüssigkeit rascher abzuleiten. Eine Brücke, ehemals Zugbrücke, führt über einen Graben in das Schloß. Das Hauptgebäude enthält 3 Stockwerke. Im obersten befinden sich die Kapelle und zwei Gastzimmer. Hinter diesen führt ein breiter, gedeckter Raum auf eine kleine Terrasse, den sogenannten Garten, unmittelbar am überhangenden Felsen. Etwas höher erreichen wir auf einer Stiege die Belvedere-Grotte oder richtiger Nische, einen prachtvollen Aussichtspunkt. Ein schmaler Steig führt uns von da hinüber zu einer etwa 24 Meter hohen und 12 Meter breiten Kluft. Der unterste, schmälere Theil derselben bis zum eigentlichen Niveau des Höhleninnern war einst vermauert. Darüber erhob sich die alte Burg, die wirklich eines Daches nicht bedurfte. Noch ist

neben dem Schutt ein Theil des Mauerwerkes sammt einem Spitzbogenthürmchen sichtbar, noch sind die Pöcher für die Rollen der Zugbrücke zu erkennen. Von der Straße aus kann man allerdings die Ruine nicht sehen, denn sie wird durch die Dachungen der Schlossgebäude vollkommen verdeckt.

„Ein einfacherer, kunstloserer Bau,“ sagt Schmidl, „läßt sich nicht denken; aber unbezwinglich war das Nest seinerzeit gewiß. Man denke sich das jetzige Schloß hinweg, so hat man die schroffe, hohe Wand vor sich, deren vorspringende Klippen nicht einmal Wartthürme zu tragen brauchten, denn nur eine wilde Kaze mochte sie erklettern. Wahrscheinlich führte die Zugbrücke aus dem Thürmchen auf einen vorspringenden Felsen, von welchem dann eine Strickleiter herabgelassen wurde. Vielleicht geleitete von dort ein Steg, etwa 30 Fuß lang, an der Wand rechts abwärts, wo sich im Felsen eine schlotähnliche Höhlung befindet, in welcher ungesehen und geschützt eine Leiter 6 Klafter tief bis auf den praktikablen Bergabhang herabführen konnte; die untere Mündung dieses Schlothes ist neben der jetzigen Gefindestube im zweiten Stockwerke des neuen Schlosses.“

In dieser Höhlenburg war es, wo sich das tragische Schicksal ihres letzten Besitzers erfüllte. Erasmus Lueger, sagt Balvasor, dem wir mit einigen unbedeutenden Abänderungen folgen, war ein guter Soldat und Parteigänger, hatte auch sonst mit manchem Händel gehabt. Als er nun Ende 1483 am kaiserlichen Hofe einen Marschall von Pappenheim umgebracht hatte, floh er in sein damals fast unbekanntes Schloß. Von dort aus brandschatzte er die Gegend. Als auch die Ungarn 1483 in Krain einbrachen, führte sie der Lueger und rückte mit ihnen im December sogar vor Triest, von wo sie aber durch die Bürgerschaft zurückgetrieben wurden. Nun erging vom kaiserlichen Hofe an Caspar Rauber, Hauptmann von Triest, der Befehl, den Lueger lebendig oder todt in die Hände des Kaisers zu liefern. Der Rauber suchte ihn überall auf, traf ihn aber nirgends. Als sich eines Tages der Hauptmann von Triest sammt seinen Leuten auf dem Schlosse Kleinhäusl befand, ließ ihm der Lueger durch einen Bedienten sagen: „Da er gehört habe, daß ihn sein Herr schon etliche Tage suche, aber nicht finde, so sei er selbst gekommen, um ihm den Weg zu seinem Schlosse zu zeigen, wo er ehrlicher behandelt werden würde, als es ihm hier geschehen dürfte. Darauf that er einige Schüsse ins Blaue und sprengte davon. Kaum hatte der Bediente die Nachricht seinem Herrn hinterbracht, als dieser rasch zu Pferde stieg und dem Lueger nachsetzte. Aber von diesem war weder etwas zu hören noch zu sehen, er war wie ein Gespenst verschwunden. Die Spuren der Hufschläge seines Pferdes wurden genau untersucht und führten endlich zum Felsen, bei dem man das Loch sah. Rauber nahm die Kasse und das Vieh, das er unten bei einer Hütte fand, weg, sah aber die Unmöglichkeit ein, auf den Felsen hinaufzukommen und berichtete hierüber an den Kaiser. Von Friedrich kam aber ernstlicher Befehl, den frechen

Räuber zu belagern und durch Hunger zur Übergabe zu nöthigen. Der Lueger aber verzagte nicht. Oft ließ er sich am Loche sehen, lud die Belagerer, als sie schon 3 Wochen vor dem Felseneste standen, zur Fastnacht zu sich ein, weil sie unten zu wenig zu essen hätten, und warf ihnen ein Viertel eines Ochsen hinab. Räuber hielt es anfangs für eine Kriegslift. Aber zu Ostern kam eine neue spöttische Einladung und ein Osterlamm sammt mehreren Schafen und Widdern. Später erklärte der Lueger, wenn Herr Räuber ihn besuchen wolle, solle er sehen, wie er mit mancherlei Fischteichen, Obstgärten, Vieh und aller Lebens Nothdurft versehen sei, und wenn er ihm seinen Boten schone, wolle er ihm einiges davon mittheilen. Wirklich ließ er seinen Schreiber an einer Leiter von dem oberen Loche (die Burg befand sich nämlich in der zweiten der 5 Höhlungen von oben gerechnet) zur großen Höhle herab und zog die Leiter dann ein. Hierauf kletterte der Schreiber an einem schmalen Steige herab. Auf diese Weise bekam Räuber, so oft er bei den Truppen erschien, frisches Obst und Freitags Fische, die allerdings nicht, wie Lueger angab, aus der Höhle stammten, sondern durch einen geheimen Gang aus dem Wippachthale gebracht wurden. Endlich gelang es aber Räuber, dem Boten des Lueger, den Schreiber, zu bestechen, daß er eine Stelle angab, zu der sich sein Herr jeden Abend zu begeben pflegte. Dorthin wurden 3 Geschütze gerichtet und eines Abends auf ein Lichtzeichen, das der Verräther gab, zugleich abgefeuert. Die Kugeln schlugen in die Felswand und durch einige Splitter wurde der Lueger getödtet. Der Schreiber übergab sodann die Burg. Noch im J. 1629 kamen nach Balvasor Diebe durch den vorerwähnten geheimen Gang in das neue Schloß. Sie wurden aber ertappt und mußten den Gang zeigen, der dann vermauert wurde.

Von Adelsberg führt uns der Wagen nach Planina, einem langgestreckten Markte, aus zwei Theilen, Ober- und Unter-Planina bestehend. Von Ober-Planina aus geht eine Fahrstraße zum Poikfluss und an demselben aufwärts einer sich mäßig verengenden Schlucht entgegen. Ihren Eingang beherrscht der altersgraue Wartthurm der Burg Kleinhäusl. An einer Mühle endet zuletzt die Straße. Beim Fluder vorüber gelangen wir zu einem kleinen, zierlichen Garten und weiter an einem Scheibenständer vorbei, stets dem schmalen Fußwege am Fluder folgend, bis zu einer senkrecht abfallenden Kalksteinmasse. Hoch über uns krönen schmucke Tannen den Scheitel der Felswand. Der größte Theil der Vorderseite jedoch ist kahl, nur hie und da haben Bäumchen zwischen den Ritzen des Gesteines Wurzel gefaßt. Am Fuße der Wand aber öffnet sich eine 20 Meter hohe und 28 Meter breite Höhle, aus der ein Fluß hervorbricht und in den Regenmonaten sogar vor der Höhle noch einen förmlichen See bildet.

Auf der linken Seite der Höhle ermöglichen uns Schuttmassen das Vordringen. Bald gelangen wir in einen schönen Dom mit ziemlich glatten

Wänden und regelmäßiger Kuppel (von 24 Meter Höhe). Wir fahren über den breiten, grünen Spiegel des fast ruhigen Wassers gegen den Hintergrund des Domes zu. Da hören wir stärkeres Rauschen und merken eine lebhaftere Bewegung des Wassers. Die Höhlung hat sich ganz verengt und läßt nur ein etwa 10 Meter hohes Thor offen. Weiter jenseits des Flusses sehen wir wieder etwas Ufer und einen Berg von Felsblöcken. Wird dort von einem Führer ein Feuer angezündet, so bietet sich ein zauberhafter Anblick dar. Das tiefe Dunkel des Felsenthores und der Wölbung oben, die grell erleuchteten Felsenwände und vorn im Dome das noch hereinspielende Tageslicht vereinigen sich mit dem matten Schimmer der spiegelnden Flut zu einem wahrhaft märchenhaften Bilde.

Ein weiteres Vordringen in die Höhle ist nur unter größeren Vorbereitungen möglich. Schmidl hat vor 29 Jahren eine genaue Schilderung seiner an erhabenen Scenen reichen, unterirdischen Fahrt entworfen. Durch ein zweites Felsenthor gelangte er nach kurzer Fahrt zu einem See von 80 Meter Länge und 50 Meter Breite. Von Westen her fließt in ihn ein Bach ein, den der Gelehrte 3050 Meter weit besuhr und den „Kaltenfelder Arm“ nannte. Er hat einzelne interessante Partien mit herrlichen Tropfsteingebilden, steht aber an Schönheit zurück hinter einem anderen mächtigeren Wasserarme, der von Süden her in das Seebecken einfließt. Es ist die Poik, die wir schon in Adelsberg kennen gelernt und in der Piuka Jama (Seite 56) wiedergefunden haben. In einer wechselnden Breite von 8 bis 30 Meter und einer Tiefe von 6 Meter strömt uns dieser Hauptfluß des unterirdischen Labyrinths entgegen. Bald bekundet ein immer lauter werdendes Getöse, daß wir einem Wasserfalle zufahren von bedeutenderer Größe, als die kleinen Cascaden im Kaltenfelder Arme. Mächtige Blöcke, von einem Einsturz herrührend, engen das Flußbett ein und mehr als 3 Meter hoch stürzen die Gewässer im breiten Strahle herab, milchweißen Schaum emporwirbelnd. Rechts vom Falle befestigen wir den Kahn in einer Felspalte, klimmen über das schlüpfrige, reich mit Sinter besetzte Gestein hinweg und gelangen dann nach mühevoller Wanderung wieder zum Wasser herab, das tief und klar, aber in schroffen Wänden eingeschlossen liegt. Ein neues Fahrzeug muß hier aus einzelnen mitgenommenen Brettern gezimmert werden, denn das Herüberziehen des alten Kahnes wäre zu beschwerlich.

Von unserer Nothwerfte aus lassen wir die neue Argo in die Flut. Bald kommen wir zu zwei Rissen, über die wir den Kahn nur mit Mühe hinwegschleppen. Dann aber haben wir durch volle 1½ Stunden offene Fahrt in einem auch von Klippen ziemlich freien, großartigen Canal. „Keine Beschreibung,“ sagt Schmidl, „vermag es, den erhebenden Eindruck dieser unterirdischen Wasserfahrt zu schildern. Kolossale Stalaktiten hängen an den Wänden hernieder; an anderen Stellen ist die Decke mit den reichsten

weißen, korallenartigen Behängen verziert; in der Regel aber sind die Wände nackter, schwarzer Fels. Sie und da rieseln Quellen herab; ihr Geflüster und das melancholische Fallen einzelner Tropfen von der Decke unterbricht allein die schauerliche Stille dieser Dome. Die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Wunder der Umgebung, auf die Fahrt selbst fesselte unsere Lippen und unhörbar fast glitt unser Kahn über die dunkeln Tiefen hinweg, die zum erstenmale seit ihrer Entstehung im Widerschein einer Fackel erglänzten.“

Es ist, als ob man einen von Bernes Romanen läse, und doch haben wir hier kein Product der fessellosen Phantasie eines Poeten, sondern den Bericht eines ruhig messenden Mannes der Wissenschaft vor unseren Augen. In einer Entfernung von 2900 Meter, vom See aus gerechnet, nahm die Fahrt Schmidls ein Ende. Die Felswände, die sich bis auf 10 bis 20 cm. über dem Wasserspiegel herabsenkten, hinderten weitere Untersuchungen.

Nur 3200 Meter ist der Endpunkt der Fahrt von der Poikhöhle entfernt. Die Identität beider Gewässer ist so ziemlich außer Frage gestellt.

Nach seinem Austritte aus der Grotte von Planina nimmt der Fluß den Mühlthalbach auf. Dieser bezieht sein Wasser aus einer Reihe von Quellen (im ganzen 31), die in der Nähe in einem Umkreise von etwa 50 Meter entspringen. Dieses merkwürdige Quellsystem, das eine Wassermasse repräsentiert, welche die der Poik an Stärke übertrifft, bringt man mit dem Zirknitzer See in Verbindung. Nach der Vereinigung des Mühlbacherwassers mit der Poik oberhalb Haselberg erhält der Fluß erst den Namen Unz. Er schlängelt sich nun in vielen Windungen durch das Wiesenthal, verliert aber schon in der Nähe von Jacobowitz durch Sauglöcher $\frac{9}{10}$ seiner Wassermasse. Eine Viertelstunde hinter dem genannten Dorfe verschwindet auch der Rest unweit der Felswand Pod stenami. Nicht nur im Flußbett sind in der letzten Strecke zahlreiche Sauglöcher, durch welche die Unz abfließt, auch die umliegenden Wiesen haben an verschiedenen Stellen trichterförmige, meist mit Dammerde ausgefüllte Vertiefungen, durch die das Wasser bei Überschwemmungen einsickert. Leider sind diese Überschwemmungen im Gebiete von Planina ziemlich häufig und gewinnen manchmal sogar große Dimensionen. Noch erzählt man, daß im Jahre 1802 das Wasser bis zur Schwelle der Kirche von Unter=Planina reichte. An der damaligen (jetzt unteren) Straße fuhr man in Kähnen und in einem Gasthause stieg man aus dem Kahne durch das Fenster zum ersten Stockwerke hinein. Nach jener Katastrophe begann man, da die alte Straße fast jedes Jahr überschwemmt wurde, die gegenwärtige obere Straße zu bauen.

Wir haben schon früher gehört, daß die Mühlbachwässer gewöhnlich in Zusammenhang mit dem Zirknitzer See gebracht werden. Wandern wir jetzt diesem merkwürdigen Wasserspiegel zu, der schon in früheren Jahr=

hundertern die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog, den der große italienische Dichter Tasso besang und der deutsche Humanist Nicodemus Frischlin in einer lateinischen Ode verherrlichte. Heutzutage ist an die Stelle der schwungvollen, aber wenig verlässlichen poetischen Schilderungen die nüchterne, prosaische Untersuchung getreten, und vor ihrem Lichte hat der See viel von dem märchenhaften Zauber verloren, mit dem ihn die Phantasie vergangener Tage umkleidete. Noch immer aber bietet er eine Fülle des Interessanten und Belehrenden als der echteste und treueste Repräsentant der Karstnatur.

Wer den See zur Zeit seiner Wasserfülle besucht, findet auf den ersten Blick an ihm nichts besonders Bemerkenswerthes. Seine Lage hat bei weitem nicht den malerischen Reiz der Alpenseen Krains. Das ganze umliegende Gebiet macht einen ziemlich einförmigen, ja düsteren Eindruck. Den Südrand füllt der finstere Bergstock des Zavornik aus, mit seinen Wäldern und Höhlen, in denen noch heute Bären und Luchse haufen. Etwas freundlicher ist das Bild gegen Norden, wo der Markt Zirknitz und mehrere kleine Orte das Seebecken umgeben. Doch begrenzt auch hier die graue, kahle Bergmasse der Slivnica (1113 Meter), auf der einst die Horen ihre nächtlichen Gelage hielten, die Mulde. Dazwischen dehnt sich ein Wasserspiegel von 2—3·8 Kilom. Länge und 0·7 Kilom. Breite im Mittel und einer Fläche von 2100 Ha. aus. Drei Inseln liegen in demselben. Einige sichtbare Zuflüsse, deren größter der Zirknitzbach ist, vervollständigen das Bild.

Was den See berühmt gemacht hat, ist nicht seine Lage oder Umgebung, sondern der Umstand, dass er sich abwechselnd füllt und leert, und zwar hauptsächlich durch eine Reihe von Löchern, die theils Wasser zu-, theils abführen, häufig auch beide Functionen nacheinander ausüben. Wenn im Sommer die trockene Zeit eintritt, wird der See, bis auf einige Tümpel am westlichen Abhange des Zavornik, leer. Er zeigt dann einen welligen Boden mit vielen kleineren und größeren trichterförmigen Öffnungen. Ein heftiges Regenwetter aber ist im Stande, den See, welcher zu seinem Abflusse 14 bis 25 Tage gebraucht hat, in 48, ja ein Wolkenbruch in 24 Stunden zu füllen. Das Wasser fließt dann nicht nur aus den Quellbächen herbei, sondern es tritt aus einer Reihe von Löchern zutage; ja aus manchen, wie aus der Suha duljca, springt es, wie von einem gewaltigen Drucke emporgetrieben, in die Höhe. Ist das Seebecken voller, so fließt wieder ein Theil ab. Zu den bedeutenderen Abzugslöchern gehören die beiden Karlov'een. Als ich im Sommer des sehr regenreichen Jahres 1878 den See besuchte, waren die Karlovceen eben in voller Thätigkeit. Wir fuhren an den einfachen Rechen vorbei, durch welche die Umwohner den Abzugscanal vor Verstopfung durch den Seelehrich zu bewahren suchen, und zur Öffnung der Höhle hin, die etwa 21 Meter breit ist und deren

oberer Rand 2 Meter über dem Wasserspiegel emporragte. Schon in der Nähe der Höhle wurde die Strömung des Wassers deutlich bemerkbar. Ein Jahr später — in einem mehr trockenen Sommer — lagen in derselben Höhle, zu der wir im vorigen Sommer gefahren, Kinder und suchten in dem kühlen Raume Schutz vor der Mittagssonne. Von Bauern wurde einst ein Versuch gemacht, von der Mala Karlov'ca in westlicher Richtung gegen S. Canzian, wo ein Abflusarm des Zirknitzer Sees zum Vorschein kommt, abwechselnd kletternd und in Rachen vorzudringen; bald aber machte eine natürliche Barriere dem weiteren Vordringen ein Ende.

Der See ist reich an Fischen. Diese verlieren sich aber wohl nur zum geringsten Theile beim Verschwinden des Wassers in die Höhlen, um später wieder ausgeworfen zu werden; die meisten ziehen sich in die geschützten Stellen des Sees zurück und kommen dann aus diesen hervor. Ein großer Theil wird übrigens vor dem Ablauf des Sees immer gefangen. Ebenso ist die Jagd auf Wasservögel ergiebig.

Hat sich das Wasser des Sees verlaufen, so findet der Boden je nach dem größeren oder geringeren Grade seiner Feuchtigkeit verschiedene Verwendung. Die zurückgebliebenen Binsen werden zum Dünger und zur Viehstreu benützt; einzelne Bodenstellen dienen als Weide. Bleibt der See, was bisweilen der Fall ist, vom St. Peter- und Paulitage (29. Juni) bis Michaeli (29. September) trocken, so wächst auch das zum Futter dienende Gras auf dem festen Boden. Von Ackerbau ist nur an jenen Uferfeldern die Rede, welche bloß zur Winterszeit überschwemmt sind, im ganzen Sommer aber trocken liegen. In diesem beschränkten Sinne also ist der Satz richtig, daß man im selben Jahre im Zirknitzer See jagen, fischen und ernten könne.

Fragen wir uns nun, wohin das Wasser bei dem Ablauf des Zirknitzer Sees verschwindet? Ein Theil, vorzugsweise jener, der durch die continuierliche Thätigkeit der Abzugslöcher das Seebecken verläßt, tritt, wie schon erwähnt, bei Planina, ein anderer in Zuflüssen der Laibach am Südrande des Moors zutage. Da aber diese Wasseradern im Verhältnis zur verschwindenden Masse gering sind, so bleibt, wie Urbas sagt, nichts übrig, als unterirdische Räume anzunehmen, in welchen ein großer Theil der Wasser des Sees sich beim Ablauf zurückzieht und aus denen dieselben bei starkem Zuflusse oder größerer atmosphärischer Spannung wie aus einem Heronsball herausgetrieben werden. Nehmen wir also einen solchen unterirdischen See, welcher möglicherweise den Zirknitzer See an Größe noch übertrifft, wahrscheinlich aber tief unter den Zavornik hineinreicht, an, so weicht auch in dieser Beziehung das Wunder einfachen physikalischen Gesetzen. Bemerkenswert ist noch, daß das Phänomen des Zu- und Abflusses seit historischen Zeiten schon bedeutende Änderungen erfahren hat. Während noch von 1714 an der See durch volle 7 Jahre nicht abließ, hält das Wasser jetzt selten über

2 Jahre an; zugleich erfolgt der Abfluß nicht nur öfter, sondern auch rascher, als einst. Diese Erscheinung, verbunden mit der Betrachtung der umliegenden Landschaft, führt uns zu weiteren Schlüssen. Einst war offenbar die Zahl der intermittierenden Seen Krains eine bedeutendere. Die Gutenfelder und Gottscheer Mulden, nicht weit vom Zirknitzerbecken, weisen durch ihre Formation deutlich darauf hin, daß sie einst Seen umschlossen, deren Abzugslöcher in den vielen Dolinen erkennbar sind. Das Laibacher Moor war in prähistorischer Zeit ein See, an dessen Rande die Pfahlbauern wohnten. Der Zirknitzer See ist also nur das letzte Glied einer Kette; er bezeichnet das zurückgebliebenste Entwicklungsstadium, während die Gutenfelder und Gottscheer Mulden das des völligen, das Laibacher Moor das des theilweisen Abflusses vertreten. Aber auch der Zirknitzer See ist nicht stationär, er nähert sich, wenn auch langsam, dem Verschwinden und wird ihm umso früher entgegengehen, je besser die Reinhaltung der Abflusscanäle von den Umwohnern besorgt wird.

Südsüßlich von der Zirknitzer Mulde liegt das schon erwähnte Land des merkwürdigen „Gottscheer Völkchens.“ Das Wort Seidls:

„Geht hin in alle Welt und ruft wo immer
Ein krainisch' Wort, es wird ein Echo finden,
Und ruft ihr's fern auch am Huronen See,“

paßt auf niemanden besser, als auf die — allerdings deutsch redenden — Gottscheer. Schon 1491 erhielten sie, „in Ansehung des erlittenen Türkenruines,“ von Friedrich III. das erste Hausierpatent. Noch gegenwärtig sind Tausende von Männern, besonders als Südfrüchthändler, auswärts, daher das große Überwiegen der weiblichen Bevölkerung im Lande. Bei der Volkszählung vom 31. December 1880 kamen in der Bezirkshauptmannschaft Gottschee auf 23.664 Bewohner weiblichen nur 18.124 männlichen Geschlechtes. Die Gottschee ist die größte deutsche Sprachinsel in Krain und zählt auf einer Fläche von 850 □ Kilometer 34 deutsche und mehrere gemischte Ortschaften. Ihre Besiedlung dürfte unter Karl IV. durch die Ortenburger Grafen erfolgt sein. Daß sich verpöngte germanische Scharen aus der Völkerwanderung, wie Vandalen, hier erhalten hätten, ist wohl nicht unmöglich, aber nicht nachweisbar. Nach dem Aussterben der Ortenburger kam das Ländchen an die Cilliergrafen. Aus dieser Zeit ragen noch die Überreste des Schlosses Friedrichstein herüber, die an eine der dunkelsten Episoden in der Geschichte dieses mächtigen Geschlechtes — an die angebliche Ermordung der Gräfin Katharina durch ihren eigenen Gatten Friedrich — erinnern. Nach dem Tode des Sohnes Friedrichs Ulrichs, des letzten seines Stammes, wurde das Gebiet landesfürstlich und gieng nach einigen Wandlungen 1641 pfandweise in den Besitz der Auersperge über, die auch 1791 den Titel: „Herzoge von Gottschee“ erlangten.

Balvasor rühmt in seiner Ehre Krains den biedereren Charakter der Gottscheer höchlichst, doch scheinen sie von jeher ein unruhiges Völkchen

gewesen zu sein, denn die Chronik berichtet uns in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume von 1515—1662 von nicht weniger als 6 Bauernaufständen, an denen sich die Gottscheer betheiligelt hatten. Der Hauptort des Herzogthums ist die Stadt Gottschee, auf einer Insel des Kinnseebaches gelegen, der unweit davon in der Erde verschwindet. 1469 wurde der damalige Markt von den Türken eingeeichert, zwei Jahre später wieder aufgebaut und von Friedrich III. mit städtischen Privilegien bedacht. Noch gegenwärtig ist das Siegel Gottschees aus jener Zeit vorhanden. Die Stadt zählt circa 1400 Einwohner, hat ein Untergymnasium und treibt Feinwandweberei, Töpferei, Geschirz- und Holzwarenmanufactur.

Von Gottschee aus wandern wir auf der Laibacher Straße nach dem freundlichen Reifnitz. Das Thal des gleichnamigen Flusses, der, wie so viele andere, in diesen Gegenden nach kurzem Laufe im Felsboden verschwindet, ist der Hauptsitz der krainerischen Holzarbeitenindustrie. Der weitere Weg nach Laibach führt uns an dem Stammschlosse der Auersperge vorüber, jenes Geschlechtes, das nicht nur in der Geschichte des Landes, sondern in der der ganzen Monarchie eine so hervorragende Rolle spielte und noch spielt.

Jetzt aber machen wir einen gewaltigen Sprung und wandern von der Landeshauptstadt aus jenem Berge im Südwesten zu, welcher durch seine charakteristische Form sofort auffällt — dem Manoš. Scharf steigt die Nase des Berges von Prewald auf, von welchem Markte aus der Gipfel, der eine lohnende Fernsicht bietet, auch in der Regel bestiegen wird. Unter dem Westrande des Manoš-Plateaus bricht als starker Mühlbach die Wippach, die wohl auch von der Art ihres Hervorsprudelns ihren Namen erhalten hat, hervor.

Das Wippachthal war, wie wir gehört haben, schon in den Tagen des letzten Luegers durch das Frühreifen seines Obstes ausgezeichnet. Auch heutzutage hat das „Paradies Krains“ seinen alten Ruf nicht eingebüßt. Der Hauptort des Thales ist Wippach, ein freundlicher Markt mit einem schönen Schlosse. Hier wurde 1486 der berühmte Staatsmann und Reisende Sigismund Freiherr von Herberstein geboren, „der wissenschaftliche Entdecker Rußlands.“ Fünfzehn Jahre vorher hatte ein thatkräftiger Mann aus derselben Gegend ein in oft ruhmreichen Kämpfen verbrachtes Leben auf elende Weise geendet — Andreas Baumkircher, an den noch der sogenannte „Baumkircherthurm“ bei Wippach erinnert.

Sowie der südliche Hauptzufluß des Sfonzo, obschon zum größeren Theile Görz angehörig, auf krainerischem Boden jenen Ort bespült, der seinen Namen trägt, so auch der nördliche, die Idria. Die Bergstadt gleichen Namens liegt gleichfalls noch in unserem Herzogthum. Ihr wollen wir den letzten Besuch abstatten.

Ein altes Lied aus den Tagen Leopolds I. beginnt:

„Als man zelet vierzehnhundert
Auch sieben und neunzig Jähr,

Geschah ein großes Wunder
 Als ich will stellen dar.
 Gott aus seiner Milde
 Uns seinen Kindern all'
 Ein neues Bergwerk geben
 Den Menschen davon zu leben
 In einem wilden Thal.“

1497 also wurde das zweitwichtigste Quecksilbergwerk Europas entdeckt, und zwar nach der gewöhnlichen Meinung von einem Bauern, der einige Holzgefäße über Nacht unter eine Quelle stellte. Als er am Morgen die glänzende Masse gewahrte, gieng er zu einem Goldschmiede, wollte aber anfangs nicht sagen, woher er „die Materie“ genommen habe. Endlich lockte ihm ein Landsknecht das Geheimnis ab. Erst am Achatius tage (22. Juni) 1508 wurde nach mancherlei Versuchen das eigentliche Erzlager entdeckt. Daher wird dieser Tag noch heute als der eigentliche Geburtsstag des Bergwerkes festlich begangen.



Signum von Herberstein.

Auch Idria hatte bis auf unsere Zeit zu wiederholtenmalen

erblickt die Bergleute im fahlen Schimmer der Grubenlichter. Das Gesundheitswidrige der Arbeiten im Quecksilbergwerk zeigt sich am besten in den hohlen Gesichtern der Leute. In den heißesten Gruben (bis 32° C.) darf ein Bergmann nur wenige Stunden in der Woche verwendet werden. Meist wird das Erz mit Spitzhämmern herausgehauen. Überall kleben Tropfen des Metalls. Das gediegene oder Jungfernequecksilber sammelt man sogleich in der Grube in ledernen Beuteln. Das andere Erz wird von dem Hauptschachte aus mittelst einer Tonne emporgehoben. Eine andere Tonne dient den Arbeitern und Fremden zum Ausfahren und führt sie in einer halben Viertelstunde auf

von allen jenen Gefahren zu leiden, welche den Bergwerkbetrieb bedrohen. Seit 1580 ist es Staats-eigenthum.

757 in Kalkstein gehauene Stufen und zuletzt Holztrepfen führen in einen ausgemauerten Schacht bis zur größten Tiefe hinab. Immer deutlicher vernimmt das Ohr das Pochen der Hämmer. Endlich

die Oberwelt, ziemlich weit von der Eingangsstelle entfernt. Gegenwärtig werden durchschnittlich jährlich 3500—4000 Mtr.=Centner Quecksilber und 5—600 Mtr.=Centner Zinnober gewonnen. Die Zahl der Arbeiter beträgt zwischen 900 und 1000.

Unsere Rundreise durch das Land ist vollendet. Der freundliche Leser, der uns treulich begleitet, stimmt jetzt wohl mit in den Ruf Seidls ein:

Wer, frag' ich, ahnt bei flücht'gem Überblick
So große Wunder in so kleinem Rahmen?

V. Sitten und Gebräuche in Krain.

(Charakter des Slovenen. — Aberglauben. — Christliche Feste. — Hochzeits- und Todtengebräuche.)

Wie sich in der Bodenbeschaffenheit unseres Herzogthums ein scharfer Unterschied zwischen dem Alpenlande Oberkrain, dem Weinlande Unterkrain und dem Karstgebiete Innerkrain zeigt, so bietet auch die Betrachtung des Charakters der Bevölkerung in den einzelnen Landestheilen nicht unbedeutende Abweichungen. „Arm wie die Vegetationsstufen des Karstes,“ sagt Klun, „rauh wie die wilde Bora, unwirlich und fast ebenso unfreundlich wie der steinige Boden, den er bewohnt, ist in der großen Mehrzahl der Karstner. Treu und bieder, stolz und unerschrocken gleich den waldbegrenzten Berghöhen Oberkrains, arbeitet rüstig der intelligente und industrielle Bewohner dieser Gegend. Seine Außenseite scheint hart wie das Eisen, das er verarbeitet und nach fremden Landen sendet; aber sein inneres, geistiges Leben ist reich wie die vielen Schächte seiner Berge und fast alle Männer von Bedeutung, deren Krain sich rühmen kann, sind geborne Oberkrainer. Das nationale Bewußtsein glüht ungeschwächt in seiner Brust; das Leben in dieser herrlichen Natur, mitten unter diesem geistig und körperlich kräftigen Volke, ist ein frisch erheiterndes, stärkendes. Der weinbauende Unterkrainer lebt in fröhlicher Genügsamkeit leichten Sinnes dahin. Er genießt oft unbekümmert das sichere Heute und will sich nicht ängstlichen Sorgen um das ungewisse Morgen überlassen. Ist hierlands der Wein gerathen, so herrscht ein fröhliches Leben; im Gegentheil aber klopft die Hungersnoth mit ihren dürrn Händen nicht selten an die Hütten der sonst so heiteren Bewohner. Unterkrain ist endlich die Wiege der lieblichsten Lieder und Märchen.“ Und eine Art Resultierende aus all' den verschiedenen Volksanlagen zieht einer der berufensten Beurtheiler, Wilhelm Urbas, indem er die Vorzüge und Fehler des slovenischen Nationalcharakters in folgenden Worten zusammenfaßt: „Als

Lichtseiten können ausdauernder Fleiß, unerschrockener Muth, Rechtlichkeit und Pflichttreue, Frohmuth, Liebe zum Vaterlande, Dienstfertigkeit und Gastfreiheit bezeichnet werden; diesen stehen als Schattenseiten gegenüber: Hang zur Unmäßigkeit und zur Gewaltthätigkeit, Eigensinn, unbegründetes Mißtrauen einerseits, blindes Vertrauen andererseits, Neigung zum Aberglauben, Eigenliebe und Prahlucht.“

Der Freund eigenartigen Volksthums, der den Sitten und Gebräuchen in ihren verschiedensten Abzweigungen nachspürt, hat heutzutage ein schweres Amt. Immer mehr verschwinden die alten Besonderheiten in Tracht und Sitte, im ganzen Thun und Lassen des Volkes vor dem alles nivellierenden Zuge der Zeit.

Gebräuche, die noch vor achtzig bis hundert Jahren allgemeine Geltung hatten, fristen jetzt höchstens in abgelegenen Thälern ihr Dasein oder sind ganz verschwunden. Die größte Zähigkeit zeigen noch jene Eigenthümlichkeiten, die in dem frommen Glauben oder auch häufig Aberglauben der Bevölkerung eine feste Stütze finden. Noch sind, wie in alten Zeiten, beim slovenischen Landvolke die verschiedensten abergläubischen Mittel, Krankheiten und böse Zauber zu bannen, die Zukunft zu erforschen, im Schwange. Noch leben in der Welt des Volkes alle jene guten und bösen Wesen, welche den Menschen schaden und nützen können. Meist sind sie verblasste Erinnerungen an die einst mächtigen heidnischen Gottheiten, die von den christlichen Priestern in die Reihe der Unholde und Dämonen versetzt wurden. So gelten z. B. der Zlodej, Vrag, Hudir, Čatež und Škrat, einst verschiedene Wesen, jetzt nur als ebenso viele Varianten des Teufels. Doch haben die beiden letzteren Čatež und Škrat eine ganz eigenthümliche, mehr humoristische, koboldartige Färbung erhalten. Der Škrat ist ein kleines, rauhaariges Männchen mit grüner Jacke und rother Kappe. Am liebsten hält er sich in Wäldern und in den Dolinen des Karstes auf. Wem er wohl will, den beschenkt er mit Geld, wer aber im Walde — seinem Gebiete — laut spricht, dem fährt er in die Haare.

Noch schlimmer ergeht es dem, der in eine Doline einen Stein wirft, wenn der Škrat am Grunde derselben sitzt und aus irdener Schüssel seine Polenta isst. Ebenso ein Flur- und Waldgeist ist der Čatež. Er ist größer von Gestalt als der Škrat und mehr ältlich. Wie der griechische Pan hat er Bocksfüße. Von gutmüthiger Natur, bringt er den Sennern Beeren, dem Holzhauer frisches Wasser und thut niemandem etwas zuleide, wenn man ihn nicht verspottet. Manche haben ihn gesehen, wie er auf den steilsten Felsen hockt und sich sonnt. Wird er gereizt, so wälzt er ungeheure Felsen herab und begräbt Menschen und Vieh. Noch lebt in den Kinderspielen, namentlich im Gebiete der Steiner Alpen, die „Vehtra Baba,“ die Königin der weißen Frauen, fort. Die weißen Frauen

(Vile, Rojenice) sind die Schicksalsgöttinnen, die mit brennenden Kerzen an das Bett der neugeborenen Kinder kommen und ihr Schicksal bestimmen. Doch gilt dabei nur der Ausspruch der letzten. Eine schöne Sage von den weißen Frauen, die sich auch im Flitscher Thale erhalten hat, ist von Rudolf Baumbach meisterhaft bearbeitet worden. Im Jezerca-Hochthale, einst einem Paradiese, wohnten die weißen Frauen, die allen Leuten in der Umgegend Wohlthaten erwiesen. Die ganze Natur schien gesegnet, wo sie weilten, die Wiesen trugen das kräftigste Gras und die würzigsten Kräuter. Ramen die weißen Frauen in das Thal, so wich vor ihnen jede Sorge, jeder Kummer. Unter ihrem Schutze stand eine Herde von weißen Gemsen, geleitet von einem Bocke mit goldenen Krickeln, dem Zlatorog. Einst schoß ein Trentajäger auf diesen, um sich seiner goldenen Zauberkrickel zu bemächtigen und die dadurch erreichbaren Schätze zu gewinnen. Der verwundete Bock vergoß einige Tropfen Blutes. Aber aus dem Schweiß wuchs sofort eine Wunderblume empor, deren Genuß das Thier heilte. Der kühne Jäger stürzte jedoch, von dem Glanze der goldenen Hörner geblendet, in die Tiefe. Seit der Zeit verließen die gekränkten weißen Frauen die Gegend. Vorher aber wühlte Zlatorog den Boden auf und verwandelte die herrlichen Auen in eine schreckliche Wüste. Also auch hier finden wir denselben Grundzug der Sage, der so oft in den Alpen wiederkehrt, von der Verödung blühender Thäler durch den Übermuth der Menschen.

Auch christliche Feste erinnern noch an die alte heidnische Vorzeit. So ersetzt das Georgifeste (24. April) die alte heidnische Frühlingsfeier, das Johannisfest die Mittsommerfeier. Der Georgitag gilt als Frühlingsanfang. Da wird, wenn das Wetter günstig ist, das Vieh auf die Weide getrieben. Besonders festlich begehen die Slovenen aber den Johannisvorabend. Scheiterhaufen werden auf den Höhen angezündet, bei Glockengeläute und Pöllerknalle springt jung und alt um die lodrende Flamme und singt:

Brenne, brenne, lichte Poh',
 Schwing dich auch zum Himmel froh!
 Hier entfalte deine Macht
 Und erfreu' uns diese Nacht;
 Doch bescheiden sei im Haus,
 Geh vom Herde nicht hinaus,
 Nicht ins Dorf und nicht aufs Dach:
 Gib doch unsern Bitten nach!

Während sich die Festfreunde der Deutschen im Winter um den Weihnachtsbaum concentriert, herrscht bei den Slovenen die Nikolausbescherung vor, die mehr Anlaß zu scherzhaften Umzügen bietet. Doch ist auch hier viel schon von den alten Gebräuchen verschwunden, ebenso bei den früher außerordentlich mannigfaltigen Hochzeitsceremonien. Urbas faßt die gegenwärtig

noch geltenden Gebräuche in folgendem Berichte zusammen: „Am Hochzeitstage führt der zum Anordner und Leiter aller weiteren Feierlichkeiten gewählte starasina den Bräutigam mit dessen Gästen zum Hause der Braut. In alter Zeit begann erst jetzt die Werbung; sie bestand nämlich in der Entführung der Auserwählten, und noch zu Balvasors Zeiten waren alle Hochzeitsgäste vollständig bewaffnet; jetzt besteht die ganze Bewaffnung in einer Pistole, die man aber der nöthigen Salven wegen ungern vermißt. Sicherlich nur eine Reminiscenz aus jenen Zeiten, da die Braut noch geraubt wurde, ist auch der Gebrauch, vor dem Hochzeitszuge die Hausthür zu verrammeln, wie es in vielen Gegenden noch geschieht. Manche Scene muß dann durchgespielt werden, bevor dem Bräutigam seine Braut zugeführt wird; besonders poetisch ist der diesfällige Brauch bei Tüßer. Hier klopft der starasina lange fruchtlos an das verschlossene Thor und bittet um Einlaß. Wird endlich aufgethan und nach dem Begehre gefragt, so erklärt der Anführer des Zuges, sie seien Gärtner und wünschten jene köstliche Blume zu erhalten, die in dem Hause blühen soll. Der Hausvater leugnet den Besitz einer solchen Blume und fängt ein langes Examen mit allerlei Räthseln und kniffigen Fragen an; wenn dieses bestanden, zeigt er sich willfähriger, führt aber nur ein paar alte Weiber den Hochzeitem vor. Erst auf neuerliches Bitten um jene Wunderblume wird schließlich die Braut selbst dem Bräutigam übergeben.

Auf dem Gange zur Kirche, wohin sich nun der ganze Zug bewegt, oder auf dem Rückwege lauern die Burschen des Ortes dem Brautpaare auf, ziehen Seile über die Straße und verlangen vom Bräutigam die Loskaufung der Braut.

Bei dem Hochzeitschmause, der zuerst im Hause der Braut und schließlich in dem des Bräutigams stattfindet, und je nach Umständen noch jetzt zwei, drei, sogar fünf Tage dauert, führt den Vorsitz der starasina, dessen Anordnungen sich alles fügen muß. Da zwischen dem Essen fleißig getanzt wird, so darf es, wenn keine andere Musik zu haben ist, doch an einem Geiger nicht fehlen; dieser ist zugleich die lustige Person des Stückes, denn er hat die Obliegenheit, mit Räthseln, Anekdoten und allerlei Schurren die Gesellschaft zu vergnügen. . . Auch wird während des Mahles öfter gesammelt, vorerst für die junge Frau unter Absingung eines alten Nationalliedes, dann sammelt der Geiger für sich mit allerlei Schwänken, endlich kommt noch die Köchin, der man auch etwas in den Kochlöffel gibt.

Den Schluß bildet der Einzug des neuen Ehepaares in seine künftige Behausung, wo durch verschiedenes Treiben das Schicksal befragt und noch ein kleines Mahl eingenommen wird.“

Erwähnen wir noch jene Gebräuche, die den Menschen beim Hinscheiden aus dem Leben begleiten. Sowie in vielen deutschen Alpenthälern ein Todtenmahl, die sogenannte „Bestattung,“ die Verwandten des Hingeschiedenen

nach der Heimkehr vom Gottesacker vereinigt, so wird in einzelnen slovenischen Gegenden, aber erst am 8. Tage nach dem Leichenbegängnis, ein Trauermahl gegeben. Die Sitte, Klageweiber beim Begräbnis aufzunehmen, und dem Verstorbenen Speise und Trank oder zwei gekreuzte Lichter auf das Grab zu legen, die früher bei den Slaven an der Kulpa und den Uskoken allgemein war, ist schon größtentheils aufgegeben worden. Dagegen kommt bei den Uskoken noch hie und da der Brauch vor, den Todten auf den Tisch zu seinem gewöhnlichen Platze zu legen. Wird die Leiche eingefargt, so wird das Gesicht mit einem Tuche bedeckt, das an der Stelle der Augen, Nase und des Mundes durchlöchert ist, damit der arme Todte auch im Grabe schauen und athmen könne.



Das Küstenland.

1. Im Isonzgebiete.

(Predil und Malborghet. — Flitsch. — Karfreit. — Tolmein. — Deutsch-Ruth und Barz. — Der Tarnovanerwald. — Görz. — Cormons. — Der Isonzo und Timavo. — Der Triestiner Karst. — Gradisca. — Monfalcone. — Aquileja. — Lagunen bei Grado.)



iner der bequemsten und niedrigsten Alpenübergänge führt uns von Kärnten in die Görzerlandschaft — der nur 1165 Meter hohe Predil. Von Raibl aus ist er in 1½ Stunden bequemen Wanderns zu erreichen, sei es, daß man der sogenannten Winterstraße folgt, die an mehreren Stellen durch Schutzdächer gegen die Lawinenabstürze gesichert ist, oder daß man die höher liegende Sommerstraße einschlägt. —

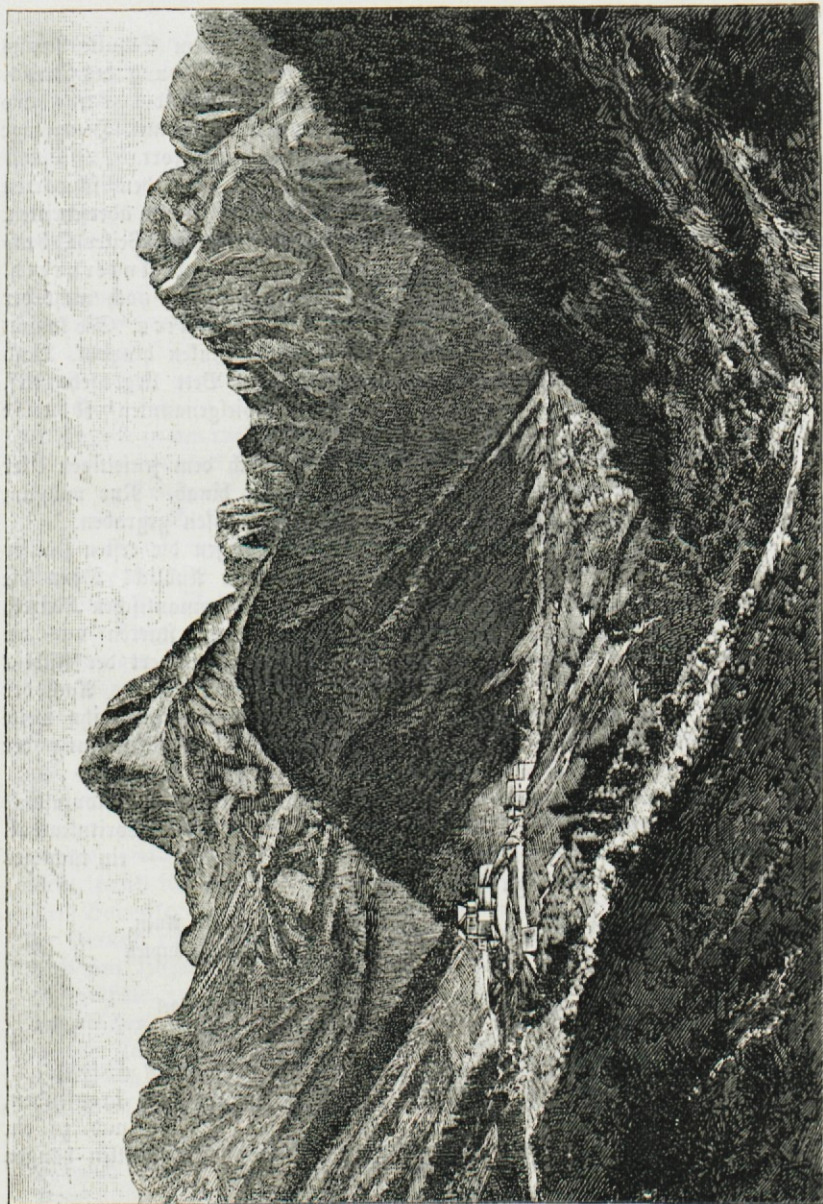
Der Tourist thut wohl, den letzteren Weg zu wählen, denn dieser gestattet ihm eine freiere Aussicht auf die Gegend. Bald steigt zu unserer Rechten der erzeiche Königsberg, zur Linken der gewaltige Seelopf, zwischen beiden der Wischberg mit seinen Schneefeldern hoch in die Lüfte.

Noch großartiger wird boden hinab — die Landstraße. Es ist ein herrlicher Punkt da oben, wie geschaffen zur Rundschau in der friedlichruhigen Natur, aber auch trefflich geeignet zur ernstesten Vertheidigung im blutigen Kriege. Hart an der Straße steht ein einfaches, doch würdiges Denkmal: eine Art Pyramide aus Quadern mit einem sterbenden Löwen und dem österreichischen Heerschild auf dem Sockel. — Die Inschrift erinnert an den Heldentod des Ingenieurshauptmannes Johann Hermann von Hermannsdorf und seiner tapferen Genossen im Kampfe gegen die Franzosen.



Landeswappen der
geführten Grafschaft
Görz und Gradisca.

Als im Feldzuge des Jahres 1809 die anfangs siegreiche Südarkmee nach den unglücklichen Gefechten der Nordarmee den Rückzug antreten mußte, um mit dem geschlagenen Heere in Fühling zu kommen, blieben die kleinen Besatzungen der Forts von Predil und Malborg het sich selbst überlassen. Die Commandanten derselben, die Hauptleute Hermann am Predil und Hensel am Malborg het, hatten den Auftrag, sich so lange als möglich zu halten, um den Rückzug des Hauptcorps zu erleichtern. Beide erfüllten ihre Pflicht in rühmlichster Weise. Obschon die Franzosen mit großer Übermacht erschienen, wurden doch alle Capitulations-Anerbietungen von Seite der Commandanten zurückgewiesen und erst beim dritten Sturm fiel am 18. Mai zunächst Malborg het. Der tapfere Führer und der größte Theil seiner Getreuen starben den Heldentod. Nun schickte der französische Commandant mehrere Gefangene an Hermann, um die tapferen Vertheidiger des bisher fruchtlos belagerten Predil-Forts (222 an der Zahl) durch die Erzählung des Endes ihrer Brüder zu erschüttern. Aber Hermann kannte nur einen Wunsch mehr, den ihm anvertrauten Posten bis zu seinem letzten Blutstropfen zu behaupten. Mit dem Leben hatte er schon abgeschlossen, als er die ersten französischen Truppen nahen sah, denn er war sich des Gefährlichen seiner Stellung wohl bewußt. Damals hatte er zu den ihm befreundeten Bewohnern von Tarvis gesagt: „Denket meiner im Gebet. Ich habe mir mein Grab gebaut. Hier sehen wir uns nicht wieder.“ Jetzt hörte er die Erzählung vom Tode der Vertheidiger Malborg het's ruhig an und lehnte die Capitulation mit kurzen Worten ab. Dann wendete er sich an die Mannschaft und alle gelobten, hingerissen von der Festigkeit ihres Führers, als wackere Waffenbrüder zu leben und zu sterben. Nach kurzer Frist begannen die Franzosen, deren Gesamtzahl sich auf 6000 Mann belief, den Sturm. Wie Löwen wehrten sich die Eingeschlossenen, Schar um Schar wurde zurückgeworfen, viele Opfer deckten die Abhänge des Hügel's. Da gelang es einer Abtheilung Voltigeurs, eine steile Bergwand über dem Blockhause zu erklimmen und von dort Pechkränze herabzuschleudern. Mit Jubelgeschrei begrüßten die Feinde die auflodernde Flamme, die sich, vom Winde angefacht, rasch verbreitete. „Keine Capitulation!“ rief unerschrocken die Besatzung. Ein Theil gieng durch den Rauch und die Flammen zugrunde, die übrigen kämpften muthig weiter. Doch bald drohte das Feuer auch den bisher verschonten Theil des Blockhauses zu verzehren und den Pulvervorrath zu ergreifen. Da ließ Hauptmann Hermann — es war um 2 Uhr nachmittags die Pforte öffnen und stürzte sich mit den noch Lebenden der Schar auf den Feind. Ein schreckliches Gemetzel begann. Erst nachdem er eine Reihe von Wunden erhalten, stürzte der Commandant zusammen; alle seine Genossen kämpften bis zum Tode. Nur ein schwer verwundeter Officier fiel den Feinden in die Hände. Bald verließen die Sieger die rauchenden Trümmer und zogen weiter. In der Nacht arbeiteten sich 5 Schwerverwundete,



Der Prebitpuls.

die vom Feinde für todt gehalten worden waren, aus dem Schutte heraus und berichteten als die ersten vom rühmlichen Ende der Besatzung des Predil.

Mit gehobener Brust hat ein heimischer Historiker die Stelle, wo die Tapferen fielen, das Thermopylä der julischen Alpen genannt. Heutzutage erhebt sich statt des hölzernen Blockhauses ein steinernes Fort.

Mit dem Predil haben wir die Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere, d. i. zwischen der Drau und dem Sfonzo, überschritten. Unser Weg führt uns theilweise über Alpenwiesen nach dem Weiler Oberpreth, dann in einem großen Bogen über Mittel- und Unterpreth. Das Wasser, das raschen Laufes unter uns vorbeischießt, ist noch nicht der Sfonzo selbst, sondern der erste seiner Zuflüsse, die Coritnica. Sie kommt vom Abhange des mächtigen Sebnik, der uns zur Linken hinzieht. Bald wird das Rauschen des Baches schwächer, denn sein Bett liegt sehr tief. Die ganze Thalschlucht verengt sich bis zur vielgenannten Klause von Flitsch.

Von einer Brücke, über welche die Straße nach dem jenseitigen Ufer setzt, werfen wir einen Blick in die düstere Schlucht hinab. Nur mühsam hat sich hier der Bach ein schmales Bett durch die Felsen gegraben.

Bald erweitert sich das Thal wieder und wir sehen die ersten Häuser und Felder des Dorfes Flitsch. Ein wohlthuender Anblick! Denn die zuletzt durchschrittene Gegend entbehrt zwar nicht des romantischen Reizes, trägt aber den Charakter größter Unwirtlichkeit. Überall starren uns die nackten, zerrissenen Kalkfelsen entgegen, nur ab und zu mildert der Anblick grüner Weiden in etwas den düsteren Eindruck der Landschaft. Auch der Flitscher Boden ist nur zum Theile fruchtbar. Im Osten füllen ihn weite Strecken von Sand- und Steingerölle aus, die von der Vereinigung der Coritnica mit dem Sfonzo herrühren.

Das oberste Gebiet der Soča, *) deren Hauptquelle dem Jalovzastocke entspringt, ist bei aller Wildheit doch anmuthender, als das Coritnicathal. Wenn der Tourist vom Triglavstocke nach Westen absteigt — ein tüchtiges Stück Arbeit — sieht er zu seinen Füßen:

„Unter dem Hange
Die wilde Soča,
Die Silberschlange,
Häuser und Kirchen,
Anzuschauen
Wie weiße Blümlein

Auf grünen Auen,
Zu seinen Häupten
Nebelduft
Und Felsenvögel
Und blaue Luft.“

(R. Baumbach „Zlatorog.“)

Luftig wandert's sich durch das tiefe Waldthal an dem brausenden, hellgrünen Bache entlang. Allerding's kündigt auch hier ab und zu ein Zeichen, daß die Natur ihre Opfer fordert. An manchen Stellen hängen

*) slovenischer Name für Sfonzo.

„Marterln,“ schlichte Denktafeln mit roher Zeichnung zur Erinnerung an einen armen Hirten oder Gebirgsbauern, der bei seiner Arbeit verunglückte. Nach einigen Stunden ist das freundlich gelegene Soča erreicht. — Sein hübsches Pfarrhaus mit der prächtigen Linde bleiben dem Fremdlinge noch lange in Erinnerung.*)

Das ganze obere Soča wie das Coritnicathal ist natürlich nur sehr dünn bevölkert. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet die Viehzucht und das „Fuhrwerken“ auf der Straße. Daneben wandern manche aus, um in der Fremde ihr Brot zu verdienen. Als Hausierer, Musikanten und mit mancherlei Scheingewerbe treiben sie sich in den südlicheren Ländern Österreichs herum. Ein deutscher Gelehrter Peters nennt die Flitscher nicht mit Unrecht die „Zillertaler der südlichen Kalkalpen.“ Übrigens ist das Wandern im ganzen oberen Sponzgebiete, und zwar nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Weibern, im Schwunge. Nicht selten wird der Tourist in den entlegensten Thälern in geläufigem Italienisch angesprochen. — Er verwundert sich und erfährt, daß die Frau des Bauern einige Jahre in Triest als Magd oder Küchenmädchen zugebracht hat.

In 4 Stunden ist von Flitsch aus das quellenreiche Karfreit (Caporetto) erreicht. Hier zweigt ein Weg nach dem Westen zum obersten Natissone ab. Die Landschaft nimmt allmählich einen freundlicheren Charakter an. Wohl wird der Fluss auch hier noch vom Gebirge umsäumt, aber die Berge sind niedriger, ihre Abhänge weniger steil und mit Wäldern und saftigen Wiesen bedeckt. Die theilweise breiteren Thäler, vor allem das Sponzothal, das auf der Strecke Karfreit-Tolmein offenbar einst von einem See bedeckt war, gewähren mehr Raum zum Anbau des Getreides; ja hie und da tauchen schon Weinberge vor unseren Blicken auf. Die ganze Gegend ist natürlich stärker bewohnt, als die nördlichere Terrasse. In Tolmein erscheinen im Sommer zahlreiche Gäste aus dem Süden, aus Görz, um die reinere, kühle Bergluft einzuathmen, und sich an dem herrlichen Landschaftsbilde zu erquicken. Der Ort ist ein rechter Mittelpunkt für größere, wie kleinere Partien in das umliegende Alpengebiet. Der Botaniker wird seine Rechnung auf dem pflanzenreichen Krn finden, der Freund einer herrlichen und dabei wenig beschwerlichen Bergwanderung wird den Höhenrücken besuchen, der in einer Länge von 6 Meilen dem Sponzothale entlang zieht und stellenweise das österreichische Gebiet vom italienischen scheidet — den Matajur. — Dem Ethnographen endlich werden sich herrliche Felder für Studien erschließen, wenn er einen Abstecher nach einem Seitenthale der Idrica macht, nach der verschollenen Sprachinsel von Deutsch-Kuth. Allerdings müßte er, wie Freiherr von Czörnig jun.

*) In jüngster Zeit ist im obersten Soča-Gebiete im Trentathale ein bequemer Rastpunkt durch die von der Section „Küstenland“ des deutschen und österreichischen Alpenvereines erbaute „Baumbachhütte“ geschaffen.

versichert, sich beeilen, wenn er dort noch deutsche Laute hören wollte, denn die jüngere Generation versteht die alterthümliche Sprache ihrer Vorfahren nicht mehr. Die Gründung der Colonie datirt ziemlich weit zurück. Um das Jahr 1218 versetzte der Patriarch Berthold aus dem Hause Andechs-Meran deutsche Colonisten, und zwar, wie ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten und sonstige Gebräuche ergeben, aus dem Pusterthale in das obere Baaagebiet. Hier erhielten sie sich in ihrer Eigenart lange ungebrochen, bis die völlige Abschließung vom Verkehr mit anderen deutschen Gebieten und die Einwirkung slavischer Priester das alte Sprachthum immer mehr lockerte und endlich so ziemlich vernichtete. Etwas, wenn auch nicht viel besser, hat sich die Sprache der Bewohner einer anderen nahen deutschen Colonie, in Jarz, im anstößenden krainerischen Gebiete, erhalten. In drei starken Stunden gelangt man von D. Ruth über das Foch na Koča zu den freundlich und wohlhabend aussehenden Weilern der Jarzergemeinde. Ezörnig fand in den Männern meist kräftige, hochgewachsene Gestalten, oft mit ausgesprochen germanischem Typus. Weniger trat dieser bei den Weibern hervor. Die Sprache der jüngeren war die slovenische, die älteren verkehrten unter sich in ihrem alterthümlichen Dialect. Auch die Jarzer sind Pusterthaler, und zwar 1283 von Bischof Emicho von Freising hieher verpflanzt.

Rehren wir von unserem Streifzuge in die entlegenen deutschen Colonien wieder in das Sfonzothal zurück. Südlich von Tolmein wird der Fluss durch den vorliegenden Berg von Modreiza zu einer Biegung nach Südwest genöthigt. Nicht weit davon bei St. Lucia mündet einer der bedeutendsten Nebenflüsse, die Idria, in den Sfonzo. Weiter abwärts haben wir uns zur Linken das sogenannte Lascek-Gebirge, und von diesem durch das Chiapovanerthal getrennt, das bedeutendste Waldgebiet des Landes, den Tarnovanerwald. Er ist ein Staatsforst von circa 100 □ $\frac{K}{m}$. Größe, vorzugsweise aus Rothbuchen, Tannen und Fichten bestehend. Was aus dem Gebiete entstände, wenn der Wald abgeholzt werden würde, wie es an anderen Orten unseres Landes geschah, zeigt ein Blick auf das Plateau, welches das Waldgebiet zunächst umgibt. Es ist ein vielfach zerklüfteter, nackter Karstboden. Auch bei den gegenwärtigen Bestockungsverhältnissen leidet schon die ganze Hochebene durch die Beschaffenheit des Terrains an Wassermangel. Selbst im Walde sehen sich die Hirten im Sommer öfters genöthigt, die Rinde von den Bäumen loszuschälen, um durch das Ausfaugen des Saftes ihren Durst zu stillen. Die ganze Wassermasse, die sich im Waldgebiete ansammelt, tritt erst am Fuße des Plateaus in starken Quellen zu Tage.

Der nächste größere Ort ist Canale. Die Straße überschreitet hier den Fluss auf einer dreibogigen Brücke. Das Hügelland auf unserer Rechten, im Mittelalter „in den Eken“ genannt, heißt bei den Bewohnern „Coglio“

(Hügel) schlechtweg. Es ist ganz mit Nebenpflanzungen bedeckt, die einen vortrefflichen Wein liefern. Zur Linken gewahren wir, nördlich von Görz, den Monte Sauto, einen vielbesuchten Berg mit einer Wallfahrtskirche. Bei Salcano entfernt sich die Straße mehr vom Flusse. Ab und zu zeigen sich freundliche Landhäuser, manchmal sogar stattliche Villen, die Nähe einer Stadt verrathend. Zuerst erblicken wir die Höhe von Castagnavizza mit dem Kloster und dem Castellberg, dann das freundlich gelegene Görz selbst.

Verhältnismäßig jungen Datums ist „Österreichs Nizza“, wie es seine Verehrer gern nennen hören. 1001 taucht zum erstenmale in einer Urkunde Otto's III. der Name „villa Goriziae“ auf. Erst 1307 erhielt der obere Theil des Ortes vom Grafen Heinrich II. städtische Privilegien, der untere ein Jahrhundert später. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts gehörte Görz noch zur Pfarre Salcano, damals wurde erst die Pfarrkirche Ss. Mario und Tatiano erbaut.

Die Stadt hat in ihrer Geschichte wenige besonders belangreiche Momente; sie litt wie viele andere Orte in früheren Jahrhunderten ab und zu an den gewöhnlichen Landplagen, Pest, Erdbeben und Theuerung. Manchmal wurden die Bewohner auch durch feindlichen Lärm vor den Thoren aus ihrem Schlummer gestört; einmal 1508 mußte sogar die bis dahin unbezwungene Burg sich den Venetianern ergeben. Sonst aber verfloß das Leben der Städter im allgemeinen ruhig und friedlich. Im Mittelalter war ein großer Theil der Bürger, sowie der angesiedelten Edelleute, deutscher Herkunft. — Die Namen in den öffentlichen Urkunden weisen darauf hin. Heutzutage ist die Bevölkerung der Stadt größtentheils italienisch.

Görz zählt sammt den Vororten gegen 21.000 Einwohner. Es hat wenig hervorragende Gebäude, macht aber im großen und ganzen einen freundlichen und sauberen Eindruck. Von dem Franciscanerkloster Castagnavizza und vom alten Schlosse aus, das jetzt theilweise als Kaserne benützt wird, genießt man eine herrliche Umsicht. Die Kapelle des erwähnten Klosters birgt auch die sterblichen Überreste des letzten französischen Königs aus dem Hause Bourbon: Karls X. († 1836).

Görz ist Sitz eines Erzbischofs, des Landtages, mehrerer höherer Behörden und besitzt ein Obergymnasium, eine Oberrealschule und eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt. — Die Stadt entwickelt auch eine nicht unbedeutende industrielle Thätigkeit. Von Görz führt die Bahn so ziemlich an der Grenze zwischen Hügel- und Flachland gegen Italien hin. Die Grenzstation ist Cormons, ein wohlhabendes Städtchen, von einem alten Schlosse überragt. Schon in den Römerzeiten trug diese Anhöhe ein Castell, später war hier eine der festen Burgen der Longobarden und in den Tagen der Patriarchen bildete Cormons lange Zeit den Zankapfel zwischen ihnen und den gütergierigen Görzern Grafen. Heute entzückt den Wanderer, welcher

die Höhe zur Ruine hinaufsteigt, die anziehende Aussicht auf die Hügelreihe des Coglio und die weite friaulische Ebene.

Diese Ebene, das Sfonzotiefesland, zeichnet sich, wie Fr. von Czörnig sagt, dessen vortrefflicher Führung wir im Görzer Gebiete nirgends entzathen können, „weniger durch ihre Bodengestaltung, als durch den Eindruck, welchen die üppige Fruchtbarkeit der wohlcultivierten Gegend macht, aus. In zierlichen Reihen ziehen den Furchen entlang die Maulbeerbäume, welche durch die zwischen ihnen auf Ulmen und anderen Bäumen hochemporankenden Weinreben zu einer grünen Mauer verbunden werden, während der breitblättrige Mais mannhoch die Felder überragt.“ Nur im äußersten Süden ist der Boden weniger fruchtbar, in Folge der Überschwemmungen durch die Flüsse, die bei Hochwasser ihre flachen Ufer überschreiten und das Land weithin mit Sand und Gerölle bedecken. Der Sfonzo selbst hat hier noch am Ende des Mittelalters sein Bett wesentlich verändert. Er floss früher vielleicht in mehreren Armen — westlicher, dort, wo noch jetzt ein Flüsschen den Namen Sfonzo vecchio führt. Bei einem Hochwasser 1490 überflutete der angeschwollene Strom die östlicher liegende Landschaft, unterwusch und zerstörte die Kirche von S. Pietro und warf sich in das Bett des Küstenflüsschens Sdobba, das er noch heute einnimmt.

Kehren wir vom südlichsten Gebiete des Sfonzo nach Rubbia — unter Görz — zurück, wo die Wippach, der Fluvius frigidus der Alten, einmündet. Einst bildete wohl das Gebiet an der Vereinigung beider Flüsse einen See, dessen unterirdischer Abzugscanal sich nahe am Meere als mächtiger Quell Bahn brach. Es war dies jene vielgepriesene Ursprungsstelle des Timavus,

„Wo aus den Mündungen neun, bei lautem Getöse des Berges,

„Dieser zum Meere vorbricht und die Flur umbrauset mit Brandung.“

Diese poetische Schilderung Vergils wird ihrem Wesen nach auch von den Geographen des Alterthums bestätigt. — Damals ergoß sich also noch kein Sfonzo in das Meer, daher nennt ihn auch keiner der classischen Schriftsteller unter den Küstenflüssen der Adria. Erst später, als sich aus irgendwelchem Grunde die unterirdischen Canäle schlossen, floss das Wasser oberirdisch ab und ergoß sich in der Nähe Grado's. Der See wurde leer. Damit hörte auch das Wunder beim Timavus auf. Heutzutage ist zwar das Wasser, das dort bei dem Dorfe S. Giovanni aus dem Boden hervorquillt — ein unterirdischer Abzugscanal der Karstrecka — noch immer mächtig genug, gleich tiefer gehende Boote zu tragen, aber von dem gewaltigen Wasserfalle ist weder etwas zu sehen, noch zu hören. Die weißen Mühlenhäuser geben mit dem üppigen Grün der Wiesen und dem blauen Wasserpiegel ein liebliches, farbenreiches Bild, aber der romantische Zauber ist verschwunden.

Wandern wir jetzt im Wippachthale aufwärts durch jene Bezirke, die weit im Norden gepriesen sind wegen ihres milden Klimas und als Heimath des ersten Frühobstes. Wechselnde Landschaftsbilder ziehen an uns vorüber. Im Norden fällt das Plateau des Tarnovanerwaldes, im Süden das des Karstes ziemlich steil gegen die Thalsohle ab. Zwischen den freundlichen Dörfern erscheinen ab und zu Schlösser: Gradiscutta, Dornberg und in einem Seitenthale in sehr romantischer Lage Reisenberg. Der Hauptort im Flußthale ist Heiligenkreuz mit dem Stammschlosse des älteren Zweiges der weitverbreiteten gräflichen Familie Attems. Etwas nordöstlich liegt Heidenenschaft mit seinen Baumwollspinnereien.

Südlich vom Wippachthale breitet sich der Karst in seiner unfreundlichsten Form als kahle, zerklüftete Hochebene aus. Wohl entbehrt auch dieses Gebiet nicht ganz und gar freundlicher Stellen, die nur gesucht werden müssen und dem Auge des fremden Reisenden in der Regel entgehen. Aber im großen und ganzen macht der „Triestiner Karst“ höchstens bei Mondscheinebeleuchtung einen romantischen Eindruck — er gleicht dann einem im Sturme versteinerten Meere — bei hellem Tageslichte nimmt er sich sehr dürrig aus. Eine slavische Volksfage erzählt: „Als Gott mit der Erschaffung der Welt fertig war, blieb ihm noch ein Steinhaufen übrig. Da er denselben nicht zu verwenden wußte, that er die Steine in einen ungeheuern Sack und wollte sie ins Meer werfen. Der Teufel aber sah dies und riß heimlich ein großes Loch in den Sack, so daß die Steine herausfielen. So entstand der Karst oberhalb Triests.“ In dieser scherzhaften Erzählung liegt etwas Wahres. Manchmal bekommt man wirklich den Eindruck, als seien absichtlich Steine herumgestreut worden.

Nicht weit vom Nordwestende des Karst-Plateaus liegt Gradisca. Der Umstand, daß ein Ausläufer des Coglio hier gegen den Isonzo abfällt, machte es den Venetianern zur Zeit der Türkeneinfälle erwünscht, eine Festung zum Schutze ihrer umliegenden Besitzungen anzulegen. Aber schon unter Maximilian I. fiel Gradisca in die Hände der Habsburger, spielte am Ende des 16. Jahrhunderts im Kriege Ferdinands II. mit der Republik eine hervorragende Rolle und bildete später sogar den Mittelpunkt eines eigenen Fürstenthums, mit dem Ferdinand II. einen getreuen Diener seines Hauses, Johann Anton von Eggenberg, ausstattete. Nach dem Erlöschen der Eggenberg'schen Familie, 1717, fiel das Fürstenthum als erledigtes Lehen wieder an den Kaiser zurück und wurde 1754 aufs neue mit Görz vereinigt. — Gegenwärtig ist das Castell, das einst oft wilder Waffenlärm umtoste, ein stiller Ort, dem Dienste der strafenden Gerechtigkeit geweiht — ein Gefängnis.

Das unter dem Castell liegende Städtchen hat gegen 1600 Einwohner.

Von Gradisca führt die Reichsstraße so ziemlich an der Grenze zwischen Plateau und Tiefland nach dem freundlichen Monfalcone, das wegen

seiner Schlammbäder und Thermen bekannt ist. In weiteren zwei Stunden gelangen wir an der Timavomündung bei S. Giovanni vorüber nach Duino. Auf einer Klippe am Meere stehen noch die Ruinen des alten Schlosses, eines echten Felsenfestes; nicht weit davon erhebt sich die neuere Burg mit ihren Zubauten. Einst waren die Herren von Duino in der Umgegend sehr gefürchtet und unbequeme Nachbarn der Stadt Triest.

Heutzutage ist das Schloß im Besitze der fürstlichen Familie Hohenlohe.

Der Vorhof mit seinem Schmuck von Immergrün und Tropfsteinen, die mächtigen Geweihe in der Eingangshalle, der eigenartige Saal im Erdgeschosse, die Gemäldegallerie, endlich die herrliche Aussicht vom Wartthurm aus machen den Besuch Duinos interessant.

Ein Blick von den Zinnen des Schlosses nach Westen zeigt uns in der Ferne einen hohen Thurm, der einsam über der Lagune emporragt. — Dorthin lenken wir unsere Schritte! Wenig belebt ist die Ebene. Keine weithin sichtbaren Ruinen verrathen, daß hier einst eine blühende Stadt gestanden. — Und doch weist uns die Geschichte wenige Beispiele so schnellen Wachstums, allerdings auch wenige so raschen Verfalls auf. 182 v. Chr. hatten die Römer die Colonie Aquileja als Grenzfestung Italiens gegen Nordosten gegründet. 250 Jahre später zählte die Stadt fast eine halbe Million Einwohner und bildete den Mittelpunkt für den gesammten Handelsverkehr Italiens mit den Donauprovinzen. Als diese aber allmählich wieder verloren giengen, war die Hauptlebensader der Stadt schon unterbunden. Bald erschienen auch die barbarischen Stämme selbst an den Grenzen Italiens. Aquileja, das am Kreuzungspunkte aller Straßen des östlichen Alpengebietes lag, konnte nicht unberührt bleiben. 452 erlag es dem Hunnen Attila. Die Stadt mit ihren herrlichen Tempeln und Palästen sank zu Boden, um nie wieder aufzustehen. Wohl schien sie später unter den Patriarchen nochmals Bedeutung zu erlangen, aber es war nur eine schwache, kümmerliche Nachblüte und auch diese wurde bald durch die Stürme der Zeiten geknickt. — Gegenwärtig ist die einstige Großstadt ein kleiner bescheidener Ort. Kein hervorragendes Denkmal zeugt von der römischen Glanzperiode. — Nur eine kleine Sammlung Alterthümer im Museum des Ortes, Römersteine an den Wänden einzelner Häuser, die gegen das sonstige Bauwerk umso schärfer contrastieren — erinnern den Besucher an die alten Zeiten.

Woher dieser „Grenel der Verwüstung?“ Haben die Hunnen ihr Zerstörungswerk so vortrefflich ausgeübt, daß sie die Stadt förmlich dem Erdboden gleich machten? Nein, die eigentliche totale Vernichtung begann erst nach dem Abzuge der Hunnen und dauerte durch viele Jahrhunderte fort. Während andere Städte wieder aufgebaut wurden, blieb diese von der Mehrzahl der früheren Bewohner verlassen; denn bei den verwirrten politischen Verhältnissen im Donaugebiete war die Aussicht auf gewinnbringenden Handel geschwunden. Da begannen die Nachbarorte bis weithin

in die terra ferma die verödete Stadt als ein großes Lager von billigem Baumaterial zu betrachten. Tausende von Wagenladungen führten alles Brauchbare hinweg. So schwanden bald die Überreste der Tempel und Paläste. Schon am Ende des 8. Jahrhunderts klagte Patriarch Paulinus über die freche Gier der Menschen, die nicht einmal die Ruhe der Todten schonen und die Leichname aus den Särgen reiße, um die letzteren anderweitig zu verwenden.

Während aus der eigentlichen Glanzperiode der Stadt sich kein größeres Denkmal erhalten hat, ragt ein Wahrzeichen der Herrschaft der Patriarchen noch hoch in die Luft empor — der Glockenthurm neben der Kathedrale.

Fünfzehn Jahrhunderte haben ihre Spuren an dem ehrwürdigen Gotteshause hinterlassen. Während die ältesten Theile der Kirche auf die Zeit Constantins, des ersten christlichen Kaisers, zurückweisen, wurden die letzten Restaurierungen und Zusätze 1846 unter Kaiser Ferdinand I. angebracht. Der Haupttheil der im großen und ganzen romanischen Basilica (Länge 75 Meter) rührt von Poppo, dem tüchtigsten Patriarchen von Aquileja (1019—45), her.

Neben der Basilica, deren wichtigste Denkmäler die Patriarchengräber bilden, ist die sogenannte „Chiesa dei pagani,“ „Heidenkirche“ und das Bapstisterium, die Taufkapelle — beide Anlagen wohl älter, als die meisten Theile der Hauptkirche selbst — dann zwei Säulen an der Südseite der Basilica, die letzten Überreste des Patriarchen-Palastes, den Poppo erbaut hatte. Auf der nördlichen Langseite der Hauptkirche erhebt sich auf breiter Basis der aus bearbeiteten Quadersteinen errichtete Glockenthurm. Auch er ist wenigstens in seinem unteren Theile ein Werk des genannten freitbaren Kirchenfürsten. Eine große Anzahl ziemlich steiler Stufen führt zur Glockenstube hinauf, die sich 76 M. über dem Boden der Ebene, 78 M. über dem Meerespiegel erhebt. — Eine herrliche Aussicht lohnt die Mühe des Emporsteigens. Und doch, wie würde ein Bürger des altrömischen Aquileja sein Haupt schütteln, wenn er plötzlich aus seinem vielhundertjährigen Schlafe aufgeweckt und hiehergeführt würde! Nicht nur sind an die Stelle der einstigen Großstadt einzelne kleine Orte getreten, auch die Gegend selbst, namentlich die Küste, hat Veränderungen erlitten. An der Senkung, die von vielen Punkten der nordadriatischen Westade nachgewiesen ist, hat auch das Gebiet Aquilejas theilgenommen. Zu wiederholtenmalen wurde am Grunde der Lagunen Mauerwerk gefunden, ebenso im Sumpfe hinter denselben ganze Reihen von Amphoren, die auf ehemalige Keller schließen lassen. Die Inseln bei Grado waren noch zur Zeit der Römer bevölkert und mit Werften und allen für den Schiffsverkehr nothwendigen Anstalten versehen. In Grado selbst, das im Mittelalter einige Zeit hindurch als Sitz eigener Patriarchen eine Rolle spielte, traf der berühmteste der Patriarchen, Fortunatus, am Anfang des 9. Jahrhunderts noch Maßregeln

zur Hebung der Landwirtschaft. — Heutzutage haben sich die Terrainverhältnisse wesentlich geändert. Die Inseln sind kleiner geworden und, mit Ausnahme Grados, nur mit Rohr und dürftigem Anwuchs bedeckt.

Durch das Vorrücken des Meeres, durch die Vernachlässigung jener künstlichen Dämme, die früher angebracht worden waren, sowie endlich durch die Entwaldung der gebirgigen Gebiete im Innern wurden auch weite Landstriche entweder von Sand und Geröll der austretenden Flüsse unfruchtbar gemacht oder durch das Meer versumpft. Am Beginn des vorigen Jahrhunderts hatte diese Versumpfung bereits einen bedenklichen Grad erreicht und das Klima, das einst ein sehr gesundes war, arg verschlimmert. Die große Kaiserin Maria Theresia, die in jedem ihrer Länder Spuren ihrer wohlthätigen Regierung zurückließ, griff auch hier energisch ein. Auf ihren Befehl wurden unter Leitung eines belgischen Ingenieurs Fremont Dämme errichtet und Schleußen angelegt, welche den Abfluss des Regenwassers erleichtern, das Eindringen der Meeresfluten hingegen hemmen sollten. Eine eigene Behörde ward in Aquileja zur Überwachung der Arbeiten eingesetzt. Mehr als 2860 Hekt. wurden auf diese Weise für die Cultur gewonnen und die Luft wesentlich verbessert. Was die große Kaiserin begonnen, wurde in unseren Tagen nach langen Unterbrechungen wieder aufgenommen und fortgeführt. Ganz verschwunden sind die Sümpfe allerdings noch nicht.



2. Triest und seine Umgebung.

(Die Stadt. — Geschichte von Triest. — Der alte und der neue Hafen. — Hervorragende Gebäude. — Das Arsenal des Lloyd. — Servola. — Der Corso. — Das Boschetto. — Der Dpfchinaberg. — Miramar.)

Der Reisende, der auf dem schönen Bahnhofe von Triest absteigt, empfängt bei den ersten Schritten, die ihn an den gewaltigen Wohnhäusern des Bahnhofplatzes vorüberführen, den Eindruck des Stattlichen und Wohlhabenden. Der Riva entlang, folgt er den Geleisen der Pferdebahn. Bald eröffnet



Der alte Hafen in Triest mit der Mittarschneimische.

sich ihm die freie Aussicht auf den Hafen und die Schiffe. Ein Gebäude zur Rechten fesselt für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit: es ist die in jüngster Zeit gebaute Fischhalle, nicht groß, aber den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechend eingerichtet. Friedlich liegen dort die verschiedensten Bewohner des Meeres, Fische, Krebse, Austern und andere Muscheln beisammen. Laut schreiend preisen die Händler ihre Waren an. — In wenigen Minuten hat der Wanderer die Drehrücke erreicht, die über den Canal grande, gegenwärtig den einzigen Canal der Stadt, führt. Er ist in der Hauptsaison ganz mit Schiffen bedeckt, die ihre Waren in die auf beiden Seiten liegenden Kaufmannshäuser abladen. Das hinterste Ende des Canals schließt die im antikisierenden Stile gebaute Kirche des h. Antonius von Padua ab. Ein anderes Gotteshaus befindet sich an der rechten Seite des Canals, und zwar die reich ausgestattete serbische Kirche.

Kehren wir an die Riva zurück, so erblicken wir, einige hundert Schritte vom Canale entfernt, noch eine reichverzierte Kirche, die der griechisch-orthodoxen Gemeinde. Nicht weit vor uns zieht sich rechts der Hauptmolo des alten Hafens hin, Molo S. Carlo genannt, weil er sich theilweise auf dem Rumpfe eines 1737 hier versunkenen Kriegsschiffes dieses Namens erhebt. Zur Linken sehen wir das Statthaltereigebäude mit einem vorliegenden Gärtchen.*) Haben wir dasselbe durchschritten, so liegt ein herrlicher, regelmäßiger Platz vor uns, die „Piazza grande,“ auf 3 Seiten von großen Häusern umschlossen. Die Front uns gegenüber nimmt das Municipalgebäude ein, über dessen reichgeschmückter Façade sich ein Uhrthurm mit zwei Figuren von Glockenschlägern erhebt. Schon in früheren Jahrhunderten befanden sich ähnliche Figuren auf dem alten Rathhause und wurden vom Volkswize Michez und Bachez genannt. Diese Benennung gieng auch auf ihre Nachfolger an dem neuen Gebäude über.

Schon unsere bisherige Wanderung hat in uns den Gedanken wachgerufen und ein jeder Schritt weiter wird uns darin bestärken, daß Triest als Großstadt, als Handelsemporium ganz modernen Datums ist. Wohl bestand schon eine römische Colonie Tergeste. Noch erinnern Säulenreste, die in den Thurm von S. Giusto eingemauert sind, an die römischen Tempel, noch bewahrt das „lapidario Triestino“ die allerdings nicht besonders zahlreichen Denksteine aus dieser Periode. Aber Triest erhob sich damals nicht über den Rang eines bescheidenen Provinzstädtchens, und als die Stürme der Völkerwanderung vorüberbrausten, war auch diese schwache Blüte geknickt. 948 kam die Stadt, dem feudalen System der Zeit entsprechend, unter die Herrschaft ihrer Bischöfe. Erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts gelang es ihr, sich durch kluge Benützung der finanziellen

*) Auf der anderen Seite desselben wird sich in kurzem das neue, prächtige Lloydgebäude erheben, das nach den Plänen Ferstels errichtet wird.

Verlegenheiten ihrer Herren freizumachen. Aber dennoch konnte die Stadt, die sich 1382 dem Hause Habsburg ergab, während des ganzen Mittelalters und der ersten Jahrhunderte der Neuzeit zu keiner rechten Entwicklung kommen. Die Ungunst der politischen Verhältnisse, die Obmacht der Venetianer, die den Handel im adriatischen Meere monopolisirten, hinderte jedes Aufstreben der Bürger. Triest blieb ein Städtchen, wie so viele andere, bis auf die Zeit Karls VI. Mit der Proclamierung des Freihafens (1719) begann ein neues Leben für die Stadt. Namentlich seitdem eine Compagnie, die anfangs durch ihre Privilegien jede Concurrenz fast unmöglich gemacht



Triest gegen Nordwest.

hatte, verschwunden war, begann ein reges Zufließen von rührigen Elementen der verschiedensten Nationen. Seitdem bekam Triest jenen kosmopolitischen Charakter, den es theilweise noch jetzt besitzt. Ist auch die Sprache der Mehrzahl der Bevölkerung, die Geschäfts- und Handelsprache die italienische, so spielen doch daneben auch andere Nationen eine bedeutende Rolle, vor allen die Deutschen, dann die Griechen, welche beiden viele und hervorragende Handelsfirmen angehören. Daneben haben wir Engländer, Franzosen u. a., kurz die verschiedensten Nationen. Wie die Bevölkerung

der Stadt seit dem vorigen Jahrhunderte stieg, ergibt sich am besten aus folgenden Zahlen: Im Anfange des 18. Jahrhunderts betrug sie ungefähr 5000, 1758 6424, beim Tode Maria Theresias ca. 17.000, heutzutage (samt dem dünn bevölkerten Territorium) gegen 145.000. Wie diese Zahlen ergeben, begannen sich die Wirkungen des Freihafens erst unter Maria Theresia recht zu äußern. Die große Monarchin war es, die alles Mögliche für die Entwicklung unserer Stadt that. Ihr verdankt Triest die Schaffung des Hafencapitanats und die Einführung einer Reihe gesetzlicher Bestimmungen zur Förderung des Handels, ihr die Anlegung eines Molo auf den Überresten des seit Jahrhunderten verlassenen römischen Hafendamms — des noch heutzutage „Molo Teresiano“ benannten Leuchthurm-Molos — ihr die Erbauung eines neuen Lazareths zur Aufnahme der Schiffe während der Quarantainezeit und die Errichtung einer Wasserleitung, ihr endlich die Gründung eines neuen Stadttheils, „der Theresienstadt.“ Früher war das eigentliche Weichbild der Stadt auf einen sehr geringen Raum, einen schmalen Streifen um den Castellberg, eingeschränkt. Der heutige „Corso“ bezeichnete so ziemlich die Grenze gegen Norden. In der Theresienstadt befanden sich einst Salinen, die im 18. Jahrhunderte allerdings schon aufgelassen und verschlammt waren. Auch die Strecke vor dem großen Plage, wo jetzt der Garten steht, war früher Meeresboden und erst allmählich landfest geworden. In der Nähe des Leipziger Platzes, auf der Piazza dei SS. Martiri, wurden unter Maria Theresia die ersten Häuser gebaut, und bei Farneto war in jener Zeit noch ein Wäldchen. Seit den Tagen der großen Kaiserin nahm die Stadt beständig an Bedeutung zu, jene kurze Periode ausgenommen, in der sie unter der Herrschaft der Franzosen seufzte. 1834 wurde der Lloyd gegründet, der sich allmählich zu einer der ersten Schiffahrtsgesellschaften empor schwang und einen großen Theil des österreichischen Handels mit Egypten, dem Gebiete des schwarzen Meeres und Asien in seine Hände brachte. Im Jahre 1836/37 legte die Gesellschaft auf 7 Schiffen mit einem Gehalte von 1974 Tonnen 37 Reisen zurück und beförderte 7967 Personen, 3,934.269 fl. Wertsendungen, 5383 Meter-Centner Waren und 5787 Paquete. Im Jahre 1878 legte die Gesellschaft auf 69 Schiffen mit einem Gehalte von 85.180 Tonnen 1544 Reisen zurück und beförderte 607.109 Personen, 154,748.130 fl. Wertsendungen, 4,906.773 Meter-Centner Waren und 54.042 Paquete.

Diese Zahlen sprechen so deutlich, daß sie keines weiteren Commentars bedürfen. Der namentlich am Ende der 60er und am Anfange der 70er Jahre gesteigerten Handelsthätigkeit unserer Stadt entsprang auch der Plan, dem alten Hafen einen neuen hinzuzufügen. 1868 wurden die Arbeiten begonnen und dürften bis zum Schlusse des Jahres 1882 völlig beendet sein. Der neue Hafen liegt nahe dem Bahnhofe. Schienengeleise führen von demselben bis zu den breiten Molis und ermöglichen ein bequemes Überladen

der Waren von den Schiffen in die Waggonen. Die ganze Lagerfläche des neuen Hafens längs der Uferlinie hat eine Ausdehnung von 26.1 Hekt. und wurde theilweise dem Meere abgewonnen. Die Quaientwicklung beträgt ohne Hafendamm 2800 Meter Länge, die drei großen Bassins besitzen eine Gesamtoberfläche von 35.55 Hekt. und eine Minimaltiefe von 8.5 Metern. Der neue Hafen Triests gehört auch wegen der technischen Schwierigkeiten seiner Anlage zu den interessantesten Werken der modernen Wasserbaukunst.

In einer Stadt, die vor allem mit dem Handel sich beschäftigt, fragen wir zunächst nach der Börse. Das „Tergesteo“ ist in der Nähe unseres Standortes, ein stattliches Gebäude, im mittleren Tracte für die



Triest gegen Westen.

Börsenbesucher hergerichtet; die übrigen Theile dienen theils als Nebenräume für die Börse, theils für die Bureaux und die Druckerei des Lloyd. Dem Tergesteo gegenüber liegt das Communal-Theater. Außer diesem besitzt Triest noch 4 Musentempel (das philodramatische, das Harmonietheater, das Polythema- und das Fenice-Theater).

Treten wir durch das Durchgangsthor des Municipalgebäudes, so umgibt uns die Luft von „Alttriest.“ — Eine enge Straße führt zum Dome empor. Die Seitengassen sind noch schmaler, die Häuser klein, mit

schmalen, niedrigen Fenstern; überall wenig Luft und Licht. Unsere Alvordern waren in ihren Ansprüchen auf Wohnlichkeit und Bequemlichkeit sehr bescheiden; ihre Haupt Sorge war bei den kriegerischen Zeiten mögliche Sicherheit gegen Angriffe. Je gedrängter die Bürger nebeneinander wohnten, desto leichter war die Vertheidigung der Stadt. Heute wird dieser Theil immer mehr gemieden; wer kann, schlägt seine Wohnung in den luftigeren, neuen Bezirken auf.

Was uns bei all dem üblen Geruch, bei der Unsauberkeit, die uns aus mancherlei Gäßchen entgegenstarrt, wohlthuend berührt, ist das treffliche Pflaster, auf dem wir vorwärts schreiten. Jedes Übel hat sein Gutes, sagt ein Sprichwort, auch der Karst.

Wer oben auf der Höhe von S. Giusto einen herrlichen Dom erwartete, der würde sich empfindlich getäuscht sehen. Unsere Kathedrale ist ehrwürdig durch ihr Alter, interessant durch einzelne architektonische Eigenthümlichkeiten, aber auf Schönheit hat sie wohl nie Anspruch gemacht. Nahe der Kirche ist das Denkmal Winkelmanns, jenes berühmten deutschen Kunst- und Alterthumsforschers, der 1768 auf seiner Durchreise durch Triest der Habgier eines Ruchlosen zum Opfer fiel.

Von dem Plateau vor dem Dome aus genießt man eine hübsche Aussicht auf das Meer, eine schönere allseitige jedoch von den Zinnen des Castells. Klar tritt hier zutage, wie die Häuserreihen sich den mannigfaltigen Gestaltungen des Bodens anschmiegen mußten. Die Stadt macht daher, von oben aus gesehen, keinen so schönen Eindruck, wie etwa Graz vom Schloßberge aus. Für das aber, was dem Ganzen an Ebenmäßigkeit und an frischem Grün fehlt, entschädigt das herrliche Blau des Meeres, das die Küste umsäumt, und der Anblick der Fahrzeuge, die in der Ferne oft wie weiße Pünktchen auf der Silberflut einhergleiten. Nahe dem Dome ist die Kapuzinerkirche. Katholische Pfarrkirchen besitzt die eigentliche Stadt außer dem Dome nur 4, die schon von uns erwähnte Kirche S. Antonio nuovo, S. Antonio vecchio, auch „Mariahilfer-Kirche“ genannt, die ehemalige Jesuitenkirche S. Maria maggiore und S. Giacomo. Überdies haben wir die Gotteshäuser der anderen Confassionen: die beiden griechischen Kirchen, die im reinsten gothischen Stile erbaute Kirche der Evangelischen Augsburger Confassung — eine wahre Zierde der Stadt — das helvetische und anglikanische Gotteshaus, sowie den Tempel der Israeliten.

Kehren wir wieder zum Hafen zurück. Wir schlendern an der Riva fort, stets den Geleisen der Pferdebahn folgend. Der Molo S. Carlo ist größtentheils von Dampfern besetzt, ebenso der ihm parallele „Molo Giuseppe“ und theilweise die Molis im neuen Hafen. Unter allen Dampfschiffen, die wir sehen, zeichnen sich die des Lloyd durch ihre Sauberkeit aus. Es wird aber auch immer geschneuert, geputzt und kalfatert, daß einem Keinlichkeitsmenschen das Herz im Leibe lachen muß.

Am Molo herrscht reges Leben, namentlich an den letzten Tagen vor der Abfahrt großer Dampfer. Da steht Wagen an Wagen, und mit bewundernswerter Geschwindigkeit werden Kisten und Ballen mit Hilfe der Dampfträhne in den Laderaum der Schiffe befördert. Es ist aber auch ganz erstaunlich, welche Masse in einem solchen schwimmenden Kasten Platz hat. Der „Vorwärts,“ derzeit das größte Schiff des Lloyd, hat 2800 Tonnen und kann etwa 12.000 Ballen Baumwolle mitführen. Außerdem hat er Raum für 60 Passagiere erster, 40 zweiter Classe und eine unbestimmte Anzahl Deckgäste. Hierzu kommt noch die eigene Bemannung des Schiffes, die 65 Personen beträgt, darunter 4 Officiere, 4 Maschinisten und 1 Arzt.



Triefst im 16. Jahrhunderte.

Auf der ganzen Strecke vom Beginne des neuen Hafens an sind Segelschiffe verschiedenster Größe und Nationalität. Da liegen neben den geschweiften Brigantinen der Griechen, die Korinthen, Feigen, Tabak, Wein oder Öl bergen, einige holländische Barken, mit Fajssdauben für Bordeaux beladen. Dort stehen mehrere Wägen mit Mehlhäffern aus der Fabrik *Economio*, die im schlanken Bauche eines deutschen Seglers verschwinden. Die Ware ist nach Rio de Janeiro bestimmt und soll dort gegen Kaffee als Rückfracht eingetauscht werden. Ein paar blondhaarige Nordlandsreden rollen von einem norwegischen Fahrzeuge *Colosonium* und *Thranfässer* herab; an einer anderen Stelle mühen sich dunkle Söhne Italiens, die gelben Schwefelprismen aus der Tiefe ihrer *Trabakel* herauszuheben. Einzelne Artikel haben auch ihre ganz bestimmten Plätze. Das feuergefährliche Petroleum muß

weit ab von anderen Waren verladen werden, — eine nothwendige Vorsicht; braunte doch vor einigen Jahren ein Petroleumschiff aus Pennsylvanien mit seiner ganzen Ladung zusammen. Die Fischerboote liegen zum Theile in der Nähe der Fischhalle und die Weinbarken im südlichsten Theile des Hafens gegen den Molo Giuseppeino zu.

An diesem Molo liegt der gleichnamige Platz. Ihn ziert ein Denkmal, das die Stadt 1875 ihrem warmen Freunde und Gönner, dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexico, setzte. Der Fürst hat den Blick Miramar und dem Meere, das er so liebte, zugewendet. Das Piedestal des von Schilling gegossenen Monumentes umgeben vier herrliche Figuren, die Weltgegenden symbolisierend, dann ein Kranz von zierlich gearbeiteten Hautreliefs. Die Inschrift enthält außer der Widmung auch die folgenden Worte aus dem Testamente des Kaisers vom 16. Juni 1867: „All' austriaca marina, cui posi tanto affetto, a' quanti lascio amici lungo i lidi dell' Adria il supremo mio vale.“ („Der österreichischen Marine, für die ich so große Zuneigung hegte, allen Freunden, die ich an den Ufern der Adria zurücklasse, mein letztes Lebewohl!“)

Das Maximilians-Standbild ist das einzige würdige öffentliche Monument, das Triest besitzt. Die Statue Karls VI. vor der ehemaligen Börse, die Leopolds I. auf dem großen Platze, der mit allegorischen Figuren verzierte Brunnen daneben, der 1751 zur Erinnerung an die Errichtung einer Wasserleitung vom Berge S. Giovanni gebaut wurde, haben wohl nur historisches Interesse.

Auf dem Josefsplatze erblicken wir die Façade eines sehr geschmackvoll im Renaissancestil gehaltenen Gebäudes. Es ist das einstige Wohnhaus eines Triestiner Rheders, der es bei seinem Tode sammt einer Villa am „Bäger“ der Stadt hinterließ und zugleich eine Reihe von Capitalien zu öffentlichen Stiftungen testierte. Das Gebäude wurde, den Absichten des Erblassers entsprechend, in ein Museum verwandelt: „Civico museo Revoltella,“ und theils durch die Schenkungen des Stifters, theils durch anderweitige Zuschüsse ansehnlich bereichert.

Nicht weit vom Museum haben wir den Leipziger Platz (piazza Lipsia), der am ehesten den Namen „Studienplatz“ verdienen würde. Denn dem gewaltigen Gebäude gegenüber, welches die beiden Staatsmittel- und Volksschulen beherbergt, erhebt sich ein anderes, in dem die Akademie für Handel und Nautik, die Handelshochschule Revoltella, die städtische Bibliothek, das archäologische und naturhistorische Museum untergebracht sind. Die beiden Museen sind sehr interessant, namentlich das letztere durch die reiche Sammlung von Thieren des adriatischen Meeres.

Nehmen wir unsere Wanderung an der Riva wieder vom Josefsplatz in der früheren Richtung auf. Wo die Tramwaygeleise enden, neben dem

Artilleriearsenale, ist das Campo Marzio, in der Römerzeit der Übungsplatz der waffenfähigen Jugend — daher der Name. Hier beginnt der namentlich im Winter angenehme Spaziergang von S. Andrea. In einer Viertelstunde gelangt man auf schönem Wege fast immer mit der Aussicht aufs Meer zu den Maschinenstätten des technischen Stabilissements („stabilimento tecnico“), das auf der gegenüberliegenden Bucht S. Rocco seine Werfte hat. Einige Schritte weiter und wir haben das Arsenal des Lloyd vor unseren Augen. Der Bau der Werkstätten vereinigt Festigkeit mit einer gewissen Eleganz. Dichte Menschenmassen strömen gerade der Werfte zu, elegante Equipagen rollen an uns vorüber. Es ist ein Festtag für die große Handelsgesellschaft, der Stapellauf eines ihrer neuen Schiffe. Der Lloyd und sein Arsenal haben dem Wahlsprüche, der am Eingangsthore über dem Portale prangt: „Vorwärts,“ Ehre gemacht. Das Arsenal beschäftigt gegenwärtig circa 2000 Arbeiter. Alle Schiffe sammt ihren Bestandtheilen, vom größten bis zum kleinsten, werden hier verfertigt. Nur flüchtig können wir alle die Säle durchschreiten, deren genaues Studium dem Fachmanne die lebhafteste Befriedigung gewährt. Wir eilen dem Platze zu, auf dem sich das neugebaute Schiff befindet. Noch ruht es, mit Fahnen reich verziert und von vielen Pfeilern gestützt, auf schiefem Gerüste. Da treten Arbeiter an eine Winde und drehen. Einige Augenblicke allgemeiner athemloser Spannung. Plötzlich setzt sich der Koloss in Bewegung. Erst langsam, dann immer rascher, jetzt taucht er pfeilschnell mit dem rückwärtigen Theile in die Flut, die hoch aufschäumt. Hinter ihm zieht der seine Rauch vom erhitzten Holzwerk des Gerüsts in die Luft.

Ein allgemeines „Evviva“ gibt der Freude über das Gelingen der Erstlingsfahrt des Schiffes Ausdruck. Stolz und ruhig liegt jetzt das Fahrzeug, nachdem der erste Stoß es noch eine Strecke weit hinausgetrieben, auf der Rheide. Die Menge verläuft sich allmählich, wir aber sehen uns auf der Werfte noch etwas um. Da ruhen zwei neue Schiffsrümpfe auf Gerüsten in verschiedenen Stadien des Baues, der größere zeigt erst die mittleren Rippen, der andere kleinere hat darüber schon die Metallbekleidung empfangen. Noch hundert Schritte weiter und wir sind beim sogenannten „Trockendock.“ Es ist dies ein gegen das Meer zu offenes Becken von ovaler Form, oben weiter, unten schmaler mit stufenförmigen Absätzen. Ein Dampfer des Lloyd fährt soeben hinein. Hinter ihm wird das „Sperrschiff“ vorgeschoben, welches das Nachdringen frischen Meerwassers hindert. Unterdessen beginnt eine Pumpe ihre Thätigkeit. Sobald das Wasser ausgeschöpft ist, werden an dem durch Balken gestützten Fahrzeuge die Reparaturen vorgenommen. Sind diese vollendet, so wird das Wasser von neuem hereingelassen und das Schiff verläßt das Dock.

Von dem kleinen Molo des Arsenal's werfen wir einen Blick auf die uns umgebende Landschaft. Vor uns haben wir auf einer hügeligen

Landzunge das Kirchlein von Servola. Alljährlich am Aschermittwoch wandern ganze Scharen aus der Stadt dem Dorfe zu, um sich am dunkeln Weine und den leckern Mustern zu erquicken. Weiter im Hintergrunde gewahren wir eine Ruine, die von S. Servolo. — Einst war dort eine stolze Burg, von deren Warte der Vogt eine weite Aussicht hatte. In allen Kämpfen zwischen den Triestnern und dem venetianischen Istrien spielte sie eine bedeutende Rolle. In der Nähe dieser Burg führte schon zur Römerzeit ein Triestiner Büngling, Servolo, von christlichem Eifer beseelt, in einer Grotte ein Eremitenleben. Noch jetzt wird der h. Servolo als einer der Schutzpatrone Triests verehrt und sein Mosaik-Bild in der Kathedrale vorgewiesen. Auch die Quelle, aus welcher der fromme Büngling trank, die Stelle, an der er ruhte, wird in der Grotte gezeigt.

Hinter der Ruine von Servolo erheben sich in sanft gebogenen Linien die Gipfel des Slounik. Uns zur Rechten im Westen haben wir schon den Küstensaum Istriens: Muggia, einst auch eine Feindin Triests, denn das Städtchen gehörte den Venetianern, dann die schon genannte Werfte von S. Rocco und weiterhin am äußersten Rande der Küste die schlanke Form des Glockenthurmes von Pirano.

Wir kehren von unserem kleinen Ausfluge in die Stadt zurück. In Seitengassen der Riva sehen wir ab und zu Leute auf dem Boden liegen und schlafen. Unwillkürlich kommt uns die Erinnerung an die öfter gelesenen Berichte von der Faulheit der Südländer und vorwurfsvolle Gedanken steigen in uns auf. Gemach, gemach! Dieselben Leute, die sich jetzt auf dem harten Steinbette ausstrecken, haben noch vor einer halben Stunde als Lastträger auf den Schiffen rüstig gearbeitet. Sie benützen die ihnen zu Theil gewordene Ruhepause, um sich nach einer bescheidenen Mahlzeit in den Schatten zu legen und im kurzen Schlafe die Entbehrungen ihres Lebens zu vergessen. Ein Schuss vom Leuchthurmmolo stört unsere Betrachtung — er zeigt den Mittag an.

Den Nachmittag wandern wir am Corso, der Hauptverkehrsader der Stadt entlang, zu den östlich gelegenen Spaziergängen Triests. Aus der Boschetto-Straße steigen wir an einer schönen Steintreppe hinauf zu einem Fichtenwäldchen. Würzige Luft umgibt uns hier. Bequem blicken wir hinab auf den im Thale eingezwängten Stadttheil. Die Schlotte mehrerer Fabriken ragen aus den Häuserreihen empor. Außer der Thätigkeit im Gebiete des Schiffbaues sehen wir in der Stadt vorzugsweise jene Gewerbe betrieben, die mit dem Schiffsverkehr in Verbindung stehen. Der Haupterwerbszweig der Bevölkerung aber ist der Handel. Scherzend sagt ein Dichter von Triest:

„Seine Interessen binden
Sich an Zucker und Kaffee,
An den neuen Weg von Suez
Und an Baumwolle' und an Thee.

Eisenbahnen, Coursnotierung,
Telegraphischer Verkauf,
Wiegen alle Interessen
Eines andern Lebens auf.“

Ist auch der letzte Satz Littrows nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn die schönen Künste, namentlich die Tonkunst und die Malerei werden hier mit Eifer betrieben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Handelsinteressen alles andere weit hinter sich lassen.

Von dem Fichtenwäldchen, auch Wäldchen von S. Luigi genannt, erreichen wir in 20 Minuten auf einer Fahrstraße den „Jäger.“ Andere schönere Wege führen von der Boschetto-Straße durch den Eichenwald zur Höhe empor. Der „Jäger“ hat seinen Namen von der Schießstätte des Triestiner Schützenvereines, die sich auf dem schönsten Punkte des Plateaus befindet. Nicht weit von ihr ist das sogenannte Ferdinandeum, eine Restauration, und die schon früher erwähnte einstige Villa Revoltella im Schweizerstile, mit dem Mausoleum ihres Erbauers, mit herrlichem Garten und Treibhause.

Eine noch schönere Aussicht, als sie uns das Plateau des „Jägers“ darbietet, genießen wir von einem anderen, etwas höheren Punkte, dem nordöstlich gelegenen Dptschina-Berge.

In der halben Höhe ungefähr ist auf einem weit vorspringenden Hügel neben einem kleinen Weiher die ehemalige Schanze von Terstizza, die den vortrefflichsten Ausblick auf die Stadt, den Hafen und das Küstengebiet gewährt. Oft lag ich hier

„Im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
An Istriens vom Lenz umblühten Strande,
Der Himmel quoll in abendsonnigem Schimmer,
Das Meer erglomm in purpurrothem Brande.“

(A. Grün, „Schutt.“)

Ein halbes Stündchen weiter und wir haben den Obelisk von Dptschina erreicht. Ein schmaler Steig führt uns von da zum Gipfel eines kleinen Berges. Von dort eröffnet sich dem Wanderer eine entzückende Aussicht. Im Norden liegt ein Theil des Karstgebietes zu seinen Füßen. Einzelne Orte, Dptschina, Reppentabor, ragen aus dem wenig anmuthenden Plateau hervor. Den Hintergrund begrenzt ein Höhenzug, dessen markanteste Theile die Nase des Manos und im Osten der zuckerhutähnliche Schneeberg bilden. Gewaltige Berge zeigen sich im Westen und Nordwesten. Die lange Reihe beginnt mit der Vedretta Marmolada und endigt mit den höchsten Spitzen der julischen Alpen. Vor ihnen liegt theilweise die flache Küste Friauls mit der Mündung des Isonzo, Grado und dem Thurm von Aquileja. Von den Lagunen aus lassen wir den Blick über die weite Spiegelfläche des Meeres

und die herrlich geformte Küste schweifen, die einen merkwürdigen Parallelismus in der Buchtenbildung ober und unter Triest zeigt. Besonders schön ist ein Blick nach dieser Seite bei Sonnenuntergang. Ich habe diese Erscheinung zu wiederholtenmalen in den Alpengegenden bewundert, aber noch malerischer und wirkungsvoller tritt sie an der Küste auf. Das Meer mit den aufsteigenden Wasserdünsten gibt die Möglichkeit zu einem noch viel reicheren Farbenspiele, als die Gesteinsmassen.

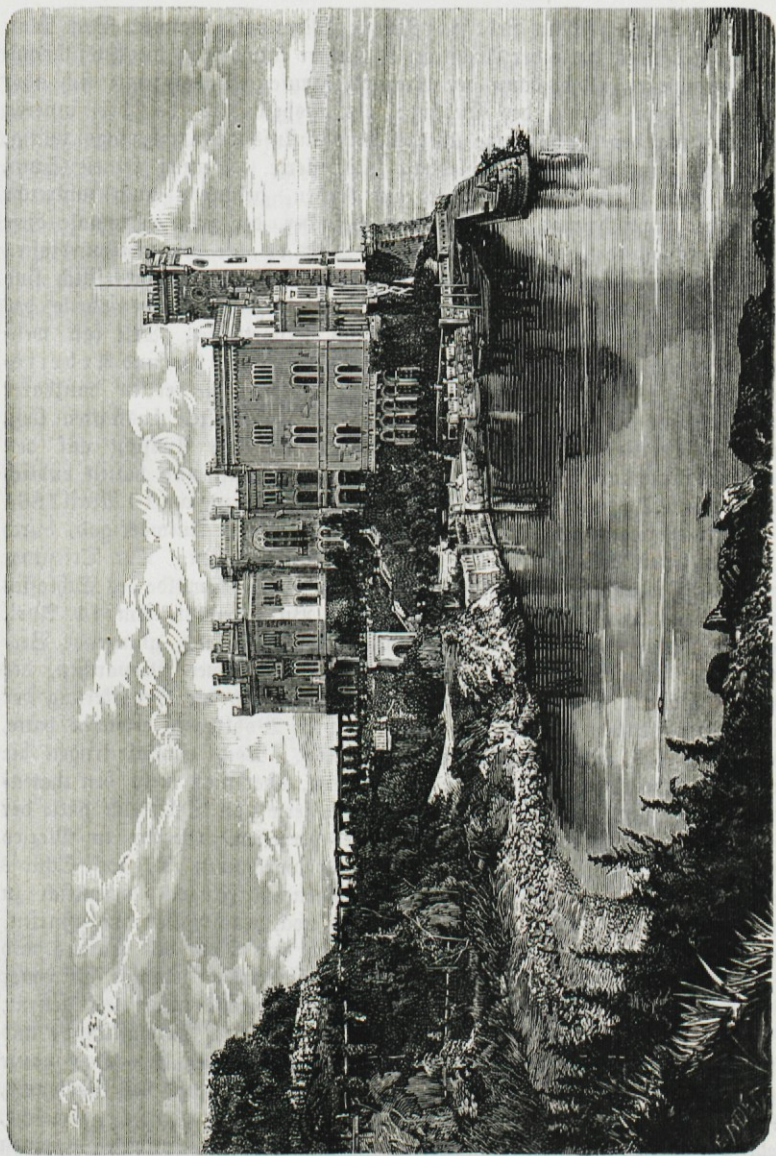
Längere Zeit, nachdem die Sonnenscheibe in der Flut untergesunken ist, erstrahlt noch der ganze Westrand des Horizontes in rothem Schimmer. Erst allmählich erblaßt er und die gleichmäßige Färbung des Nachthimmels tritt ein.

Wir wenden uns der Stadt zu; da erwartet uns ein neuer Lichteffect. Aus der dunklen Fläche tief unten treten tausende von Flämmchen hervor und markieren in regelmäßigen Linien die Grenzen des Gestades, der Molis, der Plätze und Gassen. Ganz Triest liegt, wie mit Flammenstrichen gezeichnet, zu unseren Füßen.

Noch manch andere lohnende Ziele für Wanderungen bietet die Umgegend unserer Stadt demjenigen, der sich nicht durch den im allgemeinen unwirklichen Charakter des Karstes abschrecken läßt. Der Eichenwald von Pipizza mit dem interessanten Hofgestüte, die Grotte von Corgnale, der Kalkasturz von S. Canzian, der Slounik u. a. Der schönste Punkt in der Umgegend Triests aber ist unstreitig Miramar.

An dem anmuthigen Dörfchen Barcola oder S. Vortolo vorbei fahren wir hart am Strande des ruhigen Meeres auf das Schloß zu, das sich auf einer vorspringenden Klippe stolz erhebt. (Es war*) im Jahre 1855, als Erzherzog Max, damals Obercommandant der Kriegsmarine, bei einer Fahrt nach Duino durch einen heftigen Vorasturm genöthigt wurde, bei der „Punta di Grignano“ vor Anker zu gehen. Einen Tag hielt ihn das Unwetter dort fest. Als er vom Hause Danen, das ihm gastliches Obdach gewährte, einen Spaziergang nach dem nahen Eichenwäldchen machte und dabei zahlreiche wilde Rosen im Freien blühen sah, rief er plötzlich aus: „Hier will ich mein Haupt niederlegen.“ Bald war ein Grundcomplex, zunächst von fast 2 Hekt., angekauft, und nun begann ein eifriges Schaffen. In verhältnismäßig kurzer Zeit erhob sich an der Stelle des bescheidenen Wohnhauses ein im normannischen Stile erbautes herrliches Schloß, und das Wein- und Wiesengelände, ja stellenweise der nackte Felsboden verwandelte sich in einen zaubervollen Park. Schon am heiligen Abende 1860 konnte der Erzherzog sein neues Heim beziehen, das er von dem Ausrufe:

*) Die nachfolgenden Daten entstammen größtentheils dem officiellen, handschriftlichen Berichte des Linienschiffs-Capitäns v. Radonez, in den ich durch die Gefälligkeit des gegenwärtigen Schloßverwalters Herrn Drel Einsicht erhielt.



Miramar.

„Si mira il mare“ (Man sieht das Meer) „Miramar“ nannte. Den Plan des Hauptgebäudes hatte der Architekt C. Zunker entworfen; die Ausführung leitete zunächst er selbst, dann der Architekt Hauser. Dabei zeigte sich aber sowohl bei dem Plane der Gebäude als insbesondere bei der inneren Ausschmückung der Wohnräume überall der Einfluss des Erzherzogs thätig, der sich für seine Schöpfungen lebhaft interessierte. Seinen feinen Sinn, geschärft durch viele Beobachtungen auf Reisen, bekunden auch zahlreiche Details der Ausführung. Dem fremden Besucher, der zum erstenmale diese Räume durchwandert, geschieht es häufig, dass er bei den merkwürdigsten und sonderbarsten Geräthen achtlos vorübergeht, denn so vortrefflich sind alle ihrer Umgebung angepasst, dass sie nur als entsprechende Theile des Ganzen erscheinen und nirgends aufdringlich hervortreten. Mit fast wehmüthigen Gefühlen durchwandern wir die anheimelnden Wohn- und Arbeitsgemächer des unglücklichen Fürsten, jene Räume, die er in dankbarer Erinnerung an die Freuden des Seelebens im Kajütenstile ausstatten ließ, dann das herrliche Bibliothekszimmer mit der Aussicht auf den zierlichen Wintergarten und das Panorama von Triest, und halten endlich still im großen Thronsaal. Hier war es, wo der Erzherzog am 10. April 1864 der zweiten mexicanischen Deputation jene inhaltschwere Antwort gab, durch die er sich bereit erklärte, die Krone Mexicos anzunehmen. Der Triestiner Maler Dell'Acqua, von dessen Pinsel viele schöne Gemälde des Schlosses herrühren, hat auch diesen Moment zu einem Bilde benützt. Am 14. April sahen die Mauern des Schlosses nochmals eine große und glänzende Versammlung. Es galt Abschied zu nehmen von dem neuen Monarchen, der seine alte Heimat verließ. Auf 6 Lloydampfern gab die Bevölkerung der Escadre des Fürsten, welcher dem Lande so viele Wohlthaten erwiesen hatte, das Geleite bis auf die Höhe von Pirano. Noch einmal trugen die Wellen der Adria den rückkehrenden Maximilian, aber nicht mehr den thatendurstigen lebenden, — nur den todtten. Auch fern von Oesterreich hatte der Kaiser auf sein geliebtes Miramar nicht vergessen. Gerade in Mexico entstand ein Entwurf, der noch gegenwärtig vorhanden ist, das Schloss durch Erbanung eines zweiten correspondirenden Flügels wesentlich zu erweitern, die Parkanlagen zu vergrößern und noch prachtvoller auszustatten. Der Entwurf kam nie zur Ausführung. Nach dem Tode des Kaisers und der Übersiedlung seiner unglücklichen Witwe nach Laaken gelangte Miramar in den Besitz des Hofärars. Gegenwärtig wird nichts mehr neu gebaut, aber alles sorgfältig in Stand gehalten. Die jährlichen Verwaltungs- und Restaurationskosten betragen zwischen 25- und 50.000 fl. Das ganze Besitzthum repräsentiert — mit Ausschluss der Bibliothek und des Museums, das einen Theil der wertvollen Sammlung des Kaisers (egyptische, römische, griechische, mexicanische Alterthümer, Conchilien u. s. w.) enthält — einen Wert von ca. 2 Millionen Gulden.

Einen herrlichen Anblick, den allerdings wenige Touristen genießen, bietet die Aussicht von den Zinnen des Schloßthurmes. Das ganze kleine Paradies liegt vor uns. Die einzelnen Partien des Parkes treten scharf hervor, die Terrassen mit ihren exotischen Pflanzen, die Rosenlauben, die Camelienhecken, die Eichen- und Fichtenwäldchen und die zerstreuten Häuser mit ihren zierlichen Anlagen. Namentlich im Frühjahre ist das Bild, das sich nach allen Seiten bietet, ein außerordentlich farbenreiches. Wohl jedem Besucher entschlüpft bei der Betrachtung all dieser Herrlichkeiten die vorwurfsvolle Frage: „Wie konnte der Besitzer ein solches Eden verlassen, um einem täuschenden Scheine nachzujagen?“ Nichts ist widerpruchsvoller und ungenügsamer, sagt ein Philosoph, als das menschliche Herz.



3. Istrianische Fahrten.

„Ich hab' dich lieb gewonnen,
 Du unergründlich Meer,
 Du gleichst mit deinen Gluten
 Dem Menschenherzen sehr.“
 (Eitrov.)

(Capo d'Istria. — Pirano. — Der Quieto. — Parenzo. — Canale di Leme. — Rovigno. — Die brionischen Inseln. — Pola, seine Geschichte und seine Umgebung. — Die Punta di Promontore. — Die Ostküste Istriens. — Das Innere der Halbinsel. — Dignano. — Pisino. — Der Cepich-See. — Der Monte maggiore. — Montona.)

Da eine eigenthümliche Zauberkrast übt das Meer auf viele seiner Anwohner aus, oft von nicht minderer Stärke, wie die Wirkung der Alpennatur auf die Gebirgsbewohner. Manchmal überfiel mich, wenn ich zur Zeit der Ferien in der schönen Steiermark weilte, mitten im wüchsigen Tannengrün eine Art Heimweh nach der fernen Salzflut, und mit Freude

begrüßte ich das erste Fischerboot, das mit geschwellten Segeln stolz auf der Meeresfläche dahinfuhr.

Ruhig und glatt liegt der blaue Spiegel vor uns, wie einladend zur Fahrt. Rasch ist der kleine Dampfer, der uns nach Istrien führen soll, losgetäut und lustig fährt er am Leuchtturme vorbei, gegen Südwesten zu.

Bevor wir scheiden, werfen wir noch einen Blick auf die Stadt. Erst von der Seeseite aus macht Triest einen wahrhaft imponierenden Eindruck. Hinter den stattlichen Häusern am Quai erheben sich das Castell und die höher gelegenen Stadttheile, darüber der „zerhackte“ Monte spaccato und der ganze Abhang der Karstwand mit ihren zahlreichen kleinen Häusern und Villen, mit ihren Weingärten und Wäldchen. Noch großartiger wird das Bild, wenn wir etwas weiter hinausgefahren sind. Da tritt hinter dem Triestiner Karste die Kette der Alpen hervor, mit ihren vielgeformten Spitzen in der Morgensonne funkelnd.

Auch die Küste, an der wir fahren, bringt uns eine Reihe lieblicher Bilder. In einer Stunde ungefähr sehen wir im Hintergrunde einer wohlangebauten Bucht ein Städtchen, von einem castellartigen Bauwerk überragt. Das Gebäude ist ein Gefangenhaus, das Städtchen heißt *Capo d'Istria*.

Oft schon hat der Ort seinen Namen, manchmal sein Geschick gewechselt. Zur Zeit der Römer hieß er *Egida*, vielleicht noch früher *Capri*s. Im 6. Jahrhunderte vertauschten die Bürger den alten Namen dem damaligen Landesherrn, dem byzantinischen Kaiser Justin II., zu Ehren in *Justinopolis* „Justinstadt.“ Als die Patriarchen von Aquileja, seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Markgrafen Istriens, den Sitz der Regierung des Landes hieher verlegten, bürgerte sich allmählich neben dem byzantinischen Namen die Bezeichnung *Capo d'Istria*, „Haupt Istriens,“ ein. Auch unter der venetianischen Herrschaft, die im Jahre 1279 begann, und unter der österreichischen wurde dieser Name vorgezogen, wiewohl er längst seine alte Bedeutung verloren hatte.

Die Stadt, die gegenwärtig gegen 8700 Einwohner zählt, hat den venetianischen Charakter noch ziemlich treu bewahrt. Er tritt uns am schärfsten entgegen im Hauptplatze, der, wie bei den Römern das Forum, bei den Venetianern stets den Brennpunkt des gesammten städtischen Lebens bildete. Dom, Stadthaus und Gerichtshalle (*loggia*) standen hier beisammen. Die letztere dient gegenwärtig als Kaffeehaus.

Durch eine Reihe enger Gäßchen wandern wir wieder zum Meere zurück. Zunächst treffen wir den inneren Hafen, den *Mandrachio*. Er ist wie in den anderen istriatischen Küstenstädtchen, die sich ja überhaupt alle so ziemlich gleichen, mit Fischerbooten besetzt. Dann schreiten wir weiter an ausgespannten Netzen vorüber zum schmalen Hafendamm, an dem das Dampfboot liegt.

Bald verschwinden die Häuser Capo d'Istrias. Wir lassen das freundliche Isola — Weintrinkern durch den schäumenden Refosco wohlbekannt — beiseite und steuern auf den stolzen Glockenthurm Piranos los.

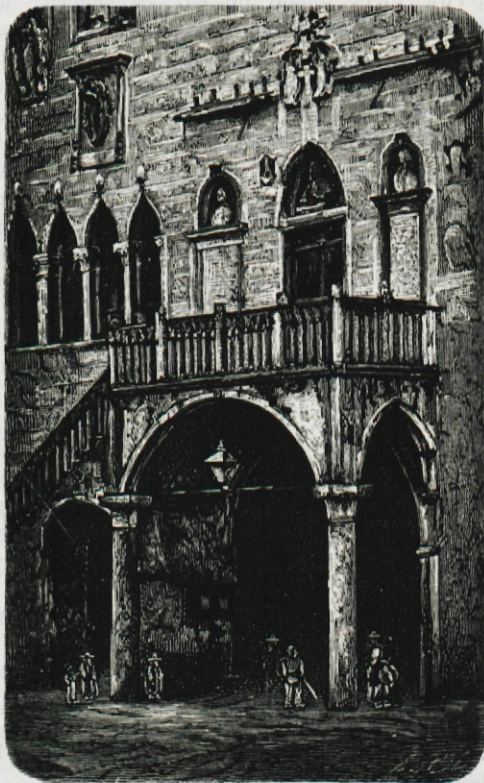
Die Küstenorte Istriens bieten mit ihren hochliegenden Kirchen, den malerisch gruppierten Häusern und ihrem Kranze von Olivengärten und Weinbergen, von der See aus gesehen, in der Regel ein sehr freundliches Bild. Leider wird dasselbe häufig verwischt, wenn man das Innere eines solchen Städtchens betritt.

Piranos malerischer Eindruck wird erhöht durch die zackigen Ruinen seiner alten Stadtmauer und durch die gewaltigen Wogenbrecher unter der Nordseite des Domes. Die Stadt, die sich erst im Jahre 1283 den Venetianern ergab, zählt gegenwärtig 7400 Einwohner und besitzt die einzige Oberrealschule der Halbinsel. Ihre Nachbarstadt Capo d'Istria hat ein Obergymnasium. Die beiden Anstalten repräsentieren die italienischen Mittelschulen Istriens, denn die Marine-Unterrealschule in Pola und das Staats-Obergymnasium in Pisino oder Mitterburg sind deutsch.

In der Nähe der beiden erstgenannten Orte befinden sich auch Salinen, die größeren bei Pirano.

Nachdem die Westspitze Istriens mit dem Leuchtturme der Punta di Salvore umfahren ist, eilt das Dampfsboot gegen Süden. An der flachen Küste liegen Umago und der einstige Bischofssitz Cittanuova. Aus dem Hintergrunde ragt das hochgelegene Buje „La spia dell'Istria“ (Spion Istriens) hervor.

Südlich von Cittanuova mündet der bedeutendste Fluß der Halbinsel, der Quieto, der die meisten Wasseradern des centralen Hochlandes in



Loggia in Capo d'Istria

sich vereinigt. Er ist der natürliche Verbindungsweg zwischen dem Binnen- und Küstenlande. Unter den Römern war er daher canalisiert und bis Pietro Pelosa schiffbar. Später blieb der Fluß sich selbst überlassen, das Bett erhöhte sich durch den angehäuften Schlamm und Schutt, das Wasser trat häufig aus und versumpfte die Umgegend. Die venetianische Regierung faßte einmal, um 1632, den Entschluß, den Fluß bis Pinguente hinauf fahrbar zu machen; allein es blieb beim frommen Wunsche — der Plan kam nie zur Ausführung.

Der nächste größere Ort an der Küste ist Parenzo (Parentium), das noch heutzutage Überreste aus der Römerzeit enthält. Die Stadt war die erste, die sich aus Eiferucht gegen Capo d'Istria an Venedig ergab 1267. Trotzdem hörten die Fehden mit den Nachbarstädten und vor allem mit den eigenen Bischöfen nicht auf. Einmal wurde die ganze Stadt sogar excommuniciert, worauf das Volk unter Führung des Podesta Soranco den bischöflichen Palast stürmte und der bedrängte Kirchenfürst sich nach Bisino flüchten mußte. Zu wiederholtenmalen litt Parenzo auch durch Kriege und Krankheiten. 1646 hauste die Pest so verheerend, daß nur 100 Einwohner am Leben blieben und noch 35 Jahre später wagte kein Reisender den Fuß auf die Unglücksstätte zu setzen. Die Republik schickte dann Candioten in die Stadt und Morlaken in das Territorium. Heutzutage zählt die erstere gegen 2800 Einwohner. Sie ist zugleich Sitz des Landtages von Istrien und des Bischofs von Parenzo-Pola.

Eines der interessantesten Bauwerke unseres ganzen Landes ist der Dom, der unter Kaiser Justinian 543 begonnen wurde. Auch von den römischen Tempeln des Mars und Neptun haben sich einige Überreste auf einer kleinen Erhöhung nicht weit vom Meere erhalten. Ja sogar unter dem Meeresspiegel sollen nach der Meinung der Leute Spuren von altem Bauwerk sein. Sicher ist, daß auf einer Klippe südwestlich von der Stadt, auf S. Pietro, unter dem Wasser die Überreste eines alten Molos entdeckt wurden. Zwischen den Steinen desselben fand man auch Bruchstücke von Ankern und Spuren von großen eisernen Ringen, die zur Befestigung der Barken dienten. Also auch hier ist seit historischen Zeiten eine Senkung des Bodens nachweisbar, wie an anderen Stellen unserer Küste. Einst dürfte wohl auch S. Pietro etwas größer gewesen sein, jetzt ist es eine nur etwas über das Meer emporragende Klippe.

Solchen Klippen (Scogli) begegnen wir von nun an an der Küste Istriens häufig. Meist sind es nackte, kahle Felsen, hie und da aber auch mit Gebüsch bedeckt und bewohnt. Südlich von Parenzo steuert der Dampfer mitten zwischen einer Reihe derartiger Inselchen und dem Festlande hindurch. Die Scenerie gewinnt dabei an Lebhaftigkeit: viele der Scogli gewähren einen malerischen Anblick und an manche knüpft sich auch ein historisches Interesse.

Nach einer Stunde ungefähr öffnet sich an der Küste eine tiefe Bucht. — Es ist der Eingang zum sogenannten Canale di Leme. Bei seiner Mündung hat er $1\frac{1}{4}$ $\frac{1}{m}$ Breite und im ganzen $11\frac{1}{2}$ $\frac{1}{m}$ Länge. Auf beiden Seiten fällt der Rand der Küste steil ab, so daß man sich bald nach der Einfahrt in einen Gebirgssee versetzt wähnt. Nahe dem innersten Hintergrunde der bewaldeten Bucht befindet sich eine Tropfsteingrotte, die dem h. Romuald zu Ehren benannt ist. Die Legende erzählt, der gedachte Heilige, der Abkömmling einer vornehmen ravennatischen Familie, habe sich im 10. Jahrhundert hieher zurückgezogen, um ein Eremitenleben zu führen.

Südlich vom Canale di Leme zeigt sich die hochliegende Kirche von Rovigno und die zahllosen Schornsteine der Stadt. Ein Glück für die Rovignesen, daß die Steuern heutzutage nicht mehr, wie es in manchen Gegenden früher vorkam, nach Feueressen berechnet werden, sonst müßten sie wohl tief in ihren Säckel greifen.

Eigenthümlich ist, daß uns erst aus der Zeit der Völkerwanderung sichere Nachrichten über die Stadt überliefert sind. Damals befand sich der kleine Ort ganz auf einer, mittlerweile landfest gewordenen Insel, dem Monte Rosso. Erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts dehnte sich der Ort über das Festland aus. Der Hügel Monte Rosso wurde später nach der um 1730 errichteten Kirche der h. Euphemia „Monte di S. Eufemia“ genannt. Gegenwärtig zählt die Stadt über 9500 Einwohner. Sie ist Sitz des Landesgerichtes, der Handelskammer, einer Ackerbau-gesellschaft, besitzt 2 Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ferner eine Tabakfabrik, die an 1000 Personen Arbeit verleiht. Auch eine Seitenlinie der Istrianer Bahn mündet in der Nähe der Stadt ein. Daher ist auch der Handel Rovignos im steten Steigen begriffen. Während er 1865/69 im Mittel 1,132.066 fl. (Ein- und Ausfuhr) umfaßte, erreichte er im Jahre 1874 4,227.345 fl. und 1878 4,987.167 fl. (3,969.394 fl. Einfuhr und 1,017.773 fl. Ausfuhr). In ganz Istrien steht Rovigno nur Pola in der Einfuhr nach, in der Ausfuhr behauptet es sogar den ersten Rang.

Der hervorragendste Theil der Stadt ist der Dom der h. Euphemia. Die Terrasse vor dem Gotteshause bietet eine weite Aussicht über die Hafensplätze auf beiden Seiten der Halbinsel, über die Stadt, die belaubten Hügel des umliegenden Landes, über die buschigen Inseln mit ihren Kirchen und Ruinen und endlich über den glatten Meerespiegel, in dem die Sonne abends in purpurrother Glut versinkt.

Der hohe Thurm der Kathedrale trägt eine bewegliche kolossale Bronzestatue der h. Euphemia mit ihren Attributen, Reb- und Palmzweig. Im Inneren der Kirche hat die Heilige einen prachtvoll geschmückten Altar.

Nicht weit von Rovigno liegen mehrere Inseln. Am bekanntesten ist gegenwärtig S. Andrea wegen seiner hydraulischen Cementsfabrik.

Weiter nach Süden zu wird die Küste ziemlich einförmig, nur im Hintergrunde auf dem istrianischen Plateau tauchen einzelne Ortschaften auf. Geraume Zeit bleibt uns die lange Häuserreihe Dignano sichtbar. Der Ort liegt ziemlich hoch über dem Meerespiegel, zählt 5300 Einwohner und ist der Mittelpunkt für die Straßen des südlichen Istriens.

Mäthlich nähern wir uns der bedeutendsten Inselreihe an der Westküste der Halbinsel — den „*isole Brioni*.“ Die nördlicher gelegene kleinere der zwei Hauptinseln ist hufeisenförmig gestaltet, die südliche größere noch mehr gegliedert. Der Gipfel der letzteren trägt ein Befestigungswerk, das „*Fort Tegetthof*.“ Die Stelle ist sehr wichtig, denn die beiden Inseln bilden mit einigen Scogli und dem Festlande den Canal von Fasana, die nördliche Zufahrt zur Bucht von Pola. Der Canal hat bei seinem Nordeingange eine Breite von $4\frac{1}{3}$ $\frac{m}{m}$ und verengt sich an seinem Ende oberhalb Pola bis auf $1\frac{1}{2}$ $\frac{m}{m}$. Die militärische Wichtigkeit dieser schwer passierbaren Straße ist leicht einzusehen. Schon im Mittelalter war daher der Canal von Fasana der Schauplatz wichtiger kriegerischer Ereignisse. Hier fand im Jahre 1379 jene berühmte Seeschlacht zwischen den Genuesen und den Venetianern unter Ettore Pisani statt, die mit der gänzlichen Niederlage der letzteren endete und die völlige Auflösung ihrer Seeherrschaft herbeizuführen schien. — Hier lag auch im Sommer 1866 die österreichische Flotte vor Anker, bis sie der Ruf ihres Commandanten zu Schlacht und Sieg in die Gewässer Pissas führte.

Die brionischen Inseln machen bei der Vorbeifahrt einen ganz angenehmen Eindruck. Sie sind theilweise gut angebaut und selbst an den mindest begünstigten Stellen wenigstens mit dichtem Gestrüpp bewachsen. Im Alterthume müssen sie auch — nach den vorgefundenen Überresten von Villen zu urtheilen, ein vielbesuchter Sommeraufenthaltort gewesen sein. Gegenwärtig sind die Inseln wegen ihres ungesunden Klimas verrufen. Eine gewisse commercielle Bedeutung sichern ihnen noch die Steinbrüche, die schon im Alterthume und Mittelalter ausgebeutet wurden. Namentlich interessant ist in dieser Beziehung die kleine Insel S. Girolamo, östlich von Brion grande. Einst besaß sie eine Höhe von 30 M., gegenwärtig ist sie aber durch die fortgesetzte Wegführung von Material schon in zwei Hälften getheilt, die nur durch eine wenig über das Meer erhabene Fläche miteinander verbunden sind.

Raum hat unser Dampfer die Insel S. Girolamo passiert, so fährt er zwischen der felsigen Punta del Cristo und dem Cap Compare in den Canal von Pola, den sogenannten Vorhafen, der sich fast 2 Seemeilen tief ins Land hineinerstreckt, bis er zum eigentlichen Hafen führt. —

Schon hier tritt uns überall der kriegerische Charakter der Gegend entgegen. Von allen Höhen rechts und links, von den beiden Spitzen an



der Einfahrt an, starren uns Befestigungswerke entgegen, die den eindringenden Feind in einem steten Kreuzfeuer zu halten vermögen. Das stärkste, wenn auch nicht das größte Fort ist gerade vor uns auf einer Insel — das Fort Franz. Seine schweren Geschütze bestreichen den ganzen Canal bis zu den brionischen Inseln hin und blicken uns drohend aus den röthlichen Casematten entgegen.

Einst erschollen hier die frommen Chorgesänge der Mönche. Doch schon die Venetianer erkannten die militärische Wichtigkeit der Insel und errichteten ein Castell an der Stelle des Klosters. Als die Franzosen in den Besitz der Küste Istriens kamen (1806), bauten sie die Befestigungen nach moderneren Grundsätzen um und nannten sie Fort Napoleon. Das heutige Fort gehört der neuesten Zeit an und trägt den Namen des Kaisers Franz.

Haben wir die gefährliche Stelle im Rücken, so liegt der innere Hafen Pola s, die Alt- und Neustadt, vor unseren Augen.

Weit in die graue Vorzeit ragt der Sage nach die Entstehung der Stadt zurück. Hat sie doch niemand geringerer erbaut, als der Führer der Colchier, die, der fruchtlosen Verfolgung müde, sich hier ansiedelten. Sicher ist, daß sich der Ort schon zur Zeit der römischen Republik einer gewissen Blüte erfreute. Augustus, der im Bürgerkriege die Mauern der Stadt wegen der Parteinahme der Bürger für Pompejus, später für Antonius niedergeworfen hatte, baute sie dann wieder auf und gab dem von ihm wesentlich vergrößerten und verschönerten Orte den Namen Pietas Julia in doppelter Erinnerung an seine Rache und an seine Schonung und Milde. Die Stadt, die in militärischer und commercieller Beziehung wichtig war, behauptete eine einflußreiche Stellung selbst über den Fall des römischen Reiches hinaus und war noch in den Tagen der Byzantiner und in der ersten Zeit der Markgrafen Sitz der Regierung. Mit dem 11. Jahrhunderte beginnt der Verfall der Stadt. Mehrere Ursachen wirkten zusammen: die Verlegung der Residenz der Markgrafen von Pola nach Capo d'Istria, die beständigen Streitigkeiten mit den Venetianern und innere Gährungen. Zu welchen lebhaften Ausbrüchen die letzteren führen konnten, beweist folgende Episode aus der Geschichte Polas im 13. Jahrhunderte.

Damals hatte sich dort eine schon zur Römerzeit angesehene Familie eine Art Herrschaft angemast, die Sergier. Sie besetzten das Castell und nannten sich seitdem „Castropolas.“ Fruchtlos blieben alle Versuche, die Gewaltherrschaft abzuschütteln. Da kam der Charfreitag des Jahres 1273.

An diesem Tage fand, wie alljährlich, eine große Proceßion statt, von der sich niemand ausschloß. Auch die Castropolas erschienen und zwar — der frommen Sitte gemäß — unbewaffnet. Plötzlich zogen ihre Gegner die Dolche, die sie unter den Kleidern verborgen trugen, tödteten die Verhassten und stürmten dann das Castell, um alles, was dem verhassten Geschlechte

angehörte, zu vernichten. Nur ein Knabe entkam, er wurde in ein nahe8 Kloster des heil. Franciscus gebracht und so gerettet.

Mit der venetianischen Herrschaft (1331) begann eine neue Leidensperiode für das unglückliche Pola. Bald brach der große Krieg zwischen Venedig und Genua um die Seeherrschaft im mittelländischen und schwarzen Meere aus. Die venetianisch gewordene Stadt wurde dabei zweimal 1354 und 1379 von den Genuesen mit Feuer und Schwert verwüstet. Später traten noch andere Verheerungen hinzu und in ihrem Gefolge erschien die fürchterliche Geißel des Ostens — die Pest. 1631 war der größte Theil des Gebietes von Pola völlig verödet, die Stadt selbst zählte 347 Einwohner. Trotzdem nahmen die Bürger es der Republik sehr übel, daß diese Fremdlinge aus Griechenland und Dalmatien zur Colonisierung des brach liegenden Bodens herbeizog. Als die venetianische Herrschaft aufhörte, besaß Pola 753 Einwohner. Ein französischer Reisender, der damals Istrien besuchte, schrieb in seiner düsteren Schilderung des Ortes die Worte: Die Garnison besteht aus 9 Mann, die den Hunger mehr fürchten als den Feind. Aber auch noch um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts (1844) zählte die Stadt erst 1148 Einwohner.

Der Grund einer so langsamen Vermehrung der Bevölkerung lag vor allen in den ungünstigen sanitären Verhältnissen. Wie in so manchen ehemals dicht bewohnten und gut bebauten Gegenden, hatte sich auch hier im Gefolge der Entvölkerung und der Verödung die „Malaria“ eingeschlichen. Es bedurfte eines gewaltigen Hebels, um die Menschen hier wieder zur stärkeren Ansiedlung zu bewegen. Dieser Hebel fand sich im Jahre 1848 in der Erklärung Polas zum Kriegshafen der Monarchie. Seit der Zeit ist die Stadt von Jahr zu Jahr gewachsen und zählt gegenwärtig schon über 25.000 Einwohner. Zugleich hat sich auch theils durch die dichtere Besiedlung, theils durch energischere Bebauung der umliegenden Landschaft und durch geeignete sanitäre Maßregeln der Gesundheitszustand wesentlich gebessert.

Manche Hoffnungen müssen allerdings in dieser Beziehung noch der Zukunft vorbehalten bleiben.

Jede der 3 großen Epochen der Geschichte Polas, die römische, die mittelalterlich-venetianische und die moderne österreichische haben ihre Denkmäler in der Stadt hinterlassen.

Aus der römischen Zeit winkt uns ein gewaltiges Wahrzeichen schon bei der Einfahrt in den Hafen entgegen — das große Amphitheater. Wahrscheinlich wurde es in der slavischen Epoche gebaut. Es bildet eine Ellipse, deren große Achse an der Umfassungsmauer etwa 137 Meter, deren kleinere 110 Meter mißt. Da der Boden, auf dem sich das Gebäude erhebt, gegen die Küste zu geneigt ist, die römischen Architekten aber ebensowenig wie die griechischen die natürlichen Unebenheiten beseitigten, wenn sie irgendwie praktisch zu verwerten waren, so ließen sie dieselben auch hier bestehen. Sie

bauten nur die Umfassungsmauer von verschiedener Höhe. Auf der tiefer liegenden Vorderseite schufen sie als unterste Etage eine große Reihe schöner Bögen und Pfeiler. Den mittelsten derselben gaben sie hohe Piedestale, den seitlicheren, die schon auf etwas erhöhtem Grunde standen, kürzere, bis endlich, der fortlaufenden Steigerung des Bodens entsprechend, zunächst die Piedestale ganz aufhörten, dann auch die Pfeiler und Bögen kürzer wurden und endlich gleichfalls verschwanden, so daß auf der hinteren Seite die unterste Etage ganz wegfiel. Über diesem ersten Stockwerke erhob sich ein zweites, das in gleicher Stärke nach rückwärts gieng, nur daß es dort, wo es gewissermaßen als Erdgeschloß diente, etwas anders gebaut war. Die dritte Etage zog sich mit einer Reihe quadratischer Fenster völlig gleichmäßig um das ganze Oval herum. Im Innern diente ein Raum von circa 63 Meter Länge und 47 Meter Breite als Arena. Eine manns hohe Mauer und ein schmaler Gang trennten den Kampfplatz von der untersten Sitzreihe, welche überdies durch ein Gitter vor der Wuth der wilden Thiere geschützt war. Dann zogen sich die Sitzreihen stufenförmig höher, wobei die natürlichen Bodenverhältnisse auf der rückwärtigen Seite gut zustatten kamen. Die oberste Reihe stieß an die Umfassungsmauer und zwar unter den quadratischen Fenstern. Etwas weiter oberhalb waren starke Balken zur Befestigung der Zelttücher, die zum Schutze gegen die Sonnenhitze aufgespannt wurden. Das ganze Theater konnte 20—25.000 Personen fassen, es diente nicht nur zu Gladiatoren- und Thierkämpfen, sondern auch zu Raummachien („Seeschlachten“) und besaß daher eine eigene Vorrichtung, durch die der innere Raum der Arena unter Wasser gesetzt werden konnte.

Das Amphitheater blieb auch nach dem Falle des römischen Reiches noch lange ziemlich erhalten. Die Patriarchen von Aquileja erließen Verordnungen gegen jeden Zerstörungsversuch an dem altehrwürdigen Bauwerke, und die Tempelritter, welche in der Nähe ein Ordenshaus hatten, benützten die Arena zu Festlichkeiten und Ritterspielen. Als aber die Gebäude der Stadt durch die wiederholten Zerstörungen stark hergenommen worden waren, fiengen die Bewohner allmählich an, die römischen Denkmäler als billiges Baumaterial zu benützen. Die Venetianer, nun die Herren Polas, giengen mit gutem Beispiele voran. Sie verwendeten selbst zum Baue des Castells theilweise die Reste des alten Theaters, welches sich halbkreisförmig an den Monte Zaro lehnte, und führten überdies die schönsten Marmorsäulen zur Ausschmückung einer venetianischen Kirche hinweg. Ja, 1584 tauchte sogar im Rathe der Plan auf, das Amphitheater ganz zu zerstören, und nur die Einsprache eines verständigen und gebildeten Senators Gabriel Emo rettete das bedrohte Gebäude.

Die gänzliche Zerstörung der Arena wurde also damals abgewendet, aber das Wegtragen einzelner Bausteine dauerte immer fort, so daß heutzutage von dem Innern fast gar nichts geblieben ist. Da sich der äußere

Bau aber in einem guten Zustande befindet, so gewährt die Ruine noch immer einen majestätischen Anblick.

Von anderen Denkmälern aus der Römerzeit haben wir auf dem ehemaligen Forum, dem heutigen Hauptplatze, zwei Tempel. Der eine, 19 v. Chr. von der Colonie zu Ehren Romas und des Augustus erbaut, ist in seiner Fagade noch jetzt wegen der zierlichen Form, der feinen Arbeit am Fries und den Capitälen der Säulen eines der schönsten unserer römischen Denkmäler. — Der andere, welcher der Diana geweiht war, wurde schon 1300 dem Stadthause einverleibt und ist gegenwärtig ganz unkenntlich. Er dürfte von ähnlicher Beschaffenheit gewesen sein, wie sein Nachbar. Dafs dieser besser erhalten blieb, verdankt er dem Umstande, dafs er nicht mit anderen Gebäuden vereinigt, sondern nur mit einigen entsprechenden Abänderungen als Kornmagazin verwendet wurde. Später diente er auch zeitweilig als Marionettentheater. Jetzt hat eine kleine Alterthümersammlung jedenfalls entsprechender hier Platz gefunden.

Von den Thoren der alten Römerstadt ist noch das Hauptthor, die zweitheilige Porta gemina und die viel schönere Porta aurata erhalten. Letztere war ursprünglich ein einfaches Durchgangsthor, wurde aber von der Witwe eines vornehmen Mannes, L. Sergius (vgl. Seite 33), prächtig verziert.

Im Bereiche des alten römischen blieb auch das venetianische Pola, das seinen Mittelpunkt ebenso im Platze fand, wie jenes im Forum.

Das neue Pola dagegen ist wesentlich über den Bereich der alten Stadt hinausgewachsen und hat mit seinen Werkstätten und Wohnhäusern, Gärten und Parks einen großen Raum eingenommen.

Das wichtigste Etablissement Neupolas ist das Arsenal. Eine gewaltige Mauer trennt es vom übrigen Festlande, eine schwimmende Schranke vom Handelshafen. Nur zwei Eingänge führen hinein. Sie sind beide streng bewacht und gewähren dem Fremden nur gegen Passierschein Einlass. Wir besuchen zunächst das nahe dem Eingange gelegene Marine-Museum. Es enthält eine interessante Sammlung von Schiffsmodellen verschiedenster Gattung, Siegestrophäen, Bruchstücke fremder und eigener zugrunde gegangener Schiffe, Erinnerungen an hervorragende Flottenführer, an Tegetthof, an den einstigen Chef des Marine-Departements, Erzherzog Maximilian, und an Erzherzog Friedrich, den tapferen, leider zu früh verstorbenen († 5. Oct. 1847) Sohn des Siegers von Aspern, den edlen Prinzen

„Der selbst gefochten dort an Sidons heißem Strand,
Dem der Heldengeist des Vaters
Schützend stets zur Seite stand.“

(Citrov.)

Die Gebäude des Arsenal's auf dem Festlande bestehen im allgemeinen aus drei parallelen Reihen von Magazinen und Werkstätten, die

sämmtlich durch ein Eisenbahnetz miteinander verbunden sind. Was immer für die Ausrüstung der Schiffe nothwendig ist, von dem kleinsten bis zum größten Bestandtheile, wird in vollendeter Weise in den Werkstätten erzeugt und liegt in den Magazinen wohlgeordnet und in reichem Vorrathe bereit.

Nachdem wir die reinlichen Räume durchwandert haben, besteigen wir ein Boot. Im raschen Laufe legt es, von kräftigen Matrosen gerudert, den Weg bis zur Oliveninsel zurück.

Einst besaß das Eiland ein Olivenwäldchen und war in den Zeiten des römischen Kaiserthums ein herrlicher Rückzugsort für manche gefallene Größe, nahe bei der Stadt und doch unberührt von dem lauten Treiben und Geräusch derselben. Heute hat das stille Ayl sein Aussehen wesentlich verändert. Das Olivenwäldchen ist verschwunden, und dort, wo einst Nachtigallen sangen, dröhnt uns jetzt das unharmonische Getöse von Hammer und Ambos entgegen.

Seit dem Jahre 1848 vollzogen sich allmählich diese Umwandlungen. Nicht nur wurden die Baumanlagen, die Umfassungsmauern und ein kleines Kirchlein auf der Insel beseitigt, auch der Hügel auf derselben wurde abgetragen und sein Material zu Anshüttungen am Rande verwendet. Auf dem also vergrößerten Raume entstanden in kaum mehr als zwei Jahrzehnten gewaltige Werkstätten zum Bau und zur Ausbesserung großer Fahrzeuge. Von den vier Schiffswerften an der Südseite der Insel sind besonders zwei interessant, die mit prachtvollen Dächern aus Eisen und Glas versehen sind, um die im Bau befindlichen Schiffskörper sowohl als die arbeitende Mannschaft vor Regen und Sonnenschein zu schützen. In der Mitte der Insel erhebt sich eine mit Dampf betriebene Sägemaschine, welche die verschiedenen Gattungen der Bauhölzer, den Rissen entsprechend, zu verarbeiten hat. Am Nordrande ziehen sich die beiden Trockendocks hin und in ihrer Nähe schwimmt, einem riesigen Kasten ohne Schmalwände vergleichbar, das Balancedock, das Linienschiffe und Panzerfregatten, also Massen von 5- bis 6000 Tonnen Gewicht, zu Reparaturen aus dem Wasser zu heben vermag.

Der Oliveninsel gegenüber am Duai des Arsenal's liegen die abgetakelten Kriegsschiffe, eine ganz stattliche Reihe, deren Anblick jeden Österreicher mit freudigem Stolz erfüllen kann.

Bevor wir die Räume des Arsenal's verlassen, werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf seine Entstehungsgeschichte. Als Pola 1848 zum Kriegshafen Österreichs erwählt wurde, war die Errichtung eines der Bedeutung des Hafens entsprechenden Arsenal's eine Hauptforge der Regierung. Nach einigen provisorischen Bauten legte Kaiser Franz Josef I. am 9. December 1856 den Grundstein zu dem heutigen Arsenal, das nach den Entwürfen des Generals Möring gebaut wurde. Große Kosten verursachten zunächst die Vorarbeiten zur Ebenung des hügeligen Terrains der Gegend und zur

Herstellung einer gleichmäßigen Tiefe des Meeres am Ufersaume. Ganze kleine Hügel mußten abgetragen werden; ihre Erde diente zur Ausfüllung von Buchten und zu Aufschüttungen an der Küste. Von den einzelnen Partien des Arsenal's kamen namentlich die Bauten auf der Oliveninsel wegen der auch hier nothwendigen Terrainverschiebungen hoch zu stehen. Sie kosteten allein gegen 10 Millionen Gulden.

Im Schatten der langen Arsenal'smauer wandern wir jetzt dem neuen Stadttheile zu, der officiell S. Poliearpo, vom Volkswize oder richtiger Marinewize „Platschhausen“ genannt wird. Vor kaum 20 Jahren zog sich hier um eine kleine Kapelle des h. Polykarp eine halbe Wildnis. Heutzutage ist an ihre Stelle ein moderner Stadttheil getreten. Einfache, aber nett gebaute Häuser wechseln mit zierlichen Gartenanlagen. Den gefelligen Mittelpunkt dieses Viertels bietet das stattliche Marine-Casino, in dem sich die Officiere und Beamten der Kriegsmarine ein reizendes Heim geschaffen haben. Nicht weit davon ist der kleine, aber schöne Maximilianspark mit dem Monumente des unglücklichen Fürsten. Eine ebenso schöne Anlage dürfte sich in kurzer Zeit auf dem Monte Zaro vor der Sternwarte erheben. Ihren Mittelpunkt bildet das prachtvolle Bronze-Monument, das unser Kaiser dem Helden von Lissa errichten ließ. Es trägt am Sockel die Inschrift: „Dem Viceadmiral Wilhelm v. Tegetthof Kaiser Franz Josef I. 1877. Tapfer kämpfend bei Helgoland — Glorreich siegend bei Lissa — Erwarb er unsterblichen Ruhm — Sich und Oesterreich's Seemacht.“

Die neuen Anlagen auf dem Hügel von Zaro gewähren zugleich vortreffliche Aussichtspunkte auf die Alt- und Neustadt, die verschiedenen großen militärischen Etablissements, den Hafen und die nächsten Forts. Unwillkürlich drängt sich dem Beschauer, der seine Augen von den Mauern des Amphitheaters nach dem gewaltigen Arsenal'e schweifen läßt, die Erinnerung an die verschiedenen Epochen der Stadt und Betrachtungen über ihre Gegenwart und Vergangenheit auf. Und noch weiter wird unser Blick zurückgelenkt, wenn wir uns einem anderen Hügel bei der Bucht von Veruda nähern.

Er trägt die Reste eines sogenannten Castelliers, einer jener kunstlosern Bauten, in welchen die vorrömische Bevölkerung Istriens eine Zufluchtsstätte suchte. Derartige Bauten sind in unserem Lande nicht so selten. Wir finden sie immer auf steilen Hügeln, deren Gipfel zu kleinen Plateaus umgestaltet wurden. Der Abfall desselben wurde, wo nicht die Natur ihn schon steil gemacht hatte, künstlich verschärft. Rohe cyklopische Mauern bildeten die Umwallung. Manchmal wurden bei den Nachgrabungen auch Steinwaffen in oder bei den Castelliers gefunden.

Die buchtenreiche Küste südlich von Pola ist fast überall steil. Die kleinen Häfen bieten im allgemeinen gegen N.-Winde sichere Ankerplätze. Bei Seewinden dagegen, namentlich bei SW. herrscht hoher Seegang und

starke Brandung, so daß unmittelbar an der Küste keine Vegetation aufkommen kann. Einzelne geeignete Punkte sind befestigt.

Die Südspitze der Halbinsel bildet eine über drei Meilen lange, gekrümmte Landzunge, das promontorium polaticum der Alten, heutzutage Punta di promontore genannt. Da der Punkt schon durch seine Lage wichtig ist, überdies Untiefen in der Nähe die Schifffahrt erschweren, so wurde 1832 in seiner Nähe auf dem Scoglio Poror ein Leuchtturm errichtet. Das feste weiße Feuer desselben erhebt sich 34 M. über dem Hochwasser und ist $26\frac{1}{2}$ ⁿ/_m weit sichtbar. Die Brandung ist hier manchmal so stark, daß die Fensterläden des Häuschens neben dem Leuchtturme zertrümmert werden und ein Verkehr zwischen dem Scoglio und dem Festlande zur Unmöglichkeit wird. Aus diesem Grunde muß sich auch der Leuchtturmwächter stets mit genügendem Proviant versehen.

Östlich von der Landzunge eröffnet sich die weite fischreiche Bucht von Medolino.

Von dem äußersten Süden der Halbinsel kehren wir jetzt quer durch das Land nach Norden zurück. Ein Befahren der Ostküste würde wenig Neues bieten. Schon ein älterer Reisender, Kobl, hat diese Seite nicht mit Unrecht die „Schattenseite“ des Landes genannt. Die Küste ist zum Theile sehr steil, auf weite Strecken sogar schutz- und hasenlos. Daher ist die Schifffahrt bei den hier heftiger wehenden Winden nicht ungefährlich. Der ungünstigen Beschaffenheit der Küstenlinie entspricht auch die geringere Anzahl von besiedelten Stellen. Von größeren Orten haben wir nur das annuthig gelegene Bolosca und Lovrana im nördlichsten Theile und südlicher, aber schon eine halbe Stunde von der Küste entfernt, Fianona (mit circa 1300 Einw.) in der Nähe des alten Flanona. Von diesem letzteren hieß bei den Römern der Quarnero sinus Flanaticus.

Bei Fianona wird die soeben genannte Meeresstraße bis auf eine halbe Meile durch die Ausläufer einer der quarnerischen Inseln, Cherjos, eingeengt. Diese Inseln, drei größere und mehrere kleinere, gehören in politischer Beziehung zu Istrien. Da sie aber in ihrer ganzen Bodenbeschaffenheit sich innig an die dalmatinische Inselwelt anschließen, mögen sie erst bei einer Fahrt nach jenen Gebieten Erwähnung finden.

Wir kehren auf der einzigen Bahnlinie des Landes nach dem Norden zurück. Die Strecke Divača—Pola wurde in den Jahren 1874—76 erbaut, um den ersten Kriegshafen Oesterreichs unabhängig von der See mit dem Centrum des Reiches zu verbinden. Die Bahn ist also in erster Linie strategisch wichtig. Ihre commercielle Bedeutung ist eine geringe und wird es wohl immer bleiben.

Das Leben Istriens concentrirt sich seit den ältesten Zeiten an der Westküste. Das Innere wurde schon von den Römern, noch mehr aber von den Venetianern vernachlässigt, ist daher arm an größeren Orten und

dünn bevölkert. Die Bodenbeschaffenheit ist eine wechselnde, bald führt uns der Zug durch freundliche Ackerfelder und lachende Wiesen, bald über nacktes und rauhes Karstgebiet. In ziemlich rascher Steigung gelangen wir zunächst aus der Küstenebene auf das wellenförmige Plateau des südlichen Istriens. Eine weite Strecke beherrscht unser Blick. Im Westen reicht er bis zur Küste und den brionischen Inseln, im NO. taucht als Grenzhüter der Monte maggiore empor, von dem das slavische Volkslied singt:

„Und ein Berg ist höher als der andere,
Doch der höchste ist die hohe Utscha.“

An wogenden Saatzfeldern, Öl- und Feigenbäumen und langen Reihen von Nebengeländen eilen wir vorüber. Bald erblicken wir den ersten größeren Ort des Innern Dignano.

Das Städtchen gehörte in den Römerzeiten und bis tief ins Mittelalter zum Gebiete von Pola und war nie mit Mauern umgeben. Wohl aber besaß es ein starkes Castell, welches erst 1808 auf Befehl des französischen Präfecten Calafati abgetragen wurde, um der Stadt einen freien Platz zu verschaffen. Noch gegenwärtig ist der Umfang des Castells im grauen Steinpflaster durch eine Reihe weißer Steine kenntlich gemacht. Die Bewohner Dignanos haben noch einige Eigenthümlichkeiten in ihrem Dialect. In früheren Zeiten waren diese viel stärker und gaben der Sprache den Charakter uralter lateinischer Abstammung. Auch dem großen Dichtersfürsten Dante fiel die eigenthümliche Sprachweise der Bevölkerung auf.

Hinter Dignano wird die Gegend unfreundlicher. Der kahle Boden blickt oft aus dem dürftigen Gestrüpp hervor. Der Armut des Bodens entspricht auch der rauhe Charakter der Bewohner. Ein Gemisch slavischer Ansiedler aus dem croatischen Küstenlande, Dalmatien und Montenegro wurde von den Venetianern in den letzten Jahrhunderten hieher verlegt und unterscheidet sich noch gegenwärtig in Tracht und Sitte von den übrigen Bewohnern Istriens. Etwas von dem gewalthätigen Charakter der alten Heimat klebte den Angesiedelten lange Zeit hindurch an. Noch vor verhältnismäßig wenigen Jahrzehnten war die Gegend, die abseits von der Poststraße lag, etwas verrufen. — Heutzutage durchschneidet sie die Bahnlinie.

Erst vor Canfanaro wird das landschaftliche Bild ein freundlicheres. Bei dieser Station zweigt ein 21 Kilometer langer Seitenarm der Bahnlinie nach Rovigno ab. Er führt durch ein anmuthiges Hügelland, voll der blühendsten Vegetation, durch einen der freundlichsten Landstriche Istriens.

Die Hauptlinie der Bahn tritt bald nach Canfanaro dem Thale der Draga nahe, die in einer tiefen Schlucht dem Leme-Canale zusießt. Einige Augenblicke eröffnet sich uns der Ausblick über die größtentheils kahlen Felswände zur fruchtbaren Thalsohle hinab. In der trockenen Jahreszeit

würde man vergebens nach dem Flusse spähen; bei heftigen Regengüssen überdecken aber die herabströmenden Gewässer secnartig große Flächen des Thales bis zu einer Höhe von 3 bis 4 Meter.

Haben wir die nächste Station S. Pietro in selve oder, wie der Ort im Mittelalter hieß, „St. Peter im Walde“ im Rücken, so wird die Gegend immer schöner. Grüne Matten und Thäler folgen kräftigen Waldbeständen, so daß ein flüchtiger Beobachter in Steiermark oder Kärnten zu fahren vermeinen könnte. — Wenn nur nicht die Kalkriffe und die größeren Blöcke den Karst verräthen!

Bei dem Dörfchen *Pisino vecchio*, welches die Ruine *Oberburg* überragt, tritt die Bahn nach einer Reihe von Einschnitten und Steindämmen aus dem Hüggellande heraus. Es eröffnet sich das anmuthige Thal von *Pisino* oder *Mitterburg*.

Die älteste Urkunde, die Stadt und Schloß gleichen Namens erwähnt, datirt aus dem Jahre 1002 und enthält eine Schenkung derselben von Seite der Eppensteiner an die Patriarchen von Aquileja, eine Schenkung, die auch im Jahre 1062 von Heinrich IV. bestätigt wurde. Am Beginne des 12. Jahrhunderts wurde der Ort der Mittelpunkt einer selbständigen Graffschaft und fiel schließlich nach dem Aussterben der Görzer Linie an das Haus Habsburg. Die Stadt, die gegen 3400 Einwohner zählt, ist, dem Terrain entsprechend, terrassenförmig gebaut und war (wie *Dignano*) nie mit Mauern umgeben. Das massive, aber wenig schöne Schloß erhebt sich auf der Südseite, hart an einer Schlucht, in welcher die wildschäumende *Foiba*, ein Thalbach, verschwindet. Sie setzt dann ihren Lauf unterirdisch fort und sendet ihre Gewässer wahrscheinlich dem Canal di *Leme* zu.

Pisino ist das Centrum des Straßennetzes *Istriens*; der Ort empfiehlt sich daher auch als Ausgangspunkt für größere Partien. Besonders interessant ist ein Ausflug zum *Cepicher-See* und auf den Gipfel des *Monte maggiore*.

Man folgt hiebei zunächst der ziemlich gut gehaltenen Straße nach *Gaglianana* und *Pedena*. Nicht weit von dem letzteren, einem einstigen Bischofssitz, überschreiten wir auf einer Steinbrücke die *Arja*, ehemals den Grenzfluß *Istriens*, und wandern auf altliburnischem Gebiete bis zur Schloßruine *Chersano*, im Mittelalter „*Kerschön*“ genannt. Auch hier hatten die Markgrafen *Istriens*, wie in *Wachsenstein* auf der Ostseite des *Cepicher Sees* und in vielen anderen Gegenden des Landes, deutsche Adelsgeschlechter mit Burgen belehnt. Aber die Schlösser sind zerfallen, die Sprache ihrer Besitzer ist verklungen und über den Boden, welchen einst die stolzen Streitrosse der deutschen Ritter zerstampften, führt der Pflug des slavischen Bauern.

Zemehr wir uns, von der Straße abbiegend, dem See nähern, desto lieblicher wird die Landschaft. Der *Cepich-See* hat ein Areal von circa 860 Hekt., ist eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Seine Tiefe

variiert zwischen 1 und 3 Meter. — Nur einen etwas größeren oberirdischen Zufluss besitzt der See, den Vogliun, und dieser ist zwar nach Regengüssen stark, den größten Theil des Jahres aber ziemlich trocken. Ein sichtbarer Abfluss fehlt gänzlich. Vor einem Jahrhunderte ungefähr hatte der See nicht viel mehr als die Hälfte seiner gegenwärtigen Ausdehnung. Damals beabsichtigte Kaiser Josef II., ihn ganz auszutrocknen. Aber das Project kam nicht zur Ausführung, ebensowenig, als es im Jahre 1835, nachdem sich der See mittlerweile bedeutend vergrößert hatte, nochmals angeregt wurde. Im Jahre 1875 sank der Wasserspiegel plötzlich bedeutend, so daß das Mauerwerk einer alten Mühle wieder sichtbar wurde und zu gleicher Zeit zeigte sich unter Fianona ein seit mehreren Jahrzehnten trockener Abzugscanal voll Wasser. Sowie also in früheren Zeiten die Erweiterung des Sees jedenfalls durch die Verstopfung unterirdischer Abflußlöcher bewirkt worden war, so veranlaßte die theilweise Wiederöffnung derselben eine sofortige Verminderung der Wassermasse.

Der Name des Sees soll von einem Schlosse herrühren, das sich einst hart am Rande desselben erhob. Heutzutage ist keine Spur mehr hievon vorhanden, nur ein armseliges Dorf trägt den Namen Cepich. In seiner Nähe stehen die Ruinen des einstigen Eremitenklosters „St. Peter im See.“ In dem noch erhaltenen Abteihause wohnt der Förster des Fürsten Auersperg, dem gegenwärtig der See und die ganze Umgegend gehört. Ebenso befindet sich auch im Besitze der fürstlichen Familie das nördlichere Schloß Bellay, das wir nach einer 1½stündigen Wanderung durch das enge Vogliunthal erreichen.

Von hier aus ersteigen wir auf einem etwas steilen Wege den Monte maggiore. Auf einer Höhe von 1290 Meter liegt noch ein kleines Dörfchen, Villa monte. Die Hirten, welche die armseligen Hütten desselben bewohnen, steigen im Winter, wenn der Boden dicht mit Schnee bedeckt ist, herab und führen ihre Herden nach dem Süden Istriens auf die Weide. Nicht viel mehr denn 100 Meter höher als das Dorf liegt der schmale Kamm des Berges. Seine völlig isolierte und dominierende Lage verschafft ihm eine Aussicht, die gar nicht im Verhältnisse zu seiner geringen absoluten Höhe und zu der unbedeutenden Mühe der Ersteigung steht. Fast ganz Istrien mit seinen Burgen und Städtchen liegt dem Beschauer wie ein Reliefbild zu Füßen. Bei reinem Wetter sind auch die Orte an der Westküste mit dem Fernrohre sichtbar, klar und deutlich aber tritt der Quarnero mit seinen Inseln und Umgebungen hervor. Es ist ein Landschaftsbild, wie es wenige feinesgleichen gibt.

Der Abstieg nach Norden führt uns in 4 Stunden durch freundliche Gegenden über Bragna nach Lupo=Glava. — Hier nehmen wir unsere Bahnfahrt nach Norden wieder auf. Die Landschaft bietet im allgemeinen wenig Anziehendes, nur vor Pinguente genießen wir einen prächtigen Ausblick

auf das 300 Meter tiefere fruchtbare Thalgebiet, welches der Quieto mit seinen Nebenflüssen, gleich Silberstreifen, durchzieht. Dieses Thal verdient auch wegen seiner Schönheit einen eingehenden Besuch.

Am besten läßt sich derselbe von Pinguente aus machen. Die genaunte Stadt liegt etwas entfernt von der gleichnamigen Bahustation. Schon unter den Römern bekannt, war sie seit 1511 wichtig als Residenz des venetianischen Statthalters der Halbinsel, der aber bis zum Falle der Republik noch immer den Titel Capitän von Kaspo, nach seinem früheren Regierungssitze, führte. Der Reisende wird angenehm berührt von der Sauberkeit der Gäßchen und der meist kleinen Häuser, die in ihren Hofräumen mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind; — denn die Frauen betreiben hier, wie in manchen anderen Orten Istriens, die Seidenzucht als Nebenerwerb.

Von Pinguente aus erreichen wir in 4 Stunden Montona. Das Flußthal verengt sich bald bei der sogenannten „eisernen Pforte,“ wo sich der Quieto mit Mühe neben der Fahrstraße durchwindet. Dann wird es abwechselnd breiter und wieder schmaler. Bei einem nördlichen Seitenthale erblickt man im Hintergrunde auf einem Felsvorsprunge die malerischen Ruinen des Schlosses Wollenstein (Pietra Pelosa). Eine Strecke weiter erhebt sich an einer kleinen Biegung der Straße ein 100 Meter hoher Kalksteinfels, an dessen Fuße sich die Häuser des noch ziemlich primitiven Schwefelbades von S. Stefano anschießen.

Noch immer bleibt der Quieto trotz mancher starken Krümmung ein treuer Begleiter unserer Straße. Auf einmal verschwindet er im Westen zwischen den Waldungen von Montona. Nicht uninteressant wäre es, die Fahrt am Flusse abwärts im Rahne fortzusetzen, zuerst durch dichteres Gehölz, dann in freierem Thale bis zum Meere hinab. Wir aber folgen der Straße nach Süden gegen Montona zu. Auch hier durchschneiden wir den Staatswald, der eine Ausdehnung von ca. 1200 Hekt. besitzt und Eichen- und Buchenholz für den Bedarf der Kriegsmarine liefert. Schon im Interesse dieses herrlichen Forstes wäre eine Regulierung des Quieto-Laufes zu wünschen. Bei seiner tiefen Lage leidet der Wald alljährlich durch das Austreten des Flusses zur Regenzeit und durch die Anschwellung von Erdmassen.

Die Stadt Montona liegt, wie so viele istrianische Orte, auf einem Hügel und macht mit ihren Mauern und Zinnen, Thürmen und Thoren einen ganz mittelalterlichen Eindruck. Sie hatte einst ein weites Gebiet und führte deshalb oft Streit mit ihren Nachbarn, der Stadt Parenzo und den Grafen von Istrien. Noch im 13. Jahrhunderte (1278) ergab sie sich Venedig, um den Nachstellungen der letzteren zu entgehen.

Die weitere Bahnfahrt von Pinguente aus bietet wenig Interessantes. Der Techniker mag sich erfreuen an der glücklichen Bewältigung der Terrainschwierigkeiten, der Naturfreund blickt mit einer gewissen Wehmuth von dem

Bahndämme herab auf die einförmige, unfruchtbare Landschaft. Rechts zieht sich der pflanzenreiche *Slonnik*, der höchste Gipfel des armen *Tschitscher-Bodens*.

Im großen Bogen umfahren wir das *Triestiner Gebiet*, wenn wir die *Istrianer Bahn* bis zur Einmündungsstelle in die *Südbahn*, bis *Divaca*, verfolgen und von dort die Fahrt nach *Triest* fortsetzen wollen. In kürzerer Zeit fast gelangen wir von *Podgorje* oder von der nächsten Station *Cojina-Herpelle* aus zu Fuß über den *Karstrücker* nach der *Seestadt*.

Ein verhältnismäßig geringer Aufwand von Zeit, Mühe und Geld genügt zu einer *istrianischen Wanderung*, wie wir sie soeben beendet haben. Und welcher reicher Genuß, welcher Wechsel von verschiedenartigen Landschaftsbildern, von gewaltigen Contrasten im *Natur- und Völkerleben* lohnt den seltenen Wanderer!

4. Volksleben in Istrien.

Eigenthümlichkeiten der Bewohner Istriens. — Volksspiele. — Die *Tschitschen*. — Die *Montenegriner* in *Peroi*.

Wenn wir von Eigenthümlichkeiten im Leben der *italienischen Küstenbewohner Istriens*, von ihren besonderen Sitten und Gebräuchen sprechen, so müssen wir hiebei von dem heutigen *Triest* größtentheils absehen. Sicher hatten auch die alten *Triestiner* nicht nur mit den benachbarten Küstenorten den *Dialect*, sondern auch Sitten und Gebräuche gemein und vielleicht noch manche *locale Gewohnheiten*. Sowie aber der *Sprachkundige* beim heutigen *Triestiner Dialect* in *Wortschatz* und *Satzbau* unschwer einzelne fremde Bestandtheile *deutschen* und *slavischen Ursprungs* erkennt, so hat sich auch das *massenhafte Nebeneinander verschiedenartiger Elemente*, sowie die *Verwandlung* des einstigen *Küstenstädtchens* in eine *Welthandelsstadt* der *Erhaltung* alter *Gewohnheiten* und *Gebräuche* nachtheilig erwiesen. Anders ist es bei den kleineren *Küstenstädten Istriens*. Hier haben wir noch oft den *venetianischen Dialect* viel reiner als in *Triest*, manchmal sogar in einer *älteren Form*, als im heutigen *Venedig*; hier sind noch einzelne *Sonderheiten* in *Tracht* und *Kleidung* geblieben, ich erinnere an den *Zentado* (das *Kopftuch*) der *Mädchen* von *Pirano* und *Parenzo*; hier begegnen wir noch anderen *Eigenthümlichkeiten* in den *Kultuscereemonien* und bei *Spiele*n. Interessant ist z. B. das *Gänsepiel*, das noch heutzutage in *Isola* gefeiert wird.

Von der am *Plage* isoliert stehenden *Kirche* wird ein *Seil* in mäßiger *Höhe* zu einem *Hause* gegenübergezogen. In der *Mitte* des *Seiles* hängt mit dem *Kopfe* und den *Flügeln* nach unten eine *todte Gans*. Früher verwendete man ein *lebendes Thier*; der *humanere Sinn* unserer *Zeit* hat

den rohen Gebrauch beseitigt. Das auf dem Platze versammelte Volk läßt in der Mitte einen Gang frei, auf dem die Preiskämpfer, hoch zu Esel, eipherreiten. Kommen sie zu der Stelle, wo die Gans hängt, so suchen sie dieselbe mit der Hand zu erfassen. In demselben Augenblicke wird aber das Seil angezogen und der Vogel schnellst in die Höhe. Die meisten verfehlen so ihr Ziel; ja manchen widerfährt es sogar, daß ihre nicht geschulten Thiere, die noch dazu durch das Rufen der Zuschauer verwirrt werden, im entscheidenden Augenblicke einen Satz machen und die unglücklichen Reiter abwerfen. Dann erschallt natürlich verdoppeltes Halloh und Gelächter der Menge. So dauert das Spiel fort, bis endlich einer die Gans erwischt hat und den Siegespreis im Triumphe davonträgt.

Eine andere Sitte, die uns in den Städten begegnet, ist die *Volks-tombola*. Dieses Spiel findet auf einem öffentlichen Platze statt und eine eigene Commission besorgt den Verkauf der Karten und die Bestimmung der Gewinste. Wird die Tombola (was in der Regel geschieht) zu einem wohlthätigen Zwecke gegeben, so wird natürlich nur ein Theil der Einnahme für die Treffer, die immer Geldsummen bilden, verwendet.

Die Italiener sind überhaupt große Freunde des Spieles. Der Fremde merkt es in der Stadt schon im Kaffeehause an dem beständigen Klappern der *Domino*steine. Auf öffentlichen Spaziergängen sieht er häufig Leute nebeneinandersitzen, die sich anscheinend mit der größten Leidenschaftlichkeit und unter heftigen Gesticulationen kurze Worte zurufen. Sie streiten aber keineswegs, sondern vergnügen sich nur an dem *Moraspiele*. Es ist dies eines der ältesten Spiele, die es gibt; wird es doch schon auf altägyptischen Denkmälern dargestellt. Wie sehr auch das sogenannte „kleine Lotto“ im Süden betrieben wird, kann man in Triest jeden Tag beobachten. Mitten unter den alten Weibern, die hier, wie im Norden, die Kernschar der spielenden Bevölkerung darstellen, stehen elegant gekleidete Herren bei den Lotto-Collecturen. Welch bedeutende Summen dem Lotto zugewendet werden, beweisen die Berichte der Lottobehörden unserer Länder.

Die Bewohner der kleinen Küstenorte beschäftigen sich vorzugsweise mit Wein-, Olivenbau und Fischfang. Von den Fischerbarken, die man in Triest sieht, gehört allerdings der größte Theil nicht den Istrianern, sondern den Chioggioten, also Venetianern, die unsere Küsten befahren. Dagegen sind die eigentlichen Istrianer-Fischer in all den kleinen Städtchen an der Küste zu finden. Dort schlendern sie mit ihren kuttentartigen Röcken und den rothen Thurnmützen auf den Köpfen umher, ihre Pfeisichen schmauchend und über die bösen Zeiten schmäland. Sie sind die fast untrüglichen Wetterpropheten. Der Himmel ist das Buch, das für sie offen aufgeschlagen liegt, das Wasser ihr eigentliches Element. Bei starkem Wellengang arbeiten sie sich noch mit gereiften Segeln durch, bei günstigem Winde aber fahren sie mit den raschesten Schnellseglern um die Wette. Sie haben keinen Compass,

sie sehen auf die Sterne oben und auf das Land vor ihnen. Kommt ein Sturm, so eilen sie der nächsten Bucht zu. Mannigfach sind die Producte des Fischfangs, ebenso auch die Arten, die Bewohner des Meeres ihrem feuchten Elemente zu entlocken. Am häufigsten geschieht es durch Netze:

Fischerbarken gleiten
Durch die Nacht einher,
Ihre Feuer leuchten
Übers dunkle Meer.

Scharenweise schwimmen
Aus der Tiefe Schoß'
Groß' und kleine Fische
Auf das Feuer los.

Fischlein sieht die Leuchte,
Traut dem falschen Schein,
Glaubt dem eiteln Glanz,
Flieht ins Netz hinein.

(Pittrov.)

Sowie im Norden die Häringe im Frühjahr in großen Massen erscheinen, zeigen sich hier ihre südlichen Vettern, die Sardellen. Ihnen folgen die Makrelen. Stoßen die beiden Scharen aufeinander, dann gibt es heftigen Streit; denn auch im Thierreich ist der ewige Friede eine Fabel und Krieg die beständige Lösung. Das Plätschern des Wassers, das Aufschwellen einzelner Fische lockt das gierige Geschlecht der M ö w e n herbei; es



Ischitschin.

verräth aber auch die Kämpfenden dem Fischer, der die ganze Masse mit seinem Netze einfängt.

Die Sardellen werden eingefalzen und so in den Handel gebracht.

Nach den Makrelen kommen die Palamiden und die Thunfische. Die letzteren besuchen fast Jahr für Jahr die gleichen Buchten. Dort sind große Netze angebracht, welche die betreffenden Strecken ganz umspannen und nur kleine Einfallsthore offen

lassen. Eigene Wächter auf Gerüsten signalisieren das Eindringen der Thunfische in die Netze. Dann werden die Öffnungen geschlossen. Im Frühling ist auch die beste Zeit für den Fang der Spinnenkrebse. Man benützt hiebei krallenartige Vorrichtungen an langen Stangen, mit denen man an jenen Stellen, wo sich die Thiere aufhalten, hinabfährt und

die Krebse heraufholt. Die ganze Manipulation geht so schnell vor sich, daß man in einer Stunde ein kleines Boot voll haben kann. Die Hummer werden zu jeder Zeit gefangen, und zwar zumeist in Netzen. Die Zeit für die Austern reicht vom Herbst bis April, nämlich durch alle Monate, die ein R haben. Leider haben wir an unseren Küsten keine größeren Austernbänke.

Die Versendung der Fische findet vorzugsweise von den Enden der Bahn, von Triest, Pola und Rovigno aus statt.

Von der slavischen Bevölkerung des Binnenlandes, die sich größtentheils mit den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft beschäftigt, gilt in großen und ganzen das, was wir bei Krain bemerkt haben. Eine eigenthümliche Stellung nehmen die Tschitschen ein. Viele halten sie wegen ihrer körperlichen Beschaffenheit, wegen ihres feurigen Temperamentes, wegen des eigenthümlichen Idioms, das sie früher sprachen, für romanischen Ursprungs. Gegenwärtig bedienen sich fast alle des Slavischen, und zwar die westlichen eines slovenischen, die östlichen eines croatischen Dialectes. In Triest sind die Tschitschen als Verkäufer von Holzkohlen bekannte Straßenfiguren.

Ein anderes eigenthümliches Völkchen sind die Montenegriner in Peroi, nahe bei Dignano, die 1657 hieher versetzt wurden und sich noch in unseren Tagen zur Zeit der letzten Cholera durch Nachschübe aus der Cernagora verstärkten. Der Pope von Peroi ist zugleich Seelsorger und Vorstand der etwa 300 Köpfe zählenden Gemeinde. Er wacht streng über die Aufrechterhaltung der alten Satzungen. Hier sind daher viele sonst verschwundene Gebräuche geblieben. Namentlich trägt der Umstand viel hiezu bei, daß die Peroiten fast nur Heiraten unter sich eingehen. Die Ceremonien, die bei der Brautwerbung und am Hochzeitstage vorkommen, sind außerordentlich mannigfaltig und interessant; sie erinnern in manchem an die Gebräuche, die wir früher bei den Krainer-Slaven erwähnt haben.

Ansicht von Zara.





Das Königreich Dalmatien.

I. Von Pola nach Spalato.

(Die quarnerischen Inseln. — Lussin piccolo. — Selve. — Premuda. — Historische Bemerkungen. — Zara und Umgebung.)

Wandrer wollt Ihr Wunder schauen,
Kommt und reichet mir die Hand;
Führ' Euch nach dem altersgrauen,
Nach dem „halbvergeß'nen“ Land!

Dalmatien ist das Land der Gegensätze. Hart neben den herrlichsten Gefilden, die mit allen Reizen der südlichen Natur ausgestattet sind, treffen wir die ödesten und verlassensten Wüsten. Leider gibt es der letzteren mehr, als der ersteren. Wäre nicht die blaue Wasserflut mit ihrem unverwüßlichen Zauber, so böte ein großer Theil der Küste und der Inseln einen traurigen Anblick.

Der deutsche Reisende Noë hat eine treffende Bemerkung gemacht, die für einen großen Theil unseres Gebietes Geltung hat. „Man stelle sich, sagt er, die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Gestein grenzt, mit Wasser angefüllt vor, die hohen Kalkgebirge ragen noch über seinen Spiegel hinaus, die niederen sind von ihm begraben, die mittleren schauen mit schmalen Rücken nothdürftig darüber hinweg — das ist Dalmatien; über solche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff.“

Raum haben wir die Südspitze Istriens hinter uns, so zeigt sich schon die hohe Kuppe des D'Issero auf Lussin und kündigt die Nähe der quarnerischen Inseln an. Die größte in diesem wenig fruchtbaren Archipel ist Veglia (428 □Kilometer) mit ca. 18.000 Einwohnern, ihr folgt das langgestreckte Cherso mit 417 □Kilometern und 8000 Einwohnern und als die kleinste, aber relativ bevölkerteste Insel Lussin mit 72 □Kilometern und über 9000 Einwohnern. In die entlegensten Zeiten versetzt die Sage die Bestiedlung der beiden ersteren Inseln zurück. Als die ruchlose Medea auf der Flucht mit Jason ihren eigenen Bruder Absyrtus ermordete, um die Verfolger aufzuhalten, errichteten die Kolchier dem unglücklichen Fürsten ein Grabmal auf D'Issero. Sie selbst siedelten sich dann dort an und nannten die ganze Inselgruppe dem Prinzen zu Ehren die absyrtischen Inseln. Sicher ist, daß D'Issero zur Zeit der Römer eine nicht unwichtige Zwischenstation zwischen Aquileja und Salona war. Als der Ort später durch wiederholte Plünderungen, namentlich im 15. und 16. Jahrhunderte durch die Züge der Uskoken, in Verfall gerieth, schwang sich Cherso an seine Stelle.

Lussin war bis zum Jahre 1384 ganz unbewohnt. Erst im genannten Jahre erhoben sich einzelne Strohhütten, die armen Hirten als Obdach dienten, an der Stelle der heutigen Hauptorte Lussin piccolo und Lussin grande. Bis zum Jahre 1480 bildeten die beiden Dörfer noch eine Gemeinde. Erst damals trennten sie sich. Schon unter den Venetianern waren die Lussiner als tüchtige Seefahrer bekannt, aber erst in unserem Jahrhunderte ist Lussin zur wahren Blüte gekommen. Merkwürdigerweise hat dabei Lussin piccolo seiner früher größeren Nachbarin (Lussin grande) den Rang abgelaufen. Den ersten Anstoß zum gegenwärtigen Wohlstand der Stadt gab ein Arzt Bernardo Capponi, der 1794 den *cancello dei poveri*, eine Art Seeverversicherungsgesellschaft, und die *Camera di sicurtà* begründete. Durch die Belebung des Associationsgeistes in der Bevölkerung suchte der patriotische Arzt das zu erreichen, was für die schwachen Kräfte der Einzelnen nicht ausführbar war. Allerdings giengen die Schöpfungen Capponis unter den Stürmen der nächsten kriegerischen Epoche für den Augenblick unter, aber der ihnen zugrunde liegende Gedanke brach sich wieder Bahn und entfaltete sich endlich in unseren Tagen zur schönsten Blüte. Gegenwärtig verfügt die *amica società assicuratrice*, die 1812 mit einem Capital von nur 189.525 Gulden gegründet wurde, über 5,000.000 Gulden und die Handelsflotte der Stadt zählt gegen 100 Fahrzeuge mit ca. 50.000 Tonnen Gehalt. Die Bevölkerung von Lussin piccolo, die im Jahre 1759 aus 1875 größtentheils armen Fischern bestand, hat jetzt an 6000 Köpfe erreicht und zählt unter diesen viele Rheder und Schiffscapitäne.

Rhederei und Küstenhandel sind überhaupt die zwei vorzüglichsten Erwerbszweige der Lussiner. Der steinige Boden gewährt wenig, das Meer, das

auf allen Seiten tief in die Insel eindringt, lockt in die Ferne. Noch am Anfange unseres Jahrhunderts beschränkten sich die Fahrten der Lussinier auf das mittelländische Meer, jetzt segeln ihre Schiffe nicht nur nach dem „mar nero“, dem schwarzen Meere, nach England und Norwegen, sondern auch bis nach Nordamerika und Ostasien.

Die Stadt Lussin piccolo hat sich im Halbkreise einer ziemlich breiten Bucht entwickelt und gewährt im ganzen einen wenig poetischen, aber freundlichen und sauberen Anblick. Zahlreiche Gebäude in und außer der Stadt gehören Capitänen. Die Geschichte dieser Häuser und ihrer Bewohner ist häufig die gleiche. Hat der Lussinier soviel Geld erworben, daß er ein kleines Fahrzeug kaufen und ein Häuschen bauen kann, so heiratet er meist. Die Frau wirthschaftet daheim, während der Mann oft den größten Theil des Jahres in der Ferne umhersegelt. Gelingen seine Speculationen, so wird das kleine Fahrzeug mit einem größeren vertauscht, oder das Capital in mehreren Schiffen angelegt. Zugleich wird auch das Haus mit manchem kostbaren und seltenen Geräth aus fremden Landen geschmückt. Wachsen Kinder heran, so bleiben sie häufig, selbst wenn sie sich selber verheiratet haben, im elterlichen Hause und bilden so eine Familienvereinigung, wie wir sie bei den Südslaven öfters finden.

Zur weiteren Fahrt nach dem Süden besteigen wir den Dampfer der Kümanerlinie, der allwöchentlich Freitag abends vor Lussin piccolo eintrifft. Ein Boot bringt uns an Bord des geräumigen Fahrzeuges. Vom Verdecke herab werfen wir noch einen Blick auf die halbkreisförmige Lichterreihe des Hafensstädtchens. Bald setzt sich die Maschine in Bewegung. Allmählich verschwinden die Lichter Lussin's und der Dampfer steuert nach Süden zu. In kurzer Zeit haben wir die dalmatinischen Gewässer erreicht und fahren in den Canal ein, der zur Linken von der Insel Selve, zur Rechten von Premuda gebildet wird. Bald umfängt uns ein wahres Gewirr von Inseln und Klippen — die *Seogli di Zara*.

Der Mond ist mittlerweile aufgegangen und beleuchtet mit seinem fahlen Lichte die Landschaft. Es ist ein eigenthümlich großartiges und dabei fast geisterhaftes Bild. — Über uns der sternbedeckte Himmel — unter uns das stutende Meer, aus dem sich im Kielwasser des Schiffes ein breiter Silberstreifen heraushebt. — Und neben und vor uns tauchen die kahlen Felsen der kleinen Inseln auf, noch nackter und unheimlicher in der Beleuchtung des Mondes als beim hellen Lichte des Tages. Wie Grabhügel ragen die niedrigen, langgestreckten Rücken über die Flut empor. — Und sind es nicht in gewisser Beziehung Grabhügel? Was waren manche von den Inseln, was war Dalmatien einst, und was ist es jetzt? Hat nicht der Boden durch das sinnlose Gebaren der Menschen unsäglich gelitten, und ist nicht ein großer Theil der Geschichte des Landes nur ein Bericht ewiger Kämpfe, beständigen Blutvergießens?

Fast wehmüthig gestimmt begeben wir uns hinab in die Cabine. Es schläft sich gut, eingelullt von dem leisen Geräusch der Fluten; nur das taktmäßige Zittern, das die Maschine verursacht, stört den Neuling anfangs etwas. Beim Erwachen sehen wir Zara vor unseren Augen. Der Dampfer liegt gerade gegenüber dem einen Eingangsthore der sogenannten „porta marina.“

Schon dieses Thor zeigt das hohe Alter der Stadt, denn seine Innenseite trägt eine römische Inschrift. In der That war Zadera schon in den letzten Zeiten der Republik eine nicht unbedeutende Stadt, die Schiffe der Zadrenser kämpften in dem Kriege zwischen Cäsar und Pompejus wacker auf der Seite des ersteren und trugen auch ihren Theil zum Siege bei. Aus der römischen Zeit sind auch die ersten Befestigungswerke. Noch heutzutage finden sich Reste eines befestigten Lagers außerhalb der Stadt. Die nächste Epoche in der Geschichte Zaras könnte man die municipale nennen, jene, in welcher die Stadt sich selbst regierte und, so gut es gieng, ihrer Nachbarn und des aufstrebenden Venedigs sich erwehrt. Aus dieser Zeit haben wir die noch vorhandene Stadtmauer und den fünfstantigen Thurm beim ehemaligen Hauptthore Zaras, den „buovo d'Antona.“ Dann kam die Stadt unter die Herrschaft der Venetianer. Kein Ort Dalmatiens hat sich so oft gegen die aufgedrungene Fremdherrschaft empört, wie Zara. Aber solange der Marcuslöwe Kraft besaß, hielten seine Krallen die einmal erfaßte Beute mit eiserner Gewalt fest. Vergebens waren alle Aufstandsversuche der Bevölkerung, sie führten höchstens zu einem kürzeren oder längeren Freiheitstraume, der schließlich immer mit dem Erwachen in den Armen des venetianischen Löwen endete. Aus dieser am längsten dauernden Periode, sie umfaßt über 700 Jahre, stammt natürlich auch der Kern der heutigen Befestigungswerke. Die Venetianer waren es auch, die aus militärischen Rücksichten die Vorstädte, von denen die Stadt früher umgeben war, zerstörten und diese selbst aus einer Halbinsel in eine Insel verwandelten. Noch heutzutage sieht man an dem Festlandsthore, das gegenwärtig durch eine steinerne Brücke mit der terra ferma verbunden ist, die Lücken in der Mauer, welche zur Aufnahme der Rollen der Zugbrücke dienten. Die jüngste Epoche in der Geschichte der Stadt ist die österreichische, in militärischer Hinsicht durch Anlegung eines Vorwerkes und Abänderungen an den alten Befestigungen gekennzeichnet.

Betreten wir nun das Innere der Stadt. Die Gasse, die von der porta marina hineinführt, ist trotz ihres Namens „calle larga“ (breite Gasse) ziemlich eng und eng sind so ziemlich alle Wege in Zara. Wir fahnden zuerst nach den wichtigeren Gebäuden, zunächst nach den in der Regel hervorragenden Denkmälern mittelalterlicher Baukunst, den Kirchen. Zara, das 11.861 Einwohner*) zählt, hatte einst 30 Gotteshäuser. Von

*) Die ungemein ausgedehnte Gemeinde von Zara, welche außer der Stadt noch 21 Orte umfaßt, hat 24.536 Einwohner.

diesen sind jetzt 7 dem katholischen und 1 dem griechischen Ritus geöffnet, die übrigen wurden entweder zerstört oder umgebaut und zu anderen Zwecken verwendet. So dient die älteste Kirche der Stadt, die von ihrem Begründer, dem h. Donatus, Bischof von Zara, am Anfange des 9. Jahrhunderts auf den Trümmern eines römischen Tempels erbaut worden sein soll, jetzt der ökonomischen Gesellschaft als Weinkeller. Noch blicken die schönen Säulen und die zierlichen korinthischen Capitale durch das zwischen ihnen befestigte Holzgebälk und Bretterwerk der profanen Umbauten durch. Die Kirche war eine große Rotunde im byzantinischen Stile mit drei Apsiden (Halbkreisnischen) und einer Kuppel, die aber längst eingestürzt und durch ein gewöhnliches Dach ersetzt ist. Von Kennern wird sie der von Karl dem Großen gebauten Marienkirche in Aachen und der Vitalekirche in Ravenna an die Seite gestellt, wenn auch ihr Baumaterial sich nicht mit dem der beiden andern vergleichen läßt. Neben der Donatikirche ist der Dom. Er macht von außen keinen besonders gefälligen Eindruck. Angeblich gründeten ihn die Venetianer, als sie beim 4. Kreuzzuge die vorzugsweise französischen Pilger zur Eroberung Zaras verwendeten, um den Papst wegen der Abweichung von dem eigentlichen Ziele der Kreuzfahrt und wegen der bei der Einnahme der Stadt begangenen Grausamkeiten zu veröhnen. Eingeweiht wurde die Kirche jedoch sicher erst 1285. Im Innern enthält sie einen interessanten Altar im Chorflügel, vortreffliche Schnitzarbeiten in den Chorstühlen und einen vielverehrten Reliquienschatz. Noch berühmter in dieser Beziehung ist aber eine andere Kirche, die des h. Simeon, Collegiat- und Pfarrkirche. Auf dem Hauptaltare ruht der Leib des Heiligen in einem Sarge aus vergoldetem Silber. Der Metallwert allein beträgt gegen 45.000 fl. Der kostbare Sarkophag wird von 4 großen Engeln getragen. Ursprünglich sollen auch diese aus Silber gewesen sein, die Venetianer schmolzen aber, wie erzählt wird, einst in der Zeit der Noth die silbernen Engel ein, und setzten bronzene an ihre Stelle, die aus türkischen Kanonen gegossen wurden.

Noch eine andere und nicht uninteressante Begebenheit erzählt man von dem Reliquienschreine. Die Königin Johanna von Neapel hatte einst, als sie Zara passierte, die Geistlichkeit gebeten, ihr etwas von der wunderthätigen Reliquie mitzutheilen. Allein die Priester wollten sich unter keiner Bedingung darauf einlassen. Johanna aber, eine listige Frau, ersuchte, man möge ihr wenigstens den Schrein öffnen und sie die Reliquien des Heiligen küssen lassen. Dies geschah und während die Königin sich über die Hände des Heiligen neigte und es den Anschein hatte, als ob sie mit ihren Lippen in inbrünstigem Gebete und in lange anhaltendem Küssen darauf verweilte, nahm sie diese Gelegenheit wahr und löste dem Körper — ob mit der Zunge oder mit der Hand, wird nicht erzählt — einen Finger ab und steckte ihn ein. Die Entwendung wurde nicht sogleich entdeckt. Als aber Johanna, ihres Raubes froh, sich einschiffte und auf

dem hohen Meere war, erhob sich ein solcher Sturm, daß sie nach vielen ausgestandenen Gefahren mit Mühe wieder in den Hafen zurückgelangte. Sie sah in dem Sturme ein Zeichen des Zornes des Heiligen, gab reu-müthig den Finger, geschmückt mit ihren eigenen Brillanten und Goldringen, in den Schrein zurück und fuhr dann mit günstigem Winde weiter. Es ist dies eine Erzählung, die, so sonderbar sie auf den ersten Blick klingen mag, denjenigen, welcher die Geschichte des geistigen Lebens im Mittelalter genauer kennt, nicht befremdet — ein charakteristisches Beispiel der eigenthümlichen Denk- und Handlungsweise jener Zeit, der auffallenden Mischung religiöser Überschwenglichkeit und raffinierter weltlicher List.

Von den weltlichen Denkmälern Zaras reichen außer dem schon erwähnten Eingangsthore noch 2 Säulen in die römische Zeit zurück. Die größere befindet sich auf der Piazza delle erbe; sie ist jetzt an allen Ecken ziemlich abgerundet, ausgebrochen und abgewaschen. Man sagt, daß sie ursprünglich einem Tempel der Livia Augusta angehört habe. Die Venetianer benützten sie als Träger ihres Markuslöwen und brachten an der einen Seite unten einen eisernen Träger an, um an Festtagen eine Fahne hineinzustecken, auf der anderen eine dicke Kette mit Halsseisen zur öffentlichen Schaustellung der Verbrecher. Nicht sehr weit davon haben wir einen kleineren Platz, auf dem die Stadtbibliothek („biblioteca Paravia“ genannt) mit 20.000 Bänden untergebracht ist; früher diente das Gebäude als öffentlicher Gerichtssaal (Loggia) und wurde kurz vor dem Ende der venetianischen Herrschaft restauriert. Ihr gegenüber befindet sich die Hauptwache.

Verlassen wir die schmalen Gassen und gehen wir zum Meere. Am Tage ist es an der Riva oft unseidlich heiß, aber am Abend füllt sich das Gestade mit Spaziergängern. Seit mehreren Jahren besitzt Zara zwei „marine.“ Die erstere befindet sich vor der porta marina, wo die Ploidschiffe und zahlreiche in- und ausländische Segelbarken einlaufen. Sie bietet die Aussicht auf die jenseitigen Gärten und Landhäuser des Festlandes. Die zweite liegt gegen die Westküste und die Insel Uljan zu und wurde erst vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Reise des Kaisers von der Commune hergestellt. In wenigen Wochen entstand dort, wo früher wenig einladende, alte Gebäude und Stücke der Ringmauer gewesen waren, die zu Ehren des Kaisers benannte „Riva Francesco-Giuseppina.“

Ein anderer vielbesuchter Spaziergang ist der öffentliche Garten auf der ehemaligen Bastei. Gleich von der porta marina führt eine Stiege zur Plattform hinauf. Die Aussicht, welche man von hier, insbesondere aber von dem in der Nähe des Statthaltereigebäudes befindlichen künstlichen Hügel genießt, ist eine wundervolle. Auf der Meeresseite zieht sich der Küste parallel die langgestreckte Insel Uljan mit dem Castell S. Michele hin. Nach der Landseite zu liegt das ganze Gebiet bis zur steilen Mauer

des Belebit vor unseren Augen. Wie eine breite Wand zieht das Grenzgebirge des croatischen Pitorales und Dalmatiens hin, mit nur wenigen nicht sehr vorspringenden Zinnen längs seiner Kante mit reicher Gliederung in den unteren Theilen. Aber alles scheint auf der dalmatinischen Seite fahl und todt.

Kein Dorf, kein Baum, keine Thurmspitze, kein Gebäude oder Buschwerk irgendwelcher Art winkt uns entgegen. Erst auf dem jenseitigen Abhang des Belebit in Croatien begegnen uns Wälder und Weiden. Nichtsdestoweniger gewährt der Gebirgszug, wenn wir ihn bei Sonnenuntergang betrachten, einen wundervollen Anblick. Der rosenrothe Schimmer der Abendsonne glüht auf allen Gipfeln und umgibt sie mit einem unbeschreiblichen, aber entzückenden Zauber. Es leuchtet, wie wenn das ganze Land mit purpur- und carmoisinrothem Sammt umgeben wäre. Das Gewirre der niederen Gipfel am Fuße und am Abhange der Mauer glüht fast und man glaubt die leuchtenden Wellen eines Meeres in wilder Brandung an jener Mauer hinaufschlagen zu sehen.

Schade, daß der an und für sich so schöne Spaziergang arg vernachlässigt ist. Nur die Partien auf dem früher erwähnten Hügel in der Nähe des Statthaltereigebäudes werden etwas besser gehalten. Dort sind Beete mit oft seltenen Pflanzen; dazwischen stehen weiße Götterbilder und hie und da erinnert — unter Gitter verwahrt — ein römischer Fries, ein Säulenknäuf, ein altersgrauer Marmor an die Zeiten des römischen Jadera.

Die ersten Anlagen auf der Bastei rühren von General Welden her, der, wie es scheint, ein großer Blumen- und Gartenfreund war; denn auch in Graz danken ihm die herrlichen Anlagen auf dem Schloßberge ihre Entstehung.

Schon von dem Hügel aus haben wir ein freundliches Dörfchen in der Nähe der Stadt bemerken können. Schreiten wir auf dasselbe zu. Wir passieren das Festlandsthor, ein Werk Sammichelis, und betreten einen Weg, der sich hart am Rande des Gestades neben wüsten Feldern und Gebüsch hinzieht. Das Dorf, das zur Erinnerung an die flüchtigen Albanesen, die hier einst vor der türkischen Bedrückung Schutz fanden, „Albanesi“ heißt, macht einen freundlicheren Eindruck, als die morlakischen Orte weiter drinnen im Lande. Die Häuser, die wenigstens im Vergleich zu jenen netter aussehen, stehen längs einer Gasse oft ganz ansehnlich entfernt voneinander, durch Weichsel- und Feigenbäume, durch Kohl- und Weingärten, ja sogar durch Weidegründe getrennt. An manchen Stellen erheben sich auch Ohaine mitten in der Ansiedlung hinter wohlgepflegten Becken. Die Bewohner liefern Früchte und Gemüse in die Stadt. Nicht weit von Albanesi treffen wir ein Naturschauspiel, wie wir es außer dem Karstgebiete wohl selten finden, eine jener Quellen am Meere, in denen das lange neidisch verborgene Nass des Höhlenkalkes endlich in mächtigen

Mengen ans Tageslicht tritt. Wir sind beim sogenannten Kaiserbrunnen. Hier entspringt ein starker Schwall Wassers kaum eine Klafter weit vom Meeresstrande, und wäre nicht ringsum eine schützende Mauer gezogen, so würde die Salzflut hineinschlagen und den edlen Born verderben. Das Mauerwerk, welches die Quelle umgibt, reicht theilweise bis in die Römerzeit zurück.

Sonst ist die Umgegend Zaras im allgemeinen wenig einladend.

Die Fahrt gegen Süden nach Spalato wird, obwohl der kürzere Weg der Landweg wäre, doch am schnellsten und besten zur See gemacht. Ich kenne keine angenehmere Art zu reisen, als auf einem größeren Dampfer, wie sie z. B. der Lloyd theilweise bei den Dalmatinerfahrten verwendet. Man sitzt behaglich auf einem Sessel an einer freieren Stelle des Verdecks oder promeniert auf dem ziemlich breiten Raum auf und ab. Gegen die Sonne schützt das ausgespannte Segeltuch. Die Hitze macht sich überhaupt nicht übermäßig fühlbar, da fast beständig ein sanfter Luftzug weht. Die Langweile, die auf offenem Meere manchmal ein schlimmer Gast der Schiffe sein soll, kann sich hier keinen Augenblick einstellen. Wäre selbst die Reisegesellschaft weniger angenehm, als sie es bei meinen Fahrten war, so würde sie schon der Umstand, daß wir nie das Land außer Sicht bekommen, ausschließen. Die zahlreichen Klippen und Inseln, die letzteren oft mit Kirchen und Klöstern, ab und zu mit kleinen Weisern, Olivengärten und anderen Anpflanzungen besetzt, reizen die Aufmerksamkeit stets aufs neue. Dazu das herrliche Meer in seinem wechselnden Farbenspiel und das Leben in und über der Flut. Bald springen lustige Delphine über den Wasserspiegel empor, bald streichen die Mäwen im raschen Fluge vorüber, nach Beute spähend! Diese schönen Vögel haben einen außerordentlich scharfen Geruchssinn. Als ich vor Jahren von Zara nach Spalato fuhr, warf ein Mitreisender einmal, als keine Möwe in der Nähe zu sehen war, einige Brotstücke ins Wasser. Kaum eine halbe Minute verging, da schossen fast im gleichen Augenblicke drei Vögel, ihren klagenden Ruf ausstößend, herab. Mit bewundernswerther Sicherheit, mit wahrer Grazie fischten sie im Fluge jeden Bissen auf. Dann flogen sie wieder eine Weile dem Schiffe nach. Mitunter senkten sie sich in das Wasser hinab, wie um auszuruhen, und ließen sich von den Wellen treiben. Wie weiße Pünktchen erschienen sie in der Ferne auf der leise schaukelnden grünen Wasserfläche. Dann verließen sie das nasse Element und stiegen aufs neue hoch in die Lüfte.

Noch standen wir mehrere Passagiere in anregendem Gespräche über die Eigenthümlichkeiten dieser Thiere, da kam ein Diener mit der Meldung: „E pronto Signori.“ (Es ist gedeckt meine Herren). Auch diese Botschaft klang nicht unangenehm. Die würzige Meerluft weckt den Appetit. Wir thaten dem trefflichen Essen, das die Küche des Lloyd bietet, alle Ehre an. Dann stiegen wir wieder hinauf, um unsere Beobachtungen fortzusetzen.

Ein Blick auf das Wasser zeigte, was schon in der Kajüte das heftigere Schwanken des Schiffes hatte vermuthen lassen — wir befanden uns mehr im offenen Meere. Die nordwestliche Inselreihe Dalmatiens lag hinter uns. Das Schiff, das Sebenico nicht anlief, fuhr nun durch eine halbe Stunde im freien Wasser. Erst als wir die Punta Planca hinter uns hatten, bei der die Küste fast im rechten Winkel von Süden nach Osten umbiegt, kamen wir zu den ersten Inseln der zweiten großen Reihe.



Spalato.

Sie umfaßt die schönsten, fruchtbarsten und bevölkertsten Inseln des Landes: Brazza, Lefina, Curzola, Pissa u. s. w.

Zwischen den beiden genannten Inselreihen, sie gleichsam scheidend, tritt eine massige Halbinsel weit ins Meer hinaus. Ihre äußerste Spitze bezeichnet die bereits genannte Punta Planca, das Diomedescap der Alten. — Es war dies von jeher eine bei den Schiffern berückichtigte Stelle, sowohl der hier wechselnden Winde, als auch der Meeresströmungen wegen. Allerdings sah sie, als wir auf unserem schönen Fahrzeuge in nicht zu weiter Entfernung vorbeifuhren, recht unschuldig aus. Ein flaches und niedriges Felsenriff, das wie ein steinernes Brett vom Lande auslief, und

darauf ein freundliches Kirchlein. Die Entstehung dieses Gotteshauses bringt die Tradition mit einer wunderbaren Rettung aus Sturmesnoth in Verbindung. Ein Seefahrer sei einst bei schwerem Wellengang unverfehrt über die gefährliche Stelle hinweggetragen worden. Zum Danke dafür habe er dem Schutzpatron des nahen Traù, dem h. Johannes Ursini, das Kirchlein errichtet, und den Malvasierwein, mit welchem sein Schiff befrachtet war, beim Baue als Mörtel verwendet.

Bald fahren wir in den Canal von Zirona, von den beiden der Küste gegenüberliegenden Inseln so genannt, ein. Nach kurzer Frist hält das Schiff in einer schönen Bucht zwischen dem Festlande und der Insel Bua, deren Contouren lebhaft an ein verzüngtes Neu-Guinea erinnern. An der schmalsten Stelle der Bucht liegt Traù. Es ist ein freundliches Städtchen mit vielen alterthümlichen Thürmen, dem wir noch später einen Besuch abstatten werden. Jetzt können wir uns nur von ferne an seiner pittoresken Lage erfreuen.

So nahe tritt hier die Insel Bua der Stadt, daß eine Drehbrücke die beiden verbindet. Leider ist die Öffnung zu schmal, um unser Schiff durchzulassen, und so fahren wir, nachdem die Besucher Traùs auf einer Barke das Schiff verlassen haben, in weitem Bogen um die Insel herum — nach Spalato.

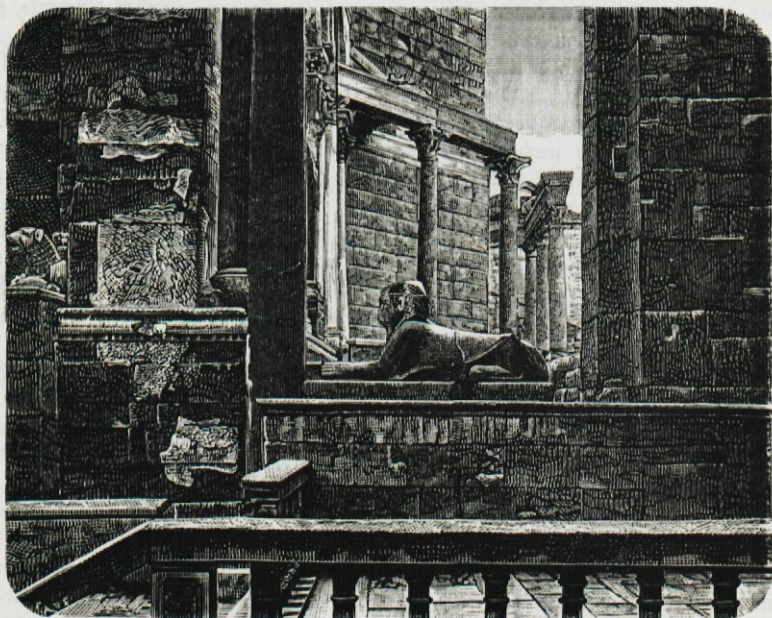
2. Spalato und seine nächste Umgebung.

(Geschichte Spalatos. — Die heutige Stadt. — Der Palast Diocletians. — Umgebung von Spalato. — Monte Mariano. — Clissa.)

Wir sind bei der wichtigsten Stadt Dalmatiens. Zara ist die Hauptstadt, der Mittelpunkt aller Behörden; aber Spalato ist freundlicher, commercieller und interessanter. Es ist auch die erleuchtete Stadt Dalmatiens, denn sie ist bis nun die einzige, welche sich einer Gasbeleuchtung erfreut.

Schon vom Meere aus macht Spalato einen von den übrigen Städten etwas abweichenden Eindruck. Wenn die römischen Bauüberreste sich bei anderen Orten nur nach genauen Nachforschungen an einzelnen Stellen wahrnehmen lassen und oft ganz erstickt sind unter dem Wust der Denkmäler späterer Zeiten, so weist uns Spalato in der Hälfte seiner Seefront das Mauerwerk des alten Diocletians-Palastes auf, an das sich die heutigen, oft ärmlichen Häuser anschmiegen, wie in einem mittelalterlichen Dorfe die Hütten der Grundholden an den Burgfelsen des Ritters. Merkwürdig sind die Schicksale dieses Kaiserpalastes. Er ward erbaut in einer Blütezeit Dalmatiens, als das Land eine Reihe schöner Städte zählte, in der Nähe

der größten einer, *Salona*, von einem mächtigen Kaiser. *Diocletian*, der Wiederhersteller des Reiches, der gefürchtete Christenverfolger, zog sich, des Purpurs müde, hieher zurück, um seine letzten Jahre in der Heimat zu verleben. Der Palast, den der Kaiser schuf, war ein Wohnplatz, eines Weltbeherrschers würdig, und mit fürstlichem Luxus ausgestattet — eine kleine Stadt für sich, mit zahlreichen Gebäuden, mit Plätzen und Tempeln. — Dann kamen die letzten trüben Zeiten des Römerreiches, die Einfälle barbarischer Stämme. *Salona* wurde mehrmals hart mitgenommen, zuletzt



Sphinx im Palaste des *Diocletian*.

640 von den Avari gänzlich dem Erdboden gleichgemacht. Auch der ehemalige Palast des Kaisers war den Plünderungen nicht entgangen, doch hatten die starken Mauern der zerstörenden Wuth mehr Widerstand geleistet. So beschloßen die Flüchtlinge, ihr altes Heim aufzugeben und sich im Kaiserpalaste anzusiedeln. Sie richteten sich ein, so gut es eben gieng. In die breiten Räume der Säle bauten sie ihre Häuschen hinein, rissen da eine Wand nieder und bauten dort mit den herumliegenden Steinen eine neue auf. Die alten Gänge wurden Gassen, das offene Peristylum Hauptplatz, der Tempel Kirche. Die Umfassungsmauer wurde Stadtmauer und oben

mit Thürmen und anderem Schanzwerk versehen. So wuchs die Stadt zunächst in den Palast hinein und bald darüber hinaus, denn die Lage war eine außerordentlich günstige. Spalatum, so hieß die Stadt noch in Erinnerung an den Palast des Kaisers (S(acrum) palatium), nahm lebhaften Antheil am Handelsverkehre wie an den politischen Schicksalen des Landes. Hier ward in der Peterskirche vor der Stadt Zvonimir, König von Dalmatien und Croaticn, im Jahre 1076 gekrönt; hier zog Koloman 1105 ein und bestätigte die von den früheren Königen der Kirche Spalato gewährten Einkünfte; von hier aus schiffte sich König Andreas II. von Ungarn 1217 mit 10.000 Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande ein; hieher flüchtete sich Bela IV. bei seinem Rückzuge vor den Mongolen, um dann, wenn die Sage Recht hat, nach dem Eilande „Kraljevac“ überzusetzen; hier endlich erschien 1357 König Ludwig der Große unter dem Jubel der Bürger, welche die Gelegenheit benützten, das venetianische Joch abzuschütteln. Die Spalatiner blieben auch dem Schwiegersohne und Nachfolger Ludwigs, Sigismund, treu, erklärten sich für ihn gegen Ladislaus von Neapel und nahmen ihn nach der unglücklichen Türken Schlacht von Nikopolis freundlich auf. Leider war Sigismund nicht stark genug, um Spalato dauernd zu schützen. So mußte sich die Stadt neuerdings an Venedig ergeben.

Wir sehen, der Gang der Geschichte der Diocletiansstadt ist so ziemlich derselbe, wie der der meisten anderen dalmatinischen Orte: zuerst Anlehnung an die Beherrscher des benachbarten Festlandes, die croatischen, dann die ungarischen Könige, aus Furcht vor Venedig, schließlich aber doch Heimfall an die seebeherrschende Lagunenstadt.

Spalato, das sich im Laufe der Zeit immer mehr erweiterte, wuchs endlich über die Mauern des diocletianischen Palastes hinaus, und so wurden zur Zeit des candischen Krieges (1645—69) von den Venetianern um die ganze damalige Stadt, von welcher der Raum innerhalb des Palastes ungefähr die Hälfte ausmachte, Festungsmauern nach den Regeln der Befestigungskunst jener Zeit errichtet. Noch heutzutage sind sie theilweise mit ihren Thürmen erhalten. Aber seitdem hat sich die Stadt wieder erweitert und es entstanden außer dem unmauerten Theile Vorstädte (borghi). Mit diesen zählt die Stadt gegenwärtig über 14.500 Einwohner.

Den interessantesten Theil der Stadt macht aber noch immer der Raum innerhalb des alten Diocletians-Palastes aus. Er hat die Gestalt eines Rechteckes von ca. 190 Meter Länge und 160 Meter Breite und liegt mit seiner Schmalseite gegen das Meer zu. Die „Porta marina“ oder „Porta argentea,“ durch die wir in die Stadt eintreten, ist nicht das Hauptthor des alten Palastes; dasselbe lag vielmehr auf der entgegengesetzten Seite gegen die Stadt Salona zu. Wir sind also im rückwärtigen Theile des Palastes, und zwar zunächst in dem jetzt stark verbauten, einst mit Säulen verzierten Atrium, dessen beide Seiten durch Corridore

flankiert waren. Einige Schritte weiter und wir haben das Vestibulum vor uns. Diesen mit feinem Marmor ausgelegten Raum mußte der Besucher durchschreiten, wenn er sich von den äußeren Gebäuden zu den kaiserlichen Gemächern verfügen wollte. Dann gelangte er zum Peristylum. Von den offenen Plätzen des alten Palastraumes ist dieser am meisten in seiner ursprünglichen Form erhalten; denn die christliche Gemeinde benützte ihn



Taufkapelle (battistero) beim Dome in Spalato.

von Anfang an als Domplatz und hielt ihn deshalb von Gebäuden frei. Der Platz selbst ist mit Quadern gepflastert, wie ein Saal, und macht auch den Eindruck eines solchen. Rechts führen Stufen, denen eine ziemlich wohlerhaltene Sphinx zur Seite liegt, zum Thore des einstigen Tempels des Jupiter. Der eigenthümliche Reiz, den dieser Tempel auf jeden Beschauer ausübt, liegt nicht nur in seiner guten Erhaltung, sondern auch in der

malerischen Vereinigung von christlichen und heidnisch-römischen Elementen. Der gegenwärtige Dom des h. Doimo bildet ein Achteck von den gefälligsten Formen, in welchem der ganze Kern bis zu den obersten Gewölben und der Bedachung noch heutzutage so dasteht, wie er vor mehr als 1500 Jahren erbaut wurde. Ringsherum läuft auswärts eine Reihe von korinthischen Säulen, die ungefähr bis zur halben Höhe des Tempels reichte und oben mit schönen Statuen geziert war. Gegenwärtig sind diese Statuen leider überall verschwunden, das obere Säulengebälke meist heruntergeworfen, viele Säulen zerstört. Es ist der Theil, der, wie auch erklärlich, als der äußerste, exponierteste am meisten gelitten hat. Das Innere des Tempels besteht aus zwei übereinandergesetzten Stockwerken und einer Kuppel. Den unteren Theil umgeben 8 korinthische Säulen, welche ein Gesimse tragen, das einem zweiten Kranze ähnlicher, aber kleinerer Säulen als Basis dient. Dieser zweite Säulenkranz trägt oben das Gesimse, auf dem die Kuppel aufsteht. Hinter den Knäufen der oberen Säulenreihe laufen an der inneren Wand Hautreliefs herum, die Jagdscenen aus den Göttermithen darstellen. Verwundert mögen die alten Götter herabsehen auf den christlichen Cult und auf die christlichen Weibgegenstände im unteren Raume.

Ganz überraschend und mannigfaltig sind überhaupt die Vermischungen des Neuen und Alten. So ist z. B. die Orgel mitten zwischen die Capitäle der korinthischen Säulen hineingezwängt, die Nischen und Wölbungen sind in christliche Kapellen verwandelt worden. Die Fenster haben natürlich sämmtlich christlichen Ursprung, denn der heidnische Tempel empfing sein Dämmerlicht durch die Thüröffnung.

Verlassen wir den Dom, so sehen wir uns gerade gegenüber ein kurzes, enges Gäßchen. Es führt zu einem anderen römischen Denkmale, der gegenwärtigen Taufkapelle (battistero). Was das ziemlich kleine Gebäude einst vorstellte, darüber war lange unter den Gelehrten heftiger Streit. Die einen hielten es für einen Asculaptempel, die anderen für das Mausoleum Diocletians. Jetzt scheint der Streit wohl zugunsten der letzteren Meinung entschieden zu sein. Vor dem Eingangsthore stehen zwei Sarkophage. Der größere zeigt in einer Reihe von Reliefs die Meleagerjagd, welche Anspielungen auf die Schicksale des Kaisers leicht gestattete.

Auf dem Domplatze besteigen wir noch den großen Thurm, der, wie in der Regel in den südlichen Ländern, nicht in Verbindung mit der Kirche steht. Sein Material bilden theilweise altrömische Steine von Salona. Man steigt zuerst auf Stiegen, im oberen Theile auf fast gefährlichen Leitern hinauf. Für die Mühe des Erklimmens lohnt aber die Aussicht reichlich. Namentlich für die Orientierung im alten Diocletians-Stadttheile ist der Besuch des Thurmes unerlässlich. Da sieht man noch deutlich das ganze Viereck mit seinen Hauptthoren, der porta argentea im Süden, der einst prachtvollen porta aurea im Norden, und der porta aenea und ferrea

im Osten und Westen. Von unserem Standpunkte aus erkennen wir auch einige der alten — theils römischen, theils venetianischen Thürme — endlich die ganze Stadt mit ihrer nächsten Umgebung.

Wie sieht diese letztere aus? Auch hierin hat Spalato einen großen Vorzug vor der nördlicheren Landeshauptstadt. Die Umgegend Zaras ist ziemlich dürrig, die unserer Stadt voll landschaftlicher Reize. Ein kleiner halbstündiger Spaziergang auf den im Westen der Stadt gelegenen 182 M. hohen M. Mariano gibt uns hiefür den augenfälligsten Beweis. Wir stehen auf einem grauen verwitterten Kalkfelsen; aber rings um uns pulsiert frisches Leben. Blau und grün sind die Farber, die in den vollsten Tönen an uns schlagen. Blau ist das weite Meer im Süden, aus dem Solta, Brazza und zwischen beiden noch ein Streifen von Lesina herausragen. Blau ist der Golf im Norden, die schöne Meeresbucht von Salona, die schon mehrmals als künstiger Kriegshafen genannt worden ist. Und grün ist das ganze Gestade vom Fuße des M. Mariano an im großen Bogen hinüber bis nach Traù. Erst hinter der fruchtbaren Küstenebene steigen wieder, wie ein Wahrzeichen des inneren Dalmatiens, die kahlen Wände des Karstplateaus empor, der Biranj, Kozjak, S. Zura und der höchste unter allen im Südosten, der langgestreckte Mossor, dessen Gipfel 1337 Meter erreicht. Fast unheimlich sieht der nackte, narbenreiche Berg aus, in dessen Innerem der Volksglaube reiche Goldschätze vermuthet. Dort, wo die Ausläufer des Mossor und des S. Zura zusammenstoßen, ist eine Einsenkung; der natürliche Verbindungsweg zwischen Spalato und dem Innern des Landes, wie von der Natur geschaffen zum friedlichen Verkehr und zum kriegerischen Einfall. Aber neben das Thor hat die Natur auch den Wachposten für die bedrohte Stelle hingesezt. Aus der Thalsenke erhebt sich, wie ein alter Zahn, der in den Kimmladen des Gebirges stecken geblieben, ein isolierter schmaler Gipfel.

Schon in der Römerzeit führte hier vorbei die Straße von Salona nach dem Innern, die *via Gabiniana*, und der Hügel in der Passsenke trug ein römisches Castell. Auch die moderne österreichische Straße läuft denselben Weg, und den Hügel krönt gleichfalls ein Fort, Clissa genannt. Heutzutage hat diese Befestigung, namentlich seit der Erwerbung des Nachbarlandes, wenig militärischen Wert, aber in den vergangenen Jahrhunderten war sie ein wichtiger Posten und viel Blut floß in dem Kampfe um den steilen Burgfelsen. Als die Avaren ihre Angriffe auf Salona richten wollten, mußten sie zuerst Clissa erobern; sie nahmen es, wie die Sage erzählt, durch List, indem sie sich als Römer verkleideten. Abwechselnd regierten in Clissa Castellane der dalmatinisch-croatischen, dann der ungarischen Könige, für eine kurze Zeit 1390—1400 sogar des bosnischen Königs Tvrtko, dann wieder der Ungarn, dann der Türken, welchen die Venetianer die Feste zwar bald entrißen, um sie aber in kurzem aufs

neue zu verlieren. Erst nach dem candschen Frieden 1669 kam Clissa auf die Dauer unter die Herrschaft Venedigs.

Blicken wir von den kahlen Felsstämmen des Karstes wieder hinab in die freundliche Ebene zu unseren Füßen. Zunächst hinter der Stadt bemerken wir das Kloster delle Paludi, weiter hinaus auf einer scharf ins Meer vorspringenden Landzunge das Dörfchen Branjica, auch Kleinvenedig genannt, und das liebliche Salona. Vom Umbug der Bucht an reihen sich wie Glieder einer Kette, das fortlaufende Grün anmuthig unterbrechend, Dorf an Dorf bis nach Traù. So schön ist die Landschaft, daß wir es nicht bei der bloßen Betrachtung von der Ferne aus bewenden lassen wollen. Wir mieten einen Wagen und fahren am nächsten Morgen der vielgepriesenen Riva dei Castelli zu.

3. Wanderung an der Küste und im Innern.

(Salona. — Clissa. — Sinj. — Die 7 Castelle. — Traù. — Monte S. Elia — Dornis. — Knin. — Über das Karstplateau Kistanje. — S. Arcangelo. — Bijovac. — Kerfasälle. — Scardona. — Sebenico.)

Auf der Straße geht es schon lebhaft zu. Ganze Scharen von beladenen Pferden, begleitet von reitenden Männern und Weibern, ziehen an uns vorüber. Der Verkehr mit dem Innern und der angrenzenden Herzegowina geschieht fast ausschließlich auf Pferden und Mauleseln. Ein Theil der Thiere trägt Heu und Stroh, andere Bretter, Wachs, Wolle, Fichtentheer (catrame) u. dgl. Die Trachten der Begleiter sind verschieden nach den Gegenden, von denen sie kommen. Die der meisten — namentlich der Weiber — sehen malerisch aus.

Nach kurzer Zeit erblicken wir uns zur Rechten in der freundlichen Ebene einen römischen Aquäduct. Jetzt sieht er allerdings etwas anders aus, als auf der Abbildung. Doch ist es nicht uninteressant, ihn in seiner früheren Gestalt zu betrachten. So hatten die Unbilden der Zeit die alten Bögen des Aquäducts zugerichtet, der das Wasser von den Quellen des Zadero nach dem Palaste des Kaisers führte. Vieles war ganz zerstört, aber die Haupttheile der Mauer waren so fest, daß ihnen 1500 Jahre nicht viel anhaben konnten. Als man vor einiger Zeit in Spalato daran gieng, die Stadt auf ähnlichem Wege, wie es einst der römische Kaiser gethan hatte, mit Wasser zu versorgen, nahm man auch die alten Bögen wieder auf und restaurierte sie.

Bei Salona biegt eine Straße rechts ab; sie führt an dem früher erwähnten Cliffa vorbei nach dem Innern. In einigen Stunden läßt sich Sinj erreichen, ein Ort, der wegen eines wunderthätigen Madonnenbildes von Wallfahrern stark besucht wird. Auch ein fröhliches Fest bringt alljährlich einmal viel Volk in dem alten Städtchen zusammen — eine Art Ritterspiel (Giostra), das zur Erinnerung an die einstige Errettung des Ortes aus Türkengefahr am Geburtstage des Kaisers (18. August) aufgeführt wird.

Das heutige Salona macht weder einen moralischen, noch einen italienischen Eindruck; es hat fast das Aussehen eines deutschen Städtchens



Ruine der römischen Wasserleitung bei Salona (früherer Zustand).

am Fuße der Alpen, in welchem Fremdlinge von Weit und Breit zur Sommerfrische zusammenkommen. Eine kleine Strecke außerhalb des Ortes beginnen die ausgegrabenen Reste des römischen Salona. Verhältnismäßig wenig liegt von der einst so großen Stadt zutage. Vieles mag beim Baue Spalatos verschleppt oder von den Bewohnern der Umgegend zum Kalkbrennen verwendet worden sein, manches noch im Schoße der Erde ruhen. — Doch fehlt es auch so nicht an interessanten Funden. Wir verfolgen die Reste der alten Stadtmauer, das Amphitheater, das Bad, die Sarkophage u. dgl. Der schönste der Sarkophage befindet sich im Museum

von Spalato, das überhaupt den größten Theil der wertvolleren Objecte aufnimmt.

Doch kehren wir von den fast traurig stimmenden Überresten einer längst verschwundenen Zeit wieder zurück in die lachende Gegenwart, in die blühende Natur!

Wir fahren in der fruchtbarsten Landschaft, zwischen Mandel- und Maulbeer- und Olivenbäumen, zwischen Granatbüschen und Weingärten — im „Paradiese Dalmatiens.“ Ab und zu biegt ein Weg von der Straße zur Linken ab — er führt zu Häuserreihen, deren Weiß das Grün der Gebüsch durchschimmert. Die Weiler sind die 7 Castelle, von welchen auch der herrliche Golf seinen Namen erhalten hat, Sućurac, Castel Abbadessa, C. Cambio, C. Vitturi, C. nuovo und vecchio, C. Stafileo. Sie wurden einst von den Venetianern zur Sicherung der Gegend gebaut.

Die Straße ist weniger belebt von Salona an; nur ab und zu begegnet uns ein einsamer Reiter oder ein Weib, den unvermeidlichen Spinrocken in der Hand. Vor dem Thore Traus machen wir Halt und verabschieden den Kosselenker; hinein ins Städtchen ist wohl noch kein Fuhrwerk gedrungen.

Noch enger als in Spalato oder Zara ziehen hier die Gassen und so kreuz und quer, daß der Reisende sich in den ersten Stunden kaum in dem Gewirre zurechtfinden kann. Auch übergroße Keilichkeit zeichnet die schmalen Pfade nicht aus, aber trotzdem ist die Stadt ein wahres Schatzkästlein für den Maler und Archäologen.

Interessant ist vor allem der Domplatz. Die Kathedrale, wohl die schönste in ganz Dalmatien, wurde im Jahre 1240 von dem einheimischen Baumeister Radovan aufgeführt. In einer Seitenkapelle ruht der Leichnam des Schutzpatrons der Stadt, des Johannes Ursini, der im Jahre 1064 zum Bischof von Trau gewählt wurde und eine wichtige Rolle in der einheimischen Geschichte spielte. Dem Dome und seinem Glockenthurme gegenüber liegt die Loggia; sie ist die interessanteste im ganzen Lande. Noch ist der Richtertisch mit den Bänken und hinter denselben das Wappen der venetianischen Republik deutlich erkennbar, noch die ganze Halle, der nur die Bedachung fehlt, ziemlich wohl erhalten. So lebhaft versetzt uns der Anblick in die vergangenen Zeiten zurück, daß wir fast erwarten, die venetianischen Beamten in ihrer kleidsamen Tracht, die Häscher mit den Gefangenen und hinter ihnen das lärmende Volk daherkommen zu sehen. Aber still und öde bleibt es auf dem Platze, nur ein paar Jungen umstehen den seltenen Fremden und betteln um eine Gabe.

Zwei Castelle sind noch unmittelbar an den Enden der Stadt, das größere ist das sogenannte Castello Camerlenghi.

Der schönste Aussichtspunkt in der Nähe Traus ist der Monte S. Elia. Eine bequeme Straße führt in vielen Windungen hinauf. Von dem

Gipfel aus sieht man nicht nur die Stadt mit der vorliegenden Insel Bua, sondern weit ins Meer hinaus bis Lissa. Einheimische erzählten mir, sie hätten von dort, mit Fernrohren bewaffnet, der bekannten Seeschlacht von 1866 zugehört. Auch den Sieg unserer Flotte hätten sie aus der Richtung der weichen Schiffe entnehmen können.

Nun gilt es aber einen kühnen Entschluss zu fassen — und von dem schönen Küstenfaume weg uns hineinzuwagen in das Innere des Landes.

Wir kehren auf der Straße zurück, die wir schon gestern gewandelt, bis Castel vecchio. Eine Kaiserbüste bei einem Brunnen erinnert



Ausgrabungen von Salona.

dort wieder an den Besuch, den unser Monarch vor 5 Jahren seinen treuen Dalmatinern machte. Von Castel vecchio geht eine schmale Straße links hinauf zur fast $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Bahnstation gleichen Namens.

Noch sind wir im blühenden Gartenlande und auch die ersten Strecken der Bahnfahrt bieten herrliche Ausblicke auf die Küste und die Meeresbucht, die hier fast einem Gebirgssee gleicht. Dann aber biegt die Bahnlinie um, wir fahren in das Innere des Plateaus hinein. — Hier und da noch Gebüsch, manchmal etwas angebauter Boden, größtenteils aber Karstheide.

Erst vor Dernis wird die Landschaft wieder freundlicher. Hier verlassen wir die Bahn und rollen in einem bequemen Wagen unserer nächsten Ziele, der alten Bergfesten Knin zu.

Die Landschaft von Dernis bis Knin ist im allgemeinen fruchtbar und hat fast das Aussehen einer Mulde in unseren Alpengegenden. Der Boden des Thales schimmert weit und breit grün, mit schönen Wiesen und langgestreckten Fluren, für das Innere Dalmatiens eine wahre Seltenheit. Auch die Bäume sind nicht so sparsam gesät, wie gewöhnlich, hie und da liegen Häuser an der Straße oder schauen zwischen den Bäumen und Feldern heraus. Schon im Dunkeln fahren wir über die Kerka-Brücke in das Städtchen ein.

Die Lage Knins ist eine günstige. Die Citadelle erhebt sich auf dem obersten Gipfel eines Felsberges, der bedeutend größer ist als jener bei Clissa. Andere Festungswerke, theilweise von den Türken, Venetianern und Österreichern herrührend, ziehen weiter herab. Den ganzen Festungsberg und das Städtchen zu seinen Füßen umgibt zunächst eine etwas versumpfte Ebene, welche die hier seeartig erweiterte Kerka durchfließt. In der Ferne erblicken wir einen kleinen Wasserfall desselben Flusses bei Topolje in der Nähe der Straße, die nach Sinj führt.

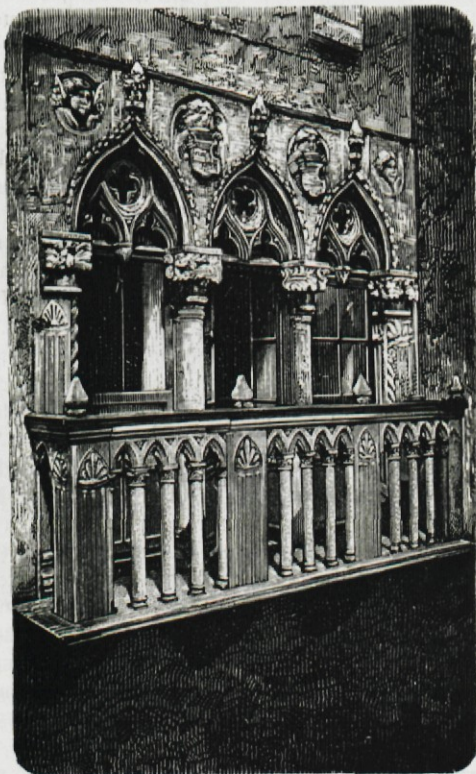
Dieses ganze Gebiet umschließt ein Amphitheater gewaltiger Bergmassen, gegen Nordwest die Ausläufer des uns schon bekannten Belebit, gegen Nordosten und Osten die Anfänge der dinarischen Alpen, unter ihnen am höchsten vorragend der M. Dinara selbst (1810 Meter), gegen Südosten ein dem Dinara paralleler und von ihm nur durch das oberste Cetinathal getrennter Gebirgsrücken, dessen nächster bedeutender Gipfel der Kozial (1214 Meter) ist, weiter im Süden westlich die isolierte Promina (1154 Meter). Auch nach Südwesten hin, wo die Kerka abfließt, ist die Gegend nicht ganz offen. Der Fluss bricht sich hier in einem zum Theile ziemlich engen Thale durch die Felsmassen Bahn.

Wie das Gebiet von Knin den Vereinigungspunkt zweier der wichtigsten Gebirge Dalmatiens, des Belebit und der dinarischen Alpen, bildet, so haben wir auch in der Nähe das Quellgebiet dreier der größten Flüsse des Landes: der Zermanja, Kerka und Cetina.

Das ein oro- und hydrographisch so günstig ausgestatteter Punkt, in dem sich von allen Seiten Straßen und Saumpfade vereinigen, auch in strategischer Beziehung von Wichtigkeit sein muß, liegt auf der Hand. Und in der That war es auch immer ein Haupteckstein Dalmatiens gegen Bosnien, und wiederum, wenn er in der Hand der östlichen Landesfeinde war, ein Schlüssel und Thor, durch welches die Wege zum Küstenlande geöffnet wurden. Das ganze 17. Jahrhundert stritten Türken und Venetianer mit wechselndem Erfolge um die Feste Knin, bis der Friede von Karlowitz den 1688 durch Cornaro wiedergewonnenen Ort, Benedig dauernd sicherte.

Beim Herabsteigen vom Burgberge begegnen uns kleine Karawanen, die zum Wochenmarkte nach Knin ziehen. In solchen Fällen herrscht dort schon am frühen Morgen bei den Wirten rege Thätigkeit. Hammel werden herbeigeführt und für den Bedarf der Gäste hergerichtet. Die Methode der Zubereitung ist folgende: Die Thiere werden auf einmal ganz gebraten. Man steckt ihnen einen langen, zugespitzten, hölzernen Spieß von rückwärts durch den Leib, so daß er bei der Mundöffnung heraus-schaut, füllt den geöffneten Bauch mit Salz und einigen Kräutern aus, verstopft dann die Öffnung mit den vorher abgeschnittenen Beinen des Thieres und dreht das ganze über dem Feuer herum, bis es gar wird.

Bevor die Hammel aber ihrem Schicksale, von den hungrigen Gästen verspeist zu werden, erliegen, steigen wir auf der bequemen Straße, die von Knin nach Zara führt, über die Thalniederung hinauf. So lange der Weg in sanften Windungen emporgeht, begleiten uns Maisfelder und Weingärten. Oben aber ist Karst und den ganzen weiteren Weg bis Kistanje sehen wir nur öde Steinwüsten, höchstens ab und zu einige Äcker und kleine dürftige Baumreihen. Die ganze Gegend erschien mir, als ich sie an einem warmen Julitage durchschritt, wie ausgestorben. Stundenweit sah ich fast keine Spur menschlicher Ansiedlung. Als ich endlich einige Häuser an der Straße erblickte, gieng ich auf eines zu, um eine Erfrischung einzunehmen und etwas auszuruhen. Die ganze morlakische Familie befand sich vor dem keineswegs einladenden Bau im Schatten einer Eiche. Ein Greis, wohl der Großvater, saß neben einem kräftigen Manne auf der steinernen



Balcon des Palais Janfogna in Traù.

Hausbank, die Mutter mit einem Säugling auf dem Boden. Bei ihr stand die mit Stroh gefüllte Wiege des kleinsten Kindes, die mit dem unteren Theile eines Sarges große Ähnlichkeit hatte. Daneben balgten sich einige andere Kinder auf einem ausgebreiteten Tuche herum. Ein älterer Knabe rieb Kaffeebohnen und sah jeden Augenblick sehnsüchtig in der Schale nach, ob die unbequeme Arbeit nicht bald zu Ende gehe. Alle Familienglieder waren, soweit sie überhaupt bekleidet waren, im Nationalcostüm. — Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Nationalcostüm in Dalmatien nicht so wie in den meisten Alpenländern nur ab und zu und von einem Theile der Bevölkerung getragen wird, sondern allgemeine und gewöhnliche Volkstracht ist. Ich sah selbst auf den Feldern Mädchen, mit ihrem Schmuck behangen, so wie sie auf den Bildern dargestellt sind, nur etwas weniger reinlich. Auch bei dieser Morlakenfamilie hatten die Kinder und das Weib eine Reihe von Schmuckmünzen auf der Brust; die ersteren trugen, ebenso wie die Männer, über ihrem grauweißen Kittel um die Mitte einen Gürtel. Das Oberkleid war bei den Männern eine rothe, ärmellose, blau ausgenähte Jacke, bei dem Weibe ein blauer, gleichfalls ärmelloser Rock von der Art, wie die Diacone ihn in der Kirche tragen — die Dalmatica. Alle hatten, mit Ausnahme der Frau, rothe Mützen auf. Als ich meine kleine Zecher bezahlte, warf ich einen Blick in das Innere der Hütte.

So schnell ich meinen Kopf hineingesteckt hatte, so schnell zog ich ihn wieder zurück, denn in dem qualmenden Hüttenraume waren außer dem Herde wenig Geräthe und diese armselig und schmutzig. —

Ungefähr in der Hälfte des Weges nach Kistanje sind einige römische Bögen, über deren Bedeutung viel gestritten worden ist. Sie dienen dem Wanderer als Wahrzeichen für den ersten Kerkafall. Einige hundert Schritte seitwärts fällt eine kahle Steinwand fast senkrecht zu dem tief eingeschnittenen Flußbette ab. Vergebens versuchte ich hinunterzuklettern, ich gab bald das etwas gefährliche Wagnis auf. Aber auch vom Plateau aus war der Anblick ein überraschender. Der Fluß, der sich von Knin weg in südwestlicher Richtung zwischen Kalkmassen Bahn gebrochen hat, bildet an dieser Stelle zuerst einen See und schießt dann durch ein Dickicht von Laubholz in 6 Armen über eine Höhe von 7—10 Meter herab. Unten erweitert er sich zum zweitenmale secartig und fließt hierauf in starken Windungen zwischen steilen Felswänden weiter. Beim See liegt eine kleine Wiese, mit Pappeln bepflanzt. Das Grün des Grases und der Bäume, sowie die Färbung des schäumenden Wassers bilden einen wohlthunenden Contrast zu den kahlen Felswänden ringsum.

Am nächsten Tage wollte ich meine Wanderung direct an der Kerka fortsetzen. Von Kistanje führt ein Reitweg zu dem eine kleine Stunde entfernten griechischen Kloster S. Arcangelo. Es liegt ganz malerisch,

aber von aller Welt verlassen, tief drunten in der Kerka Schlucht. Die Luft ist dort noch sieberhafter, als in Knin.

Der Archimandrit des Klosters, ein würdig aussehender Mann, empfing mich in der freundlichsten Weise, zeigte mir die Kirche, in der sich noch Spuren der Verwüstungen der Türken finden, konnte aber meinen Wunsch, auf der Kerka hinab zu dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Wasserfalle Koski Slap geführt zu werden, nicht erfüllen, da das einzige Boot des Klosters vergeben war. So überließ er mir einen der Klosterknechte, der mich auf dem kürzesten Landwege zum Koski Slap bringen sollte. Wir stiegen zuerst die hier bewaldete Schlucht empor und marschierten dann über das Karstplateau. Mein Führer, ein echter Sohn der Gegend, schritt



Castell Samrlenghi bei Traù.

so rasch aus, daß ich nur mit Mühe folgen konnte. Und was war das für ein Gehen! Die ganze Ebene schien wie bestreut mit kleinen Steinen, über die der Einheimische mit den aus ungegerbten Ochsenhäuten verfertigten Spanken wohl leicht hinwegschreiten konnte, nicht so aber der Städter mit seiner unpraktischen Fußbekleidung. Eine wahre Erlösung war es für mich, als wir endlich auf den gebahnten Weg trafen, der uns in kurzer Zeit zur Kerka führte.

Der zweite, oder wenn wir den von Topolje als ersten rechnen, dritte Wasserfall dieses Flusses hat im großen und ganzen denselben Charakter, wie der bei den römischen Bögen und auch dieselbe Höhe. Nur tritt hier ein neues Element hinzu, das ihn noch malerischer macht — einige Mühlen und eine Brücke oberhalb des Falles.

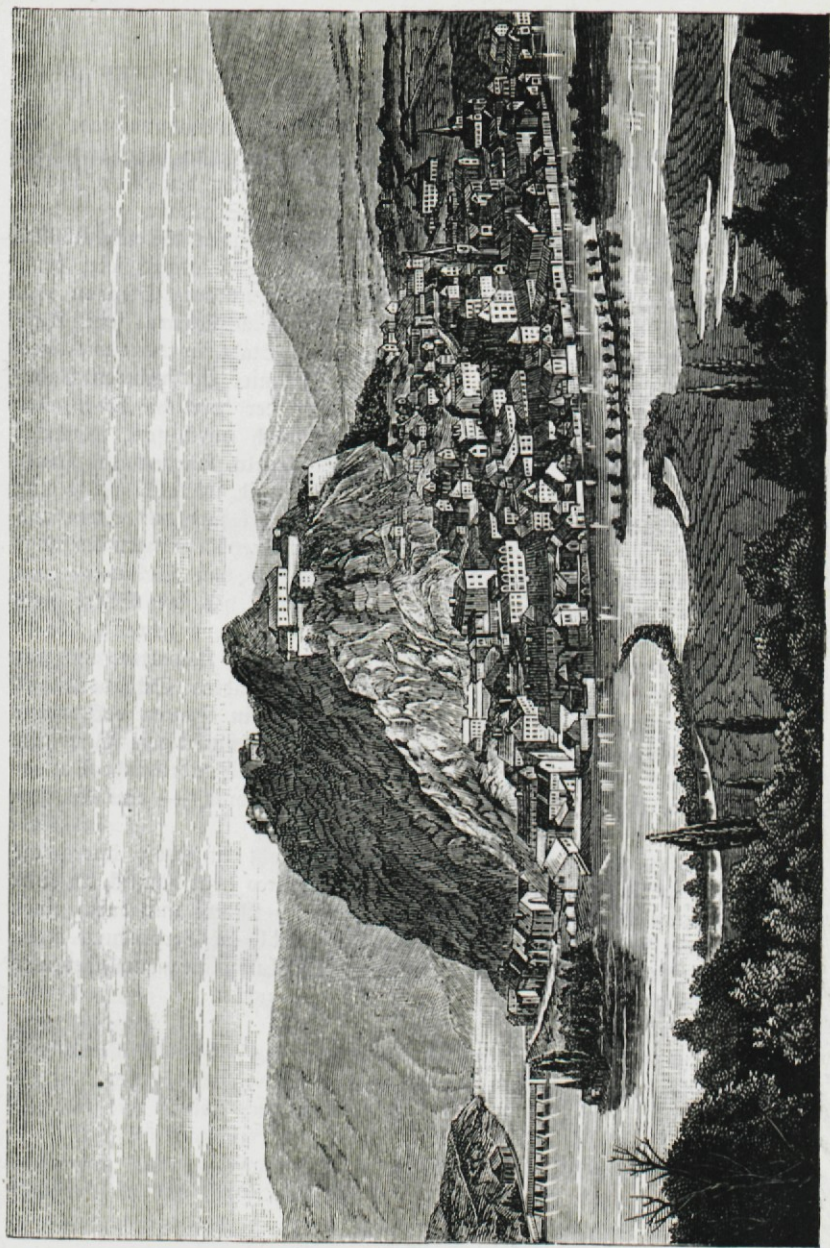
Von Roški Slap führte mich eine Barke in $\frac{3}{4}$ Stunden zu dem Minoritenkloster Bisovac. Es liegt auf einer Insel mitten in der secartig erweiterten Kerka. Wenige Klöster mögen sich in einer lieblicheren und abgesehenederen Lage befinden. Ein Hauch wahren Gottesfriedens ruht über der ganzen Gegend. In früheren Jahrhunderten gieng es hier allerdings öfters unruhiger zu, als noch die Mönche in dem unter türkischer Hoheit stehenden Grenzgebiete eine lebhaft Propaganda zugunsten der christlichen Venetianer unterhielten. Heutzutage leben sie friedlich und ruhig, eifrig bemüht, die Pflichten der Gastfreundschaft jedem Vorüberziehenden gegenüber zu erfüllen.

Ziemlich spät fuhr ich am nächsten Tage auf einem Klosterboote die fast beständig secartige Kerka hinab. In einer Stunde war der letzte Fall des Flusses erreicht. Er befindet sich an jener Stelle, wo ein Nebenfluss, die Citola, in ihn einmündet, und übertrifft alle früheren an Großartigkeit und Schönheit. Über drei Terrassen, in zwei großen und vielen kleinen Absätzen, stürzt sich die Wassermasse auf eine Strecke von mehreren hundert Schritten an 60 Meter tief hinab. Das ganze Bild hat ein durchaus eigenartiges Gepräge. Der Gegensatz zwischen der öden Beschaffenheit der Landschaft im allgemeinen und der üppigen Vegetation, die sich im nächsten Bereiche des Falles zwischen den einzelnen Armen und Wasseradern und auf der tiefer liegenden Insel vorfindet, die eigenthümliche Staffage, welche die zahlreichen Mühlen und Walken, als Zeugen menschlicher Thätigkeit, inmitten des gewaltigen Wirkens der Naturkräfte darbieten, und endlich die Wirkung des Lichtes in dem aufsteigenden Wasserdunste und das betäubende Tosen des Flusses, — das alles vereinigt sich zu einem unbeschreibbar mächtigen Eindrücke.

Befände sich der Wasserfall nur nicht in dem entlegenen „halbvergeffenen Lande,“ wie viele Besucher und Bewunderer würde er an sich locken!

Ein ziemlich gebahuter Weg führt uns vom Falle, hart am Nordufer des Flusses, in einer Stunde nach Scardona. Von einer Strömung ist schon von Bisovac an wenig zu merken; hier haben wir sogar oft eine Bewegung des Wassers in entgegengesetzter Richtung, denn zur Zeit der Flut reicht das Meerwasser bis zum Falle hin.

Scardona war zur Zeit des Plinius der Haupthandelsplatz Liburniens; im Mittelalter aber verfiel es und kam bei den wechselnden Schicksalen der Kämpfe bald in die Hände der Venetianer, bald in die der Türken. Noch am Beginne unseres Jahrhunderts, zur Zeit der napoleonischen Kriege im Jahre 1809, erhoben sich die Bürger zugunsten Oesterreichs gegen die Franzosen und sollten dafür durch die Zerstörung ihrer Stadt bestraft werden. Mit Mühe gelang es ihnen, sich durch die Zahlung von 24.000 Ducaten loszukaufen. Gegenwärtig ist Scardona ein kleines Städtchen, eingekleid zwischen 2 Hügeln, in einem etwas versumpften und



daher ungesunden Thalfstreifen. Die Ruinen auf dem westlichen Hügel gehören wohl der venetianischen Periode an.

Von Scardona aus kann man die eigentliche Mündungsstadt der Kerka, Sebenico, auf 2 Wegen erreichen. Entweder man fährt mit dem Dampfboote den Fluss hinab, der noch ein größeres Becken, den Prokljansee, bildet, oder man setzt mit der Fähre auf das Scardona gegenüberliegende Ufer hinüber und wandert auf der Landstraße über die Karstwüste.

Sebenico dürfte eine der jüngsten Städte Dalmatiens sein, denn es erhielt seine städtischen Privilegien erst 1167 vom König Stephan III. von Ungarn. Der zunehmende Verfall Scardonas beförderte sein Aufkommen; es wurde der Erbe der alten liburnischen Stadt für den wichtigen Handelsverkehr mit dem Innern. Wie reich Sebenico in früheren Jahrhunderten gewesen sein muß, beweist am besten der herrliche Dom, der nicht nur durch seine schönen Formen, sondern auch durch sein Material bemerkenswert ist; denn weder Balken noch Ziegeln wurden bei seiner Erbauung verwendet, nur Quadersteine, Marmor und Metalle. Nicht nur die Mauern, sondern auch das Dach und die Kuppel sind von Stein und Marmorplatten. Schon aus dieser Idee, Marmor in einem derartigen Umfange verwenden, ersieht man, daß die alten Architekten von Sebenico ganz originelle Leute gewesen sein müssen. In der That hat die Stadt stets eine verhältnismäßig bedeutende Zahl von Männern hervorgebracht, die in irgendeinem Zweige Verdienstliches geleistet haben. So stammten, um nur die bekanntesten zu nennen, der berühmte Maler Andrea Schiavone aus dieser Stadt, ebenso der erst vor wenigen Jahren in Italien verstorbene tüchtige Philologe Nicolo Tommaseo. Auch die gegenwärtigen Bewohner Sebenicos sind rührige Leute: sie haben, was die erste Handelsstadt Dalmatiens, Spalato, erst jetzt erhält, schon seit einigen Jahren — eine Wasserleitung.

Die über 6800 Einwohner zählende Stadt ist schon öfters als Kriegshafen in Aussicht genommen worden. Sebenico liegt nämlich an einer schönen, breiten Meeresbucht, die mit dem offenen Meere nur durch einen schmalen, vom Fort S. Nicolo beherrschten Canal in Verbindung steht.

In 3 Stunden führt uns die Bahn aus dem Karstplateau um Sebenico wieder in die fruchtbare Landschaft von Spalato zurück.

4. Ragusa und Cattaro.

(Uesina. — Curzola. — Lissa. — Sabbioncello. — Gravosa. — Ragusa und Umgebung. — Macroma. — Ragusa vecchia. — Die Woche. — Castelmurovo. — Cattaro. — Budua.)

Eine Woche ist seit unserer Abfahrt von der Diocletiansstadt verstrichen. Wiederum führt uns der Dampfer der Finnaner Linie nach Süden. An der breiten Riva versammeln sich die Passagiere bei den Booten, denn der große Dampfer liegt stets draussen auf der Rhede. Nicht leicht ließ sich wohl irgendwo eine gemischtere Gesellschaft zusammenfinden, als in den Tagen nach der Occupation Bosniens auf dem Verdeck des „Stambul.“ Beamte, Kaufleute, Arbeiter, Officiere und Soldaten, Montenegrine und endlich — auswandernde Moslims aus Bosnien, Männer, Weiber und Kinder. Namentlich die Beobachtung der letzteren



Bauer und Bäuerin von Dornis-Knin.

konnte den übrigen Mitreisenden viel Interessantes bieten.

In der Nacht schlossen alle die kriegerischen Söhne verschiedener Nationen friedlich auf dem Verdeck beisammen. Nahe dem Bugspriet lagen drei unserer Soldaten, vor denen eben die Moslims die Heimat ihrer Väter verließen, dann Montenegriner, neben ihnen 5—6 Türken, auf der äußer-

sten Flanke Albanesen und Bochesen. Anfangs hatten sie noch in slavischer Sprache miteinander verkehrt, ihre Waffen gezeigt u. dgl., dann lagen sie alle auf den Dielen und träumten.

Als der Dampfer Spalato verließ, war die Stadt schon beleuchtet. Noch eine Stunde lang sah man den durch den Reflex verstärkten Lichtschimmer in der Ferne. Auch der Wellenstreifen hinter dem Dampfer phosphorescierte stark.

Während die Passagiere schliefen, hatte der „Stambul“ sich durch den Canal zwischen Solta und Brazza hindurchgearbeitet und war um das Westende Lesinas herum in die breite Straße zwischen der genannten Insel und Curzola eingefahren. Es läßt sich schwer ein schrofferer Gegensatz denken, als der zwischen Lesina und Curzola. Das erstere, trotz seines Namens (das altslavische Liesna heißt „die Waldige“) bis auf einige Weingärten heutzutage ganz kahl und nackt, wie ein morlakischer Bettler, und Curzola vom Kopf bis zum Fuße in üppiges Grün gekleidet, wie ein wohlhabender Dalmatiner in sein prächtiges Nationalgewand.

Wollten wir von unserem Cours etwas nach Westen abweichen, so kämen wir in wenigen Stunden nach Lissa, jener Insel, deren ältester Name „Issa“ schon unter den Colonien der Hellenen erscheint und die wegen ihrer günstigen Lage immer eine gewisse strategische Wichtigkeit besaß. Eigenthümlicherweise erfreute sich die Insel auch in einer sonst für den größten Theil Europas sehr traurigen Periode, zur Zeit Napoleons I., während der sogenannten „Continental Sperre,“ einer besonderen Blüte. Sie diente nämlich den Engländern als Hauptdepot ihrer Waren im Adriameere. Vergebens suchten die Franzosen dieses Centrum des Schmuggelwesens ihren Feinden zu entreißen, in einer Seeschlacht wurden sie, obwohl numerisch überlegen, am 12. März 1811 von der Flotte Hoste's geschlagen. Noch wichtiger aber für jeden Österreicher ist jene Schlacht, die sich in unseren Tagen, am 20. Juli 1866, in der Nähe der Insel abspielte und in der auch die schwächere Flotte Oesterreichs, befehligt von dem unvergesslichen Wilhelm v. Tegetthoff, einen glänzenden Sieg über die überlegene Streitmacht Italiens errang.

kehren wir jetzt von der befestigten Vorwacht unserer Monarchie zurück in die friedlichen Gewässer zwischen Curzola und Lesina.

Nach und nach verengt sich der Canal und man fährt endlich ganz nahe der Spitze der langgestreckten, größtentheils öden Halbinsel Sabbioncello vorbei. An einem der nördlichsten Punkte schimmert eine hübsch gelegene Kirche mitten zwischen Cypressen durch. Der, wenn auch nicht größte, aber netteste und wohlhabendste Ort der Halbinsel ist Drebič.

Auf Drebič folgt Curzola, das durch den Bau seiner Boote sich weithin einen guten Ruf erworben hat. Die Stadt sieht aus wie ein Stück venetianischer Geschichte in Marmor und Stein.

Hinter Curzola fährt man wieder eine Strecke durch offenes Meer. Bald wird das Auge müde, ewig die endlosen Felsen von Sabbioncello im Osten anzustarren und wendet sich nach Süden gegen das grüne, etwas bewaldete Meleda zu.

Der Dampfer fährt hier so nahe der Küste, daß man oft Glocken läuten, ja Hähne krähen hört. Plötzlich stellt sich ein Matrose, wie Befehle erwartend, zur Flaggenstange des Schiffes. Was soll geschehen? Kein Fahrzeug ist weit und breit in Sicht. Auf einmal biegen wir um eine

Insel, da liegen österreichische Kriegsschiffe. Dreimal senkt sich die Flagge unseres Dampfers als Zeichen des Grußes. Bald sind wir an dem Panzerschiffe „Habsburg,“ den Corvetten „Aurora“ und „Zrinji“ vorbeigefahren.

Um 10 Uhr morgens legen wir in Gravosa, dem Vorhafen Ragusas, an. Ein Schriftsteller bemerkt nicht mit Unrecht, daß Ragusa nicht dort liege, wo es eigentlich liegen sollte, nämlich am wunderbaren Hafen von Gravosa, sondern eine halbe Stunde weiter hinaus an einem südlicheren Arm der Bucht. In der That wurde einmal 1296, als Ragusa vom Feinde hart mitgenommen wurde, beantragt, die Stadt nach Gravosa zu verlegen. Nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme, der des Senators Bucassovich, fiel der Vorschlag.

Der Weg, oder bezeichnender der Baumgang von der Landungsbrücke bis zur Stadt ist einzig in seiner Art in Dalmatien, er gleicht in der That der gefeierten Küste von Sorrent oder der vielgepriesenen Riviera von Genua.



Eine Morlakin aus der Umgebung von Zara.

„Das grüne Meer,“ sagt Noë, „schäumt in die steilen Buchten hinein, an deren Felswänden Agaven, Aloen und Cactusgewächse jeder Art grünen und in deren Spalten keine Jahreszeit die prächtige südliche Vegetation welken läßt.“ Der Weg führt uns aber auch zu einer Stadt von ganz eigenartiger Bedeutung, zur einzigen Dalmatiens, die ihre Unabhängigkeit zu erhalten wußte, bis zum Beginne unseres Jahrhunderts.

Als die Avaren ihre verheerenden Züge über Illyricum ausdehnten, fiel ihnen auch das alte Epidaurus zum Opfer. Flüchtlinge siedelten sich auf einem Felsen ganz nahe der Küste, der ihnen Schutz versprach, an, andere folgten nach und besetzten den von einem Eichenwalde beschatteten Küstenstrich. — Daher der Name, welchen die Stadt noch heutzutage bei den Slaven führt, Dubrovnik. Die ältesten Mauern sollen nach den einen um 690, nach den anderen 870 gebaut worden sein; sie umfaßten nur den heutigen südlichen Stadttheil rechts vom Westeingange. Die gegenwärtige Hauptstraße, der Stradone, war damals noch ein Meerescanal und verschwand später durch Anschwemmungen, als sich die Stadt auf dem

Festlande ausbreitete und erweiterte. Das heutige Mauerwerk kann man bis auf die von den Franzosen und Österreichern hinzugefügten Befestigungen zurückführen auf das Jahr 1667, das verhängnisvolle Jahr jenes großen Erdbebens, das auf diesem von Erderschütterungen überhaupt häufig heimgesuchten Gebiete so furchtbare Verheerungen anrichtete. Damals wurde der kolossale und doch nicht ungefällige Steinkranz geschaffen, in dem das heutige Ragusa steckt, wie „der Ritter in seinem kunstvoll gearbeiteten Panzer.“

Und fürwahr, eines solchen Panzers bedurfte es, um die Unabhängigkeit des kleinen Freistaates in den stürmischen Zeiten aufrechtzuerhalten. Namentlich war es das auf den ausgebreiteten Handel Ragusas eifersüchtige Venedig, von dem beständige Gefahr drohte. Daher stützten sich die klugen Ragusaner immer auf ihre Nachbarn im Hinterlande, zuerst auf die Byzantiner, dann auf die serbischen und ungarischen Könige, nahmen auch an großen Bündnissen gegen Venedig theil, wie 1378 mit den dalmatinischen Städten und Genua. Und als die Venetianer nach den Tagen Ludwigs des Großen wieder in Dalmatien siegreich vordrangen, verbanden sich die Ragusaner ohne Zaudern mit der neuentstehenden Vormacht im Osten — mit den Türken. Es mag für die Gesandten der dalmatinischen Stadt, sowohl für die beständig in Constantinopel residirenden „Ambasciatori,“ wie für die außerordentlichen Legaten, die von Zeit zu Zeit der Pforte das Schutzgeld überbrachten, oft schwer geworden sein, den übermüthigen Venetiern gegenüber die Freiheit ihrer Vaterstadt zu behaupten. Denn die Türken nahmen es mit der Heiligkeit der Gesandten damals nicht besonders genau und Botschafter der Großmächte sogar lernten manchmal die sieben Thürme kennen. Mit welcher Rücksichtslosigkeit mochten da erst die Vertreter des kleinen Ragusa behandelt worden sein! Fürwahr, die Berichte mancher ragusanischen Gesandten melden von einem fortwährenden Martyrium. Und doch hielten die Männer wacker aus und wußten ihre Stadt vor dem Ärgsten zu bewahren. Wie sogar zuletzt trotz aller kleinen Kränkungen die Nachbarschaft der Türken den Ragusanern als das sicherste Bollwerk gegen die Begehrlichkeit der Venetianer galt, beweisen am besten die Vorgänge am Karlowitzer Congresse (1699). Das kleine Ragusa war natürlich beim Friedensschlusse zwischen dem deutschen Kaiser, Polen, Venedig und den Türken nicht vertreten. Als aber der Kammerdiener des englischen Gesandten, ein geborner Ragusaner, erfuhr, daß ein Theil Dalmatiens, darunter auch der an das ragusanische Gebiet angrenzende Landstrich, an Venedig abgetreten werden sollte, erfaßte den wackeren Patrioten tiefer Schmerz über die seinem Vaterlande drohende Gefahr. Kniefällig beschwor er seinen Herrn, doch zu verhüten, daß die Venetianer die Nachbarn Ragusas würden. Und in der That erhielten die Türken zwei schmale Landstreifen zurück, den von Met im Norden und die Sutorna in den Bocche an der Südgrenze des ragusanischen Gebietes. So blieb der Freistaat vor der



Section of Carbonia.

Nachbarschaft Venedigs verschont, ja er überlebte den Fall der Lagunen-
königin sogar noch um einige Jahre, um 1806 allerdings demselben Feinde
— Frankreich — zu erliegen. 1814 kam er mit dem übrigen Dalmatien an
Österreich.

Damals war die Blüte Ragusas, die mit der des gehassten Venedigs
zeitlich so ziemlich gleichen Schritt gehalten hatte, längst vorüber. Schon
1667 hatte das Erdbeben dem Handel der Stadt schweren Schaden zugefügt.
Seitdem verlegten sich die rührigen Ragusaner immer mehr auf den Fracht-
verkehr zur See. Als aber die Franzosen die Stadt besetzt hielten, wurden
300 von den 360 Schiffen der Bewohner allmählich von Russen und
Engländern gelapert oder verfaulten im Hafen. Ein großer Theil der
wohlhabenderen Bewohner kam an den Bettelstab. Erst nach mehreren
Jahrzehnten erholte sich die Stadt etwas von diesem furchtbaren Schlage,
aber ihre alte Bedeutung erlangte sie nie wieder.

In früheren Jahrhunderten war Ragusa reich und zugleich eine
Pflegestätte der Künste und Wissenschaften. Eine ganze Reihe von ragusa-
nischen Gelehrten und Dichtern weist uns das Verzeichnis der berühmten
Männer Dalmatiens auf. Die Mathematiker Marino Ghethaldi und
Giuseppe Boscovic, der Arzt Giorgio Baglivi, die Dichter Gundulić,
Palmotić, Gjorgić (die dalmatinischen Dante, Petrarca und Ariosto, wie
sie ihre enthusiastischen Verehrer nannten) und Giov. Fr. Gondola, der
Übersetzer Tassos und Verfasser eines slavischen Epos der Osmanide, sowie
der Philologe Bernardo Zamagna und viele andere hervorragende Gelehrte
gehörten der kleinen Stadt an. Namentlich die südslavische Poesie fand hier
zu einer Zeit, wo ihr fast nirgends Tempel errichtet wurden, eifrige Pflege.
Weniger als die Wissenschaften wurden — die schon erwähnte Poesie
ausgenommen — die schönen Künste gefördert. Die Architektur, Sculptur
und Malerei lagen dem ernstern, commerciellen Geiste der Ragusaner
mehr fern.

Auch ein Gang durch die Stadt zeigt uns den nüchternen, praktischen
Sinn der Bewohner. Die Gassen sind durchwegs rein, aber die Häuser
ohne besondere Zieraten. Interessanter ist der Palazzo, das Haus des
einst monatlich gewählten Rectors der Stadt, eines der wenigen Gebäude,
das dem Erdbeben von 1667 entgieng. Es enthält das Archiv, den Rathsaal,
das Stadtgefängnis und einige öffentliche Denkmäler. Im Hofe ist die
Bronzestatue eines reichen Rheders Michele Prazzato, der sein bedeutendes
Vermögen der Vaterstadt vererbte. Außer dieser Statue ist nur ein Denk-
zeichen zu Ehren eines Bürgers, denn die alten Ragusaner waren in echt
republikanischem Geiste sehr sparsam mit ihren Auszeichnungen: Eine Tafel
im Rathsaale erinnert an den Senator Boná, der wie ein zweiter Regulus
lieber in der Gefangenschaft der Türken starb, als daß er einen für seine
Vaterstadt ungünstigen Vertrag unterzeichnet hätte.

Im Nu haben wir Ragusa durchschritten. Die Thore Pille und Plocee, die an beiden Enden des Stradone die Umfassungsmauer durchbrechen, sind kaum 400 Schritte voneinander entfernt. Die ganze kleine Stadt fände Raum auf einem der Plätze, wie sie z. B. in der Hauptstadt



Die Seeschlacht bei Sissa.

des nordischen Reiches, Petersburg, vorkommen.

Die Umgebungen Ragusas werden viel gerühmt und sie verdienen ihren Ruf. Ammuthig ist das Thal von Brenno, zu dem uns ein Spaziergang von der Küste gegen Süden führt. Die Bauern und Bäuerinnen

dieser Gegend fallen schon in Ragusa wegen ihrer schmucken Nationaltracht auf. Allerdings machen die Weiber oft erst unmittelbar vor der Stadt volle Toilette, denn sie tragen die Schuhe und einige andere Stücke ihres Costümes im Korbe mit und legen sie erst an, wenn sie im Weichbilde Ragusas angelangt sind. Die Männer haben ein Costüm, das schon an das benachbarte türkische Gebiet erinnert. Um das Haupt schlingen sie einen Turban, von ihnen Saruk genannt, aus scharlachrothem Tuche. Überhaupt überwiegt das Rothe in der Kleidung, nur die Beinkleider sind blau.

Die raguseischen Bauern gelten in der Betreibung des Ackerbaues, der Wein- und Olivencultur als den übrigen Dalmatinern meist überlegen.

Ein anderer beliebter Spaziergang führt zum Ombla-Thale. Der gleichnamige Fluss entspringt kaum 4 Kilometer von der Küste aus Felsmassen, treibt nahe der Quelle schon einige Mühlen und ist überhaupt die ganze Strecke seines nur kurzen Laufes schiffbar (s. Abbildung pag. 7). Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, dass er mit der Trebinčica in unterirdischer Verbindung steht, einem Flusse, der jenseits unseres Landes bei Trebinje entspringt und sich noch auf herzegowinischem Gebiete in unterirdischen Schlünden verliert.

Eine halbstündige Fahrt zur See bringt uns zur einstigen Besitzung des unglücklichen Kaisers Max von Mexico, nach Pacroma. Es ist ein träumerisches Meereiland. Als der englische König Richard Löwenherz auf seiner abenteuerlichen Rückfahrt vom Kreuzzuge (1192) durch einen Sturm ins adriatische Meer getrieben wurde, gelobte er dort, wo er landen würde, der h. Jungfrau eine Kirche zu erbauen. Als er Pacroma unversehrt erreichte, übergab er den Ragusanern eine Geldsumme zu diesem Zwecke. Einen Theil verwendeten die Bürger mit Zustimmung des englischen Fürsten zum Baue einer Kirche innerhalb ihrer Stadtmauern, mit dem Reste errichteten sie ein Gotteshaus auf der Insel. An dieses schloss sich später ein Benediktinerkloster an. 1809 wurde dasselbe aufgelöst und kam sammt der ganzen Insel in die Hände von Privaten, von denen sie Erzherzog Max 1862 erwarb. Nach seinem Tode wurde der Besitz um 22.000 fl. verschleudert. Vor mehreren Jahren kaufte unser Kronprinz das einstige Gut seines Oheims um 70.000 fl. wieder zurück — ein schönes Zeichen seiner Pietät. Von Pacroma erreichen wir nach kurzer Fahrt Ragusa vecchia. Hier soll einst die älteste griechische Colonie Mlyricums gestanden haben, Epidaurus, das 223 v. Chr. von den Römern unterworfen, zu ihrer Colonie erhoben und 639 n. Chr. von den Avarn zerstört wurde. Heutzutage läßt sich keine Spur von der römischen Ansiedlung entdecken. Als die Ragusaner in den Besitz des Küstenstriches kamen, nannten sie zur Erinnerung an den einstigen Wohnsitz der Vorfahren den neugegründeten Ort „Ragusa vecchia“ (Alt-Ragusa).

Südlich von dem genannten Flecken ist die Steilküste, auf deren Plateau das Canali=Thal hinzieht, ziemlich geradlinig. Eine einzige Halbinsel Molonta springt etwas vor. Wenige Seemeilen von ihr entfernt ist die Punta d'Ustro.

Hat ein Schiff diese Spitze passirt, so findet es selbst beim heftigsten Scirocco ruhige See. Wir sind in die berühmten Bocche eingefahren. Es ist ein ganz eigenartiges Bild, das sich vor dem Auge des Reisenden entrollt und für das er vergebens Analogien in dem sonst Geschaute sucht. Die Form der Bucht, die Zahl und Gestalt ihrer Windungen erinnert an den Vierwaldstättersee; aber welcher Contrast zwischen den freundlichen Gestaden

des Schweizer Sees und dem tiefsten Charakter der dalmatinischen Bucht! Eher möchte man bei den steil abfallenden kahlen Wänden manchmal an den Königssee denken.

Der erste größere, überhaup der volkreichste Ort in den Bocche außer Cattaro ist Castelnuovo, eine Gründung der serbischen Könige — in höchst malerischer Lage von 2 Forts geschützt. Das Klima des Ortes wird sehr gerühmt. Die Be-



Grundbesitzer aus der Gegend von Brenno.

Bäume gedeihen hier so gut, wie weiter im Norden. Auch einige schöne Spaziergänge besitzt das Städtchen. Reizende Ausblicke gewährt der Fußweg, der unter herrlichen Bäumen über die Höhe bei Castelnuovo zu dem griechischen Kloster Savina führt. Das Gotteshaus, von wenigen Mönchen bewohnt, hat eine reizende Lage.

Östlich von Castelnuovo verengt sich der Canal auf eine kurze Strecke, um sogleich in ein breiteres Becken überzugehen. Das Schiff

getation ist eine reiche und schöne und vereinigt die Flora des nördlichen mit der des südlichen Europa. In den Gärten reifen das ganze Jahr hindurch die Drangen und Citronen. Hier und da steht eine schöne Dattelpalme, da zwischen ragen Cypressen von außerordentlicher Größe hervor, Lorbeer, Aloe und reichbeladene Granatbüsche, sowie Rebstöcke.

Aber auch Eichen, Pappeln, Weiden und andere bei uns häufige

fährt in der Nähe der Nordseite. Einzelne kleine Dörfer bedecken dort, wie bei Castelluovo, den Strand und spiegeln sich in der fast immer glatten Meeresflut. Auf einmal hat es den Anschein, als ob sich die Bucht schlosse. Wir sind bei den „Catene“. Raum 1 Kilometer trennt die Felswände auf beiden Seiten. So hat wohl die Tradition einige Wahrscheinlichkeit für sich, die berichtet, König Ludwig der Große von Ungarn habe 1381, um Cattaro vor den Angriffen der Venetianer zu schützen, die Meeresstraße hier mit Eisenketten gesperrt — daher der Name: Catene, „die Ketten.“

Die Enge endet einem hohen, ganz nackten Berge gegenüber, an dessen Fuße der Flecken Perasto liegt. Hier öffnen sich zwei Buchten, eine größere südöstliche, an deren Spitze Cattaro liegt, und eine kleinere nordwestliche. Im innersten Winkel dieser letzteren birgt sich Nisano, ein rühriger kleiner Handelsort. Die Bodensenkung, die im Süden des Städtchens vom Meere ausgefüllt wird, setzt sich allmählich ansteigend gegen Norden als ein langes Thal fort. Anfangs ist es noch von Weingärten und anderen Anpflanzungen der Nisanoten erfüllt, weiter hinein aber wird es wilder und höher und geht endlich ganz in eine steinige Hochebene über, die nur eine kümmerliche Viehweide darbietet. Diese Gegend wird bewohnt von den Crivoscianern, einem kleinen, tapfern, aber halbwilden Hirtenstamme.

Hier haben sich die alten kriegerischen Traditionen aus der Zeit der Grenzstreitigkeiten mit den Türken am lebendigsten erhalten. Stolzer Freiheitstroz, unbändiger Sinn und zähes Festhalten an den ererbten Vorrechten charakterisieren die Bewohner. Diesen Gefühlen ist es auch zuzuschreiben, daß die sonst so kriegslustigen Crivoscianer sich gegen die in der ganzen Monarchie durchgeführte allgemeine Wehrpflicht beharrlich sträuben. Sowie sie schon im Jahre 1869 deshalb einen Kampf begonnen haben, der mit dem sogenannten Vergleiche von Knezlac endete, so stehen sie auch jetzt neuerdings in den Waffen, um ihre alten Vorrechte mit der Flinte und dem Handschar gegen die Gesetze des Staates zu behaupten. Ein jeder Kampf mit den abgehärteten, ausdauernden Gebirgsjähnen erheischt schwere Opfer, nicht etwa wegen der Masse der Feinde, denn die Gemeinden der Crivoscie zählen im ganzen kaum an 4000 Seelen*), sondern wegen der schwierigen Terrainverhältnisse. An gefährlichen, engen Stellen und Desfilés vorbei — eines der bekanntesten ist das von Han — führt der Saumweg von der Küste hinauf bis zu dem oberwähnten, bergumschlossenen Plateau. Hier wurde bei dem Weiler Dragalj 1836 ein kleines Fort errichtet, dessen Name jedem geläufig ist, der die Entwicklung

*) Allerdings kommt den Aufständischen meist „freundnachbarliche“ Unterstützung von der Herzegowina und Montenegro zugute.



Cattaro.

G. W. GARDNER DEL.

der Kämpfe im Jahre 1869 verfolgt hat. Auch in der jüngsten Zeit ist dieses Fort wieder öfters genannt worden.

Von Risano führt uns ein Landweg, der sich überhaupt an der ganzen Küste der Bucht hinzieht, in einer guten Viertelstunde nach Peraſto zurück.

Die Fahrt von Peraſto nach Cattaro zeigt uns die Bucht in ihrer ganzen wilden Großartigkeit. Immer düſterer wird die Gegend. Wenn auch Kenner des Landes verſichern, die Vegetation nehme ſeit einigen Jahren zu, ſo machen doch noch immer die Berge einen entſetzlich kahlen Eindruck.

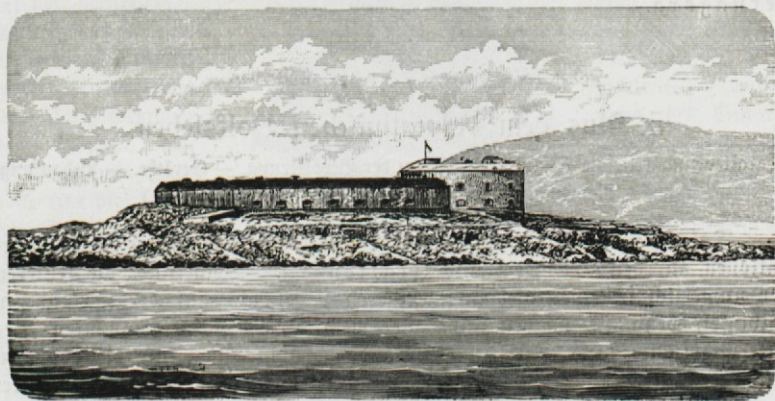
Dabei ſteigen die Felswände immer höher an und laſſen nur einen ſchmalen Uferſtreifen zwiſchen ſich und dem Meere. Einige größere Flecken liegen hie und da, wie rechts Stolivo und Perzagno, links Dobrota, der Wohnort der Capitäne und Schiffsherren. Auch an anderen Stellen des unfreundlichen Geſtades haben die Seeleute ihre Landhäuſer, ſo daß das ganze Ufer von Cattaro bis zu den Catene von einer ſelten länger unterbrochenen Häuſerreihe bedeckt erſcheint. Es iſt ein rührender Zug in dieſem ſonſt harten, erſten Volke, daß die Capitäne, die doch auf ihren langen Fahrten ein ſchönes Stück Erde geſehen haben, ſich in ihren alten Tagen in eine Gegend zurückziehen, die bei all dem romantiſchen Reize, den ſie auf den fremden Beſucher ausübt, doch für den dauernden Aufenthalt wenig zu bieten vermag, die den Annehmlichkeiten anderer Landſchaften gegenüber nur einen Vorzug hat, die Heimat der wettergebräunten Seeleute zu ſein.

Dobrota, am öſtlichen Ende der Bucht, macht noch einen ziemlich anmuthigen Eindruck. Dann aber werden die Berge noch ſchroffer, ihre Farbe ſchwarzgrau, tiefe Schatten breiten ſich über dieſen Theil der Bucht, in welchem die Sonne zur Winterzeit erſt 2 Stunden vor Mittag aufgeht. Am Ende der Bucht liegt, förmlich angeklebt an den ſteil abfallenden Felswänden, eine kleine Maſſe alterthümlicher Häuſer von Mauern umgeben und von einem Fort überragt — es iſt Cattaro.

Das gegen 3000 Einwohner zählende Städtchen ſchreibt ſeine Gründung noch in die Zeit vor der Römerherrſchaft zurück. Im Mittelalter kam es unter die Abhängigkeit der ſerbiſchen Könige, deren Bildniß es auch auf ſeine Münzen prägte, dann nach dem Tode des letzten Nemanjaden Uroš (1368) unter die Ludwigs von Ungarn. 1420 rief es die Venetianer herbei, in deren Beſitz es bis zum Ende der Republik verblieb.

Die heutigen Beſetzungswerke der Stadt wurden nach dem großen Erdbeben von 1667 erbaut. Die öſterreichiſche Regierung fügte mehrere Forts außerhalb der Stadt und an anderen geeigneten Punkten der Boche hinzu. Das wichtigſte iſt das von uns abgebildete Fort Mamula, zu Ehren eines Gouverneurs Dalmatiens ſo genannt.

Die Stadt selbst bietet wenig Bemerkenswertes. Am interessantesten bleibt, wenn gerade Markttag ist, ein Besuch des Bazars der Montenegriner bei der Porta Fiumera und an der Marina. Der erstere Bazar (Markt) liegt der montenegrinischen Straße am nächsten. Hieher kommen die Söhne der Cernagora mit ihren malerischen Costümen und ihrem reichen Waffenschmucke, um die Producte ihres Landes zu verkaufen. Die fruchtbareren Thäler jenseits des Höhenkammes versehen das österreichische Cattaro mit gedörrtem Fleisch (Castradina), Geflügel, Süßwasserfischen, Kartoffeln, Grünzeug, Käse, Brennholz und anderen Producten. Auf dem Bazar paradien alle Montenegriner mit ihren Waffen; wer aber die Stadt betreten will, muß dieselben abliefern. Darum sieht man auch auf dem zweiten Hauptmarkte in der Stadt, an der Marina, viel weniger Montenegriner. Viele der stolzen Gebirgsöhne halten es für eine Schande, ohne



Fort Mamula in den Bocche.

Waffen zu erscheinen. Doch ist der Markt deshalb nicht minder belebt. Leute der verschiedensten Art drängen sich durcheinander, Bürger, Soldaten und Officiere, Schiffer und Handelsleute von den einzelnen Orten der Bocche. Merkwürdig ist der Gegensatz der Costüme nach den Dörfern und den — Confectionen. Die malerischste Tracht haben die griechischen Misanoten, bekannt zugleich als die größten und schönsten Männer in den Bocche. Die katholischen Bewohner von Dobrota tragen sich, wie die Katholiken in diesem Gebiete überhaupt, fast ganz schwarz: kurze, faltenreiche Beinkleider von schwarzem Zeuge, schwarze Strümpfe und Schuhe, schwarze Weste und Jacke, dunkle Leibbinde und schwarze Kappchen, nur die beiden letzteren mit etwas Goldstickerei verziert.

Von Cattaro führt ein fünfstündiger Weg nach dem alten Budua. Zur Rechten hat der Wanderer das fruchtbare Zupathal, zur Linken steil aufsteigende Berge. Ihre höchsten Gipfel gehören bereits zu Montenegro.

Noch eine kurze Fahrt zur See und wir sind in der Nähe von Castel Pastua. Am westlichen Ende liegt das gleichnamige Castell, im Süden bildete früher das Ostrovizza-Gebirge die Grenze. Im letzten Jahre wurde aber das Österreich auf dem Berliner Congresse zuerkannt und seitdem occupierte Spizza der Monarchie gesetzlich einverleibt, — ein Landstrich, wohl nur durch seine Lage als Grenzgebiet an Montenegro einigermaßen wichtig. Von der bescheidenen Häuserreihe am Strande, welche die Ortschaft Spizza ausmacht, führt ein sehr schlechter Weg bald über tiefen Meeressand, bald über kahle Felsen, bald endlich über einförmiges Heideland nach dem Hafen Montenegros, nach Unter-Antivari. Steinpyramiden bezeichnen die Grenze zwischen unserem Großstaate und der kleinen, aber regsamem Cernagora.

5. Aus dem Dalmatinischen Volksleben.

(Charakter und religiöse Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung. — Geräthe. — Behausung. — Nahrung. — Gesang und Tanz. — Aberglauben.)

Dalmatiens Bevölkerung*) gehört wie die Istriens wesentlich zwei Nationen an, den Slaven und Italienern. Doch sind die letzteren hier numerisch in einer viel ungünstigeren Lage, als auf der nördlicheren Halbinsel, denn sie machen nicht viel mehr als $\frac{1}{10}$ der gesammten Bevölkerungssumme aus. Auf dem Festlande gehören ihnen nur die größeren Orte, vor allem an der nördlichen und mittleren Küste an. Der Dialect der Bewohner ist im ganzen italienischen Dalmatien mit Ausnahme Ragusas der venetianische. Sitten und Gebräuche sind so ziemlich dieselben, wie unter den Italienern weiter im Norden und im Westen. So finden die äußeren religiösen Vorschriften der katholischen Kirche überall ziemlich strenge Befolgung. Die Fastengebote werden allgemein gehalten, für die öffentlichen Predigten während der 40tägigen Fastenzeit werden sogar trotz der großen Zahl von Welt- und Ordensgeistlichen, die im Lande leben tüchtige Prediger von auswärts berufen. Zahlreich sind die religiösen Bruderschaften (confraternità) unter den Laien. Ich selbst sah z. B. in Spalato die Mitglieder einer derartigen Bruderschaft in eigenthümlichem Costüme bei Begräbnisfeierlichkeiten. Ein anderer merkwürdiger religiöser Gebrauch herrschte noch vor wenigen Jahren in derselben Stadt. Die hier

*) Nach der Volkszählung vom 31. December 1880: 476.101 Einwohner.

allgemein übliche Charfreitagsprocession benützten manche, um für ihre Sünden öffentlich Buße zu thun. Einige hatten ihre Arme durch ein Holzstück ausgespreizt und giengen so, mit ihrem Körper die Kreuzform darstellend, einher, einer, der sich als schwerster Sünder bekennen wollte, schleppte gar ein wuchtiges Kreuz mit sich. Alle aber hatten die Gesichter verhüllt, damit man sie nicht erkennen solle. Natürlich hinderte das keineswegs, dass nicht ab und zu die Leute doch erfuhren, wer die Büßer gewesen seien.

Dieser wenigstens in Äußerlichkeiten hervortretende religiöse Zug zeigt sich nicht nur bei den italienischen, sondern auch bei den slavischen Bewohnern des Landes. In hier ist das religiöse Gefühl, wie überhaupt bei der Landbevölkerung, noch viel inniger und bewirkt sogar unter den zwei Hauptstämmen der Slaven, den Croaten und Serben, eine viel schärfere Scheidung, als sie die dialectischen Verschiedenheiten in der Sprache herbeiführen würden. Denn die Croaten sind durchwegs gleich den Italienern katholischen, die Serben zum größten Theil griechischen



Eine Morlakin aus der Umgebung von Sinj.

Bekenntnisses. Von der Religion und den kleinen sprachlichen Unterschieden abgesehen, ist aber die ganze slavische Bevölkerung Dalmatiens — wenigstens des Binnenlandes — in physischer Beziehung, wie in Betreff der moralischen und intellektuellen Eigenschaften von derselben Beschaffenheit.

Petter, ein deutscher Schulmann, der mehr als 30 Jahre in Dalmatien wirkte, charakterisiert die Körperbeschaffenheit

der slavischen Landbevölkerung mit folgenden Worten: „Die Dalmatiner sind ein schöner Menschenschlag. Der Wuchs ist eher groß als klein, der Knochenbau stark, die Muskulatur kräftig, die Stimme voll und ausgiebig. Das Haupthaar ist meistens dunkel, das Auge schwarz, der Blick feurig, die Gesichtszüge regelmäßig, aber das frische Auge und die gefunden schneeweißen Zahnreihen das Hervorstechendste. Man sieht mehr blassere, als rothgefärbte Gesichter, mehr magere, als fette Menschen. Die Hautfarbe des Körpers ist weiß, aber von der Sonne gebräunt; denn die Kinder der gemeinen Volksklasse laufen halbnackt herum, und selbst die Erwachsenen tragen im Sommer

Brust und Hals entblößt, und das schirmlose rothe Käppchen schützt nicht vor den brennenden Strahlen der dalmatinischen Sonne.“

Das Landvolf hat aus den vielhundertjährigen Kämpfen her noch immer mehr den Charakter einer Grenzbevölkerung, die neben der Bewachung des Landesraumes auch etwas Landwirtschaft betreibt, als den einer wirklichen, ordentlichen Bauernschaft. Mit der Flinte weiß jedermann hier mit mehr Geschick und mit mehr Freude umzugehen, als mit den Ackergeräthen. Der Morlake — so nennt der Italiener den slavischen Bauer, obschon dieser nichts davon wissen will, ist nicht absolut faul, er arbeitet manchmal mit großer Anstrengung und überhaupt ist ja jede Feldarbeit in den minder gesegneten Landestheilen, und das sind $\frac{9}{10}$ des Bodens, mit mehr Mühe verbunden, als bei uns. Aber er arbeitet nur dann, wenn er muß, und soviel, als unumgänglich nothwendig ist. Er hat einiges mit den meisten niedrigstehenden Völkern gemein. Er ist sorglos, denkt wenig an die Zukunft und ergibt sich daher der Böllerei, wenn es möglich ist. Solange er Wein besitzt — nach der Weinlese — ist er ein Herr und liegt auf der faulen Bank. Was geschehen muß, thun die Weiber, die nicht viel mehr als die oberste Stelle unter den Hausthieren einnehmen. Ja der Morlake weist in dieser Zeit sogar die Aussicht auf Erwerb zurück. Er hat, was er braucht und was ihm Geld verschafft.

Aus dieser Geringschätzung der Arbeit erklärt es sich auch, daß der Bauer in seiner Bodenwirtschaft keine Neuerung, keine Verbesserung, auch wenn sie ihm nahegelegt wird, einführt. Noch immer hat er den von den Ureltern ererbten Pflug, der einem großen hölzernen Zahnstocher ziemlich ähnlich sieht. Noch schöner ist seine Egge — ein aus struppigem Strauchwerk zusammengesetzter Besen, vor den 6—8 Ochsen gespannt werden. Ein Morlake treibt schreiend und lärmend die Ochsen über das Feld, ein anderer liegt gemüthlich auf dem Besen, wie auf einem beweglichen Sofa und raucht sein Pfeifchen. Eine solche Arbeit muß dem Landmann allerdings wundervoll erscheinen, denn je mehr er isst und je fauler und schläfriger er sich fühlt, desto tauglicher wird er dazu. Ebenso originell sind die Fuhrwägen der Morlaken, sie sind im vollsten Sinne des Wortes aus Holz, auch die Räder, die nicht, wie es sonst überall der Fall ist, rund, sondern viellantig sind. Solange der Wagen neu ist, bewegt er sich natürlich mit großer Mühe und Schwerfälligkeit. Oft wird ein oder das andere Rad eine Strecke geschleift, oder der ganze Wagen schwankt bald rechts, bald links, wie ein von stürmischen Wellen getragenes Schiff. Auch das Dreschen hat hierzulande seine Eigenthümlichkeiten. — Bei den Morlaken wird nämlich auch der Mais nicht wie bei uns mit Händen oder Maschinen entkörnt, sondern ausgedroschen. 3—5 Bursche stellen sich dazu um den Kolbenhaufen und schlagen ganz ohne Takt mit langen biegsamen Stöcken darauf los, bis die meisten Kerne weggeschlagen sind. Also

nicht einmal der Dreschflegel wird hier angewendet! Die übrigen Wirtschaftsgeräthe, die Spinnvorrichtungen, Webestühle, Walkenmühlen und dgl. passen in ihrer rohen Originalität zu den vorgenannten.

So einfach, wie die Geräthe der Landbevölkerung, sind auch ihre Behausungen. Vier Wände aus Steinen ohne Mörtelanwurf, durch deren Lücken die Bora bläst, ein Dach aus Stroh oder Binzen schließen bei den Armen den Wohnraum für Menschen und Vieh ein. Auf einer wenig über dem Erdboden emporragenden Herdstelle wird gekocht, gegessen und auch geschlafen. Der Rauch zieht durch ein kleines Loch im Dache oder durch die fensterartige Öffnung und Hausthüre hinaus. Kein Wunder, daß der ganze Innenraum der Hütte geschwärzt ist und daß die Morlaken selbst bei unschönem Wetter immer im Freien sitzen, ja sogar häufig draußen schlafen. Die Mobilien des Hauses sind dem Werte des Gebäudes entsprechend. Ein paar Bänke, dreifüßige Schemel, ein höchst kunstloser Tisch, einige Truhen, mehrere unglasierte Töpfe und hölzerne Kübel, ein Pfahl zum Aufhängen der Gewehre, endlich eine Art Britsche mit Gerstenstroh als Lager für Greise, Weiber und Kinder und wir sind so ziemlich fertig. Auch die Nahrung entspricht an Armlichkeit der Behausung. Ein Hauptnahrungsmittel ist das Brot, das aus Korn, Gerste, Spelt, Hirse und Moorhirse gebacken wird, und zwar so, daß gewöhnlich zwei Getreidesorten miteinander vermengt werden, z. B. Korn oder Spelt mit Gerste. Die Armen bereiten das Brot aus Hirse oder Moorhirse (*Sorghum vulgare*), das letztere ist das schlechteste. Die Art des Backens ist sehr primitiv.

Frisches Fleisch wird selten gegessen. Der gewöhnliche Küchenzettel der Bauern ist nach Petter folgender: Zum Frühstück Brot mit Käse oder Knoblauch und ein bißchen Milch oder Wein, zum Mittagessen Suppe, Knoblauch oder Zwiebel, selten Fleisch, abends daselbe. Hülsenfrüchte und gesottenes Gemüse sind auch gewöhnliche Gerichte. Solange Wein da ist, wird ihm natürlich eifrig zugesprochen, insbesondere an den Feiertagen, und deren gibt es hierzulande viel, denn die Morlaken halten auch die sogenannten abgebrachten Feiertage noch hoch in Ehren. Bei den „Kirmessen“ entwickelt sich in dieser Beziehung das regste Leben. Nach der Messe versammelt sich das junge Volk zum Tanze, dem *Kolo*, bis zur Mittagstunde. Dann gesellen sich die Bekannten zusammen. Nach dem Essen fiedelt einer auf der *Gusla*, einem mandolinartigen Instrumente, aber nur mit einer Saite, und singt ein Heldenlied, worin häufig mehrere der Umstehenden einstimmen. Dann werden von witzigen Köpfen Gesandheiten ausgebracht, wobei es an scherzhaften Anspielungen auf die eine oder andere Person nicht fehlt.

Endlich strömt die junge Welt wieder zum Tanze. Die Sangweise der Dalmatiner klingt schwermüthig düster. „Das Fodeln und Dudeln der oberösterreichischen und steirischen Gebirgsbewohner,“ sagt Petter, „hat

etwas Heiteres und Liebliches, der einsame Wanderer lauscht gern dem fröhlichen Sange. Das Ondulieren und Tremolieren der Bergsöhne Dalmatiens kam mir vor, wie der Schmerzgesang eines Verlassenen in der Wüste, da auch die Natur im Gebirge weit häufiger eine melancholische als eine heitere Farbe trägt.“

Dafs unter den rohen Gebirgsjöhnen allerlei Aberglauben im Schwange ist, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Neben den guten Feen, den Wile, von denen so viele morlakische Lieder berichten, gibt es auch leider Hexen. Es sind dies alte, hässliche Weiber, die in der Jugend einen schlechten Lebenswandel geführt haben. Nur eine verhehlichte Morlakin kann Hexe werden; eine unverhehlichte hat zwar das Recht, die Hexenversammlungen zu besuchen, ist aber keine eigentliche Hexe — nur eine Mora oder Morina (Drude). Merkwürdig ist, dafs die morlakischen Hexen, nach der Erklärung unseres öfters citierten Gewährsmannes, keine fremden Genossinnen unter sich dulden. Wenn zufällig einmal ein Hexenschwarm aus Apulien übers Meer fliegt — denn nur bei Tage gehen die Hexen, wie andere Weiber, bei Nacht fliegen sie — oder sich eine aus Croatien oder Bosnien einschmuggelt, kommt es zum blutigen Kampfe. Stürmt im Winter die Bora durch die Thäler, „dann sind die Hexen im Handgemenge. Das Geläute der Kirchenglocken kann sie aber verschrecken, ebenso geweihte Sachen und Reliquien. Eine Kugel, welche von einer geweihten Wachskerze geformt ist und in die Luft abgeschossen wird, tödtet unfehlbar eine Hexe.“ Von nicht geringerer Wirkung gegen alle bösen Geister und gegen Krankheiten ist der Zapis, ein geweihter, viereckiger Zettel mit einem Bibelspruche oder einem kurzen Gebete.

Wie roh auch gegenwärtig der morlakische Bauer in vielen Stücken ist, so läfst sich doch nicht leugnen, dafs reichliche Anlagen in ihm vorhanden sind, die nur einer kräftigen Förderung bedürfen. „Der Dalmatiner besitzt einen guten natürlichen Verstand, schnelle Auffassungsgabe, lernt daher alles mit Leichtigkeit, wenn er will. Der rohe, unwissende Morlake ist an Verschmittheit, Schlaueit und Beweglichkeit dem schwerfälligen Gebirgsbauern anderer österreichischer Kronländer weit überlegen.“ Wenn Dalmatien besonders früher in der Criminalstatistik einen keineswegs beneidenswerten Posten einnahm, so ist dabei nicht außeracht zu lassen, dafs von den blutigen Vergehen ein großer Theil nicht der Raublust oder vorbedachter Bosheit entsprang, sondern jenen Ausbrüchen zügelloser Noheit, zu denen sich die stets bewaffneten Männer hinreißen liefsen, wenn sie vom Weine erhitzt waren.

Seit den letzten Jahrzehnten hat sich in dieser Beziehung viel gebessert. Die Blutrache hat aufgehört, die persönliche Sicherheit des Einheimischen (denn die des Fremden war auch in früheren Tagen nicht bedroht) ist nirgends gefährdet. Viel mehr noch als auf dem Gebiete der moralischen,

ist auf dem der intellectuellen Entwicklung der Bevölkerung zu leisten. Hier wie da fällt die Hauptaufgabe der Schule und Kirche zu. Die empfänglichen Gemüther der Jugend müssen für eine edlere Lebensauffassung, für eine vernünftigeren Behandlung der häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten gewonnen werden. Dann wird das dalmatinische Volk auch allmählich in den Künsten des Friedens jene Stufe erreichen, die seiner natürlichen Begabung und seinem kernigen Wesen entspricht. Denn mit Recht rühmt von ihm ein Dichter:

„Eine edle Seele hat, ein tapferes Herz ihm
Gott der Herr verliehen; auf dem Felde
Gräbt und pflügt es rüstig; in den Bergen
Jagt es; schiffet verwegen auf dem Meere.
In der ganzen Welt gibts keinen Hafen,
Wo es seine Anker nicht geworfen.
Ja die Erde hat es kühn umsegelt,
In des Nordens ew'ge Eisgefilde
Ist es vorgedrungen, wo Franz Josefs
Namen unentdeckte Länder tragen.

Dieses Volk dient immer treu dem Kaiser,
Dienet treu dem großen Vaterlande,
Das der Herrscher schützt mit seinem Blute,
Hoch in Ehren hält es das Vermächtnis
Seiner Ahnen: Tapferkeit im Felde.
Dies erfuhr zu seinem Leid der Wälsche,
Als bei Lissa seine Schiffe sanken.

Niemand übertrifft das Volk an Treue,
Sener Treue, welche fester dauert,
Als der Marmor der dinarischen Alpen,
Der Granit der riesigen Balkankette.

(Blasius Bogdan.)

R e g i s t e r.

Auf der mit * bezeichneten Seitenzahl befindet sich die bezügliche Illustration.
Die für das Register geltende Seitenzahl steht von Pag. 71 an unterhalb des Textes.

- | | | |
|---|---|--|
| <p> Absyrtus 120.
 Adelsberg 51.
 Adelsbergergrotte 51*.
 Ainöb, Fluß 48.
 — Schloß 48, 49*.
 Alpen, julische 6.
 — Venetianer 6.
 Altainöb 48.
 Althammer 34.
 Andechs-Meran 20.
 Aquileja 80.
 Arja 11, 112.
 Attems 79.
 Auersperg, Anton, Graf 47.

 Baba grande 6.
 Babenberger 20.
 Bača 6.
 Baglivi, Giorgio 150.
 Barcola 94.
 Baumbach, Rudolf 68.
 Baumkircher, Andreas 64.
 Bellay 113.
 Bergwerksproduction 16.
 Berthold 76.
 Bevölkerung 17.
 Bewässerung 10. </p> | <p> Billiggräzer Berge 6.
 Biokovo 9.
 Bischoflak 40.
 Birnbaumerwald 8.
 Blegasch 6.
 Bodengefalt 6.
 Bogliun 113.
 Bogliunthal 113.
 Boná 150.
 Bora 12.
 Borodin 6.
 Boscovic, Giuseppe 150.
 Bostio 36.
 Brazza 9, 146.
 Brenno 151.
 Brizen 20.
 Bua 128.
 Budua 158.
 Buje 99.

 Caldera-Gebirge 8.
 Camersenghi bei Traú 141*.
 Canale 76.
 Canale di Leme 101.
 Canali-Thal 153.
 Canfanaro 111.
 Canin 6. </p> | <p> Canzian 10.
 Cap Compare 102.
 Capo d'Istria 12, 98.
 — Loggia 99*.
 Capponi, Bernardo 120.
 Cattaro 12, 145, 155*.
 Cepich 113.
 Cepich-See 11, 112.
 Cernagora 158.
 Cetina 11.
 Chersano 112.
 Cherso 120.
 Chiapovanerthal 76.
 Chrön 43.
 Cliffa 133.
 Cobenzl, Johann 56.
 Coglio 6, 76.
 Corgnale 94.
 Coritnica 6, 10, 74.
 Cormons 77.
 Cosina-Herpelle 115.
 Croaten 19.
 Curzola 9, 146.

 Dell'Acqua 96.
 Dernis 138.
 Deutsch-Ruth 75. </p> |
|---|---|--|

- Dignano 111.
 Diocletian 129.
 Diomedescap 127.
 Dobrota 156.
 Dollina 8.
 Dornberg 79.
 Draga 111.
 Dragalj 154.
 Dragogna 11.
 Duino 80.
Eggenberg, J. A. v. 79.
 Egger Berge 8.
 Emicho 76.
 Emona 43.
Feistritz 33, 34.
 — Neumarktkler 9, 39.
 — Steiner 9.
 Fianona 110.
 Fischerei (in Istrien) 117.
 Fiume 12.
 Flitsch 74.
 Fort Franz 104.
 — Tegetthof 102.
 Fortunatus 81.
 Franz Josef I. 23*, 24.
 Freisinger Güter 20.
 Fremont 82.
 Friedrichsstein 63.
 Fürstentafel 41.
Gebräuche (in Krain) 66.
 Geschichte 18.
 Ghetaaldi, Marino 150.
 Gjorgić 150.
 Gorjuš 32.
 Görz 21, 77.
 Görzer Grafen 20.
 Gottschee 63.
 Grabisca 21, 79.
 Grabiscutta 79.
 Grado 81.
 Gravosa 147.
 Grintovec 42.
 Grün, Anastasius 47*.
 Gundulić 150.
 Gurf (Fluß) 10, 48.
 Gurtsfeld 46.
Hasberg 60.
 Heidenschaft 79.
 Heiligenkreuz 79.
 Heinrich II. 28.
 Herberstein, Sigm. v. 64, 65*.
 Hermannsdorf, Herm. v. 71.
 Hochzeitsgebräuche (in Krain) 69.
 Höflein 8.
 Homberg 32.
 Hornwald 8.
 Hum 9.
Jacobovitz 60.
 Jadera 122.
 Japyder 18.
 Jauerburg 26, 29*.
 Javornik 8, 61.
 Jdrja 6, 64, 65, 76.
 Jdrica 75.
 Jelovza-Plateau 32.
 Jelovza-Wald 6.
 Jessenitz 48.
 Industrie 16.
 Innerkrain 50.
 Jodociberg 6.
 Johann (Erzherzog)-Grotte 54.
 Jiola 99.
 Isole Brioni 102.
 Jonzo 6, 10.
 Jonzoquellen 71.
 Jonzo vecchio 78.
 Judrio 10.
Kaltenfelder Arm 59.
 Kanfer 6, 9, 40.
 Kappel 8.
 Karawanen 6.
 Karfreit 75.
 Karlovec 61.
 Karst 5.
 — Triestiner 8.
 Karstlandschaft 7*.
 Karstreffa 78.
 Karst, liburnischer 8.
 Kastanienhaine 15.
 Katzenstein 38.
 Kasianer 38.
 Kerfa 11.
 Kerfajall 149*.
 Kieselstein 40.
 Kistanje 139.
 Kleinfeste 41.
 Kleinhäusel 57, 58.
 Kleinvenedig 134.
 Kles 148.
 Klina 12.
 Knezlac 154.
 Knin 138, 143*.
 Kočna 6, 9.
 Königsberg 71.
 Koprivnik 33.
 Košuta 9, 40.
 Krain 25.
 Krainburg 40.
 Kreuzalpe 41.
 Krin 8.
 Krn 75.
 Kulpa 10.
 Kuntzchen 49.
Lacroma 152.
 Lagosta 9.
 Laibach 9, 42.
 — (Fluß) 6, 10.
 Laibacher Moor 45.

Laf 20, 40.
 Lafer Berge 6.
 Lamberger 38.
 Landestroß 49.
 Landstraße 49.
 Lanza 22.
 Lasceß-Gebirge 76.
 Lastua 158.
 Lees 26.
 Lesina 146.
 Leuchtturm, Triestiner 54.
 Lipizza 94.
 Lissa 9, 146.
 — Seeschlacht bei Lissa
 151*.
 Loibl-Paß 6.
 Lotvabach 56.
 Lovrana 110.
 Lueg 49.
 — (Dorf) 56.
 — (Schloß) 55*.
 Lueger, Erasimus 57.
 Lupo-Glava 113.
 Luffin 120.
 Lussin grande 120.
 Lussin piccolo 120, 121.
Malvasia 14.
 Mamusa 156, 157*.
 Mangart 6, 71.
 Maraschino 14.
 Marken 19.
 Markstätt 48.
 Marmont 22.
 Matajur 6, 75.
 Medolino 110.
 Meleda 146.
 Metcovich 11.
 Miramar 94, 95*.
 Mittelspreth 74.
 Mitterburg 21, 112.
 Mitterdorf 36.

Modreiza 76.
 Moistrana 38.
 Molonta 153.
 Monfalcone 79.
 Monte maggiore 111, 113.
 — Mariano 133.
 — Rosso 101.
 — S. Elia 136.
 — Santo 77.
 Montona 114.
 Moscato 14.
 Mossor-Gebirge 9.
 Mötting 49.
 Muggia 92.
Nanoš 8, 64.
 Narenta 11.
 Natiffone 10, 75.
 Neudegg-Rassenfusser Thal
 10.
 Neumarkt 40.
 Neuring 9.
 Neustadt 48.
Oberpreth 74.
 Obergurt 10.
 Oberfrain 25.
 Ober-Kerma 38.
 Olivenbau 13.
 Ombla 7*.
 Ombla-Thal 152.
 Općina 8.
 Orebic 146.
 Orjen 9.
 Ossero 120.
 Osterberg 41.
 Ottol 56.
Palmotič 150.
 Parenzo 100.
 Paulinus 81.
 Pegam 38.

Perasto 154.
 Perzagno 156.
 Pietra Pelosa 100, 114.
 Pinguente 8, 114.
 Pirano 12, 92, 96, 99.
 Pisino 21, 112.
 Pisino vecchio 112.
 Piuka Jama 59.
 — Planina 8.
 Planif 8.
 Planina 58.
 Plateau, istranisches 8.
 Podgorje 10, 115.
 Podpetscher Berge 8.
 Poik 10, 52, 59.
 Pola 12, 103*, 104.
 Polie 38.
 Poljansica 9.
 Popo 81.
 Predilpaß 6, 71, 73*.
 Premuda 121.
 Prešern, Franz 39.
 Prestrelenif 6.
 Prethor Berge 71.
 Prevald 64.
 Producte 14.
 Prosljansee 144.
 Promina 9.
 Profecco 14.
 Punta del Cristo 102.
 Punta di Salvore 99.
 Punta d'Ostro 153.
 Punta Planca 127.
Quarnero 8.
 Quieto 11, 99, 114.
Radmannsdorf 9.
 Ragusa 12, 145.
 Ragusa vecchia 152.
 Ratjhad 9, 25, 46.
 Rauber, Caspar 57.

- Refosco 14.
 Reifenberg 79.
 Rejnitz 64.
 Reisanpflanzungen 15.
 Rijano 11, 154.
 Rombone 6.
 Roski Slap 141.
 Rothweinwasserfall 32, 33*.
 Rovigno 101.
 Rozzo 8.
 Rudolf IV. 48.
 Rudolfsstein 26.
 Rudolfswert 48.

Sabbioncello 9, 146.
Salcano 77.
Salona 129.
 — Ausgrabungen 137*.
 — Ruine der römischen
 Wasserleitung 135*.
 — Sphinx im Palaste
 des Diocletian 129*.
San Andrea 101.
 — Arcangelo 140.
 — Canzian 62, 94.
 — Giusto 88.
 — Pietro 89, 100.
 — Pietro in selve 112.
 — Servolo 92.
 — Stefano 114.
 — Vito 9.
Sanči Vrdo 9.
Santa Lucia 76.
Save 6, 10, 46.
 — Wodheiner 9.
 — Wurznern 9, 26.
Savina 153.
Schellenberg 41.
Schiavone 144.
Schneeberg, Laajer 8.
Scirocco 12.
Scoglio Porer 110.

Scogli di Zara 121.
Sdobba 78.
Sebenico 127, 144.
Seebach 32.
Seefopf 71.
Seen 11.
Selve 121.
Serben 19.
Sergier 104.
Servola 92.
Sinj 135.
Sissol 8.
Sitten (in Krain) 66.
Sittich 48.
Skradona 142.
Šterbina 6.
Štounif 8, 94, 115.
Slovenen 19.
Soča 75.
Solta 146.
Spaccato, M. 8.
Spalato 12, 128.
 — Taufkapelle beim
 Dome 131*.
Spizza 158.
Sponheim-Ortenburg 20.
Stalagmiten 51.
Stalaktiten 51.
Stein 38, 41*.
Steinbüchl 41.
Steiner Alpen 6.
Stolivo 156.
Storžič 9.
Stou 6.
Sutorina 148.
Sveto Vrdo 9.

Tarnovanerwald 8, 76.
Tartarus 54.
Tatari, Monti 9.
Terran 14.
Thiere, jagdbare 16.

Thurn am Hart 47.
Timavus 78.
Tolmein 75.
Todtengebräuche in Krain
 69.
Tommaseo Nicolò 144.
Töplitz 48, 49.
Torre 10.
Trachten aus Dalmatien
 145*, 147*, 153*, 159*.
Tracht, Oberkrainer 11*.
Trau 128.
 — (Balkon des Palais
 Janfogna) 139*.
Trebinčica 152.
Treffen 9.
Triest 12, 82.
 — im 16. Jahrh. 89*.
 — Hafen 83*.
 — gegen Westen 87*.
 — gegen Nordwest 85*.
Triglav 6, 35.
Tschernembl 49.
Tschitschen 118.
Tschitschin 117*.

Uljan 124.
Unter-Antivari 153.
Unter-Kerma 38.
Unter-Planina 60.
Unterpreth 74.
Urathal 38.
Urbas, Wilhelm 66.
Uroš 156.
Utsokengebirge 8.
Utskownica 36.

Valvajar, Freiherr v. 46.
Veglia 120.
Veldes 26.
Veldes-See 11, 31*.
Velesbit 9, 125.

Bena-Kette 8.	Wachsenstein 112.	Wochein 32.
Besnitz 41.	Wappen von Krain 25*.	Wocheiner=See 11, 34.
Biehzucht 13.	" " Görz u. Gra-	Wocheinit 33.
Bigaun 38.	" " disca 71*.	Wollenstein 114.
Bipera, Monte 9.	" " Trieste 82*.	
Bisovac 142.	" " Istrien 97*.	Zara 12, 122.
Bochu 6.	" " Dalmatien	Zaier 6, 9, 40.
Bodnik Valentin 33.	119*.	Zaier, Pöllander 9.
Volkleben in Dalmatien 158.	Weißenfelsen=See 11, 25, 27*.	Zermanja 11.
— in Istrien 115.	Weixelburg 48.	Zirknitz 61.
Bolosca 110.	Willomiger, Lorenz 35.	Zirknitzer=See 11, 60.
Brana-See 11.	Windelmann 88.	Zirona 128.
Branjica 134.	Wippach 10, 64, 78.	Zois, Sigmund 34.
Brba 39.	Wippachthal 64, 79.	Zupathal 158.
Bugava 14.	Wischberg 71.	Zwischenwässern 40.

Verichtigungen.

Seite 5. Die Fläche Dalmatiens beträgt mit Spizza (43·16 □Km.) 12835·73 □Km. Totalareal also 30812·65 □Km.

Seite 6. Zeile 8. von unten lies: umfasst.

" 17. " 3. " " " 31. December 1880.

" 19. " 20. " oben " in.

" 21. " 1. " " " nach Poiklandschaft „das Innere Istriens.“

" 21. " 19. " " " statt Aquileja „Monfalcone.“

Das Seite 34 erwähnte Kirchlein am Ostende des Wocheiner-Sees ist im Sommer 1881 zusammengestürzt.

Seite 48. Zeile 8. von unten lies: wandelte.

" 60. " 20. " " " Hasberg.

" 100. " 3. von oben " Pietra.

" 120. " 4. 5. von oben: Die Zahlen bei Beglia und Cherjo bezeichnen den Gerichtsbezirk. Zu der letzteren Insel gehört auch das 1648 Einw. zählende Gebiet von Ossero, das zum Gerichtsbezirke Fussin gerechnet wird.

Seite 120. Zeile 6. von oben lies: Insel statt Insel.

" 150. " 21. " " " statt „und Gio. Fr. Gondola“, „ersterer.“

Fachmännische Urtheile

über

Die Länder Österreich = Ungarn
in Wort und Bild.

Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Aulkauff.

14 Bände zu 8—12 Druckbogen 8°, in illustriertem Umschlag und elegantester Ausstattung.

Jeder Band mit 30—50 Original-Illustrationen und einem Titelbilde.

Allgemeine Urtheile:

Herr Prof. R. Weissenhofer, vom hohen k. k. Unterrichts-Ministerium beauftragt, die im Katalog für die Schülerbibliotheken (des Vereines „Mittelschule“) aufgezählten Werke einer Beurtheilung bezüglich deren Zulässigkeit zu unterziehen, bemerkt in einem Privatschreiben an den Verleger über das obige Unternehmen:

„Ich habe die Bändchen nun alle, und zwar mit gespanntem Interesse und vieler Freude darüber durchgelesen, daß der vaterländischen Jugend durch Ihr Unternehmen eine Lectüre geboten ist, wie sie kaum mehr lehrreicher und anziehender gewünscht werden kann. Ich bestätige mit Überzeugung die zahlreichen bereits darüber kundgewordenen Urtheile. Was ich an den Bändchen besonders hervorheben zu müssen glaube, ist der pädagogisch höchst maßgebende Vorzug, daß der jugendliche Leser an solcher Lectüre sich nicht einseitig bildet, sondern allseitig sich angeregt fühlen muß. Der topographische und historische Theil, wie auch die culturellen Skizzen beschäftigen vortheilhaft den Verstand und bieten eine reiche Materie des Wissens; leuchtende Beispiele von Edelsinn und Patriotismus erheben das Gemüth, und die malerischen Schilderungen landschaftlicher Scenerien, namentlich aber auch die zahlreichen, schönen Illustrationen beleben die Phantasie und führen ihr reichliche Nahrung zu. Eine Lectüre nun, welche, wie die in Rede stehende, das Werk der Schule außerhalb derselben fortzusetzen und zu ergänzen geeignet ist, verdient die aufmerksame Beachtung jedes Schulmannes sowohl, wie auch der Familie, und muß demnach aufs wärmste empfohlen werden.“

— „Von dem obengenannten Werke liegen uns vier Bände vor; sie geben Zeugnis dafür, daß sowohl der Herausgeber wie seine Mitarbeiter es vortrefflich verstehen, den reichen Stoff nach jeder Richtung hin, sowie in anziehendster Weise zu verwerten. Zudem ist das Unternehmen in jeder Hinsicht hübsch ausgestattet. In seiner Vollendung wird das Werk, das 15 Bände umfassen soll, zu den hervorragendsten Publicationen über Österreich-Ungarn zu zählen sein.“

(Deutsche Rundschau f. Geogr.)

— „Zu den wenigen Erscheinungen auf dem österreichischen Büchermarkte, die als Weihnachtsgeschenke für die reifere Jugend gelten können, gehört in erster Linie das im Verlage von Carl Graeser in Wien erscheinende Sammelwerk: „Die Länder Öster- reich-Ungarns in Wort und Bild.“ Es liegen von demselben bis jetzt sieben Bände vor, und zwar: Niederösterreich, von Professor Dr. Fr. Umlauf; Oberösterreich, von Dr. F. Grassauer; Tirol und Vorarlberg, von Dr. J. M. Jüttner; Steiermark, von Karl Zanker; Salzburg, von Ed. Richter; Kärnten, von Dr. D. Steinwender, und Nähren, von Dr. Leo Smolle. Die ersten vier Bände wurden in unserem Blatte bereits einer eingehenden Besprechung unterzogen; dasselbe wird auch mit den übrigen geschehen. Für heute beschränken wir uns nur darauf, dieses verdienstvolle Unternehmen wärmstens zu empfehlen. Es ist wie kein anderes uns bekanntes Werk geeignet, die Liebe zum Heimatlande zu erwecken und zu pflegen, und in der Hand unserer reiferen Jugend werden die unterhaltend und belehrend geschriebenen Bändchen die besten Früchte tragen. Die Ausstattung derselben ist eine elegante, die zahlreichen Illustrationen sind sauber, und der Preis ist ein sehr mäßiger.“ (N. Fr. Pr.)

Urtheile über die einzelnen Bände:

I. Band.

Das Erzherzogthum Österreich unter der Enns.

Geschildert von Prof. Dr. Fr. Umlauf.

Preis brosch. fl. 1.20, cart. fl. 1.30, in engl. Leinwand fl. 1.60.

... Sowohl was den geschichtlichen, als was den geogr. Theil betrifft, sehr gut gearbeitet. ... Man fühlt bei der Lectüre dieses Bandes, daß der Verfasser das meiste oder alles, was er schildert, selbst gesehen hat. — (Mitth. d. Alpen-V.)

Der Verfasser hat ein „lebendiges und anschauliches“ Bild des Erzherzogthums und alles dessen, was darin bemerkenswert ist, geliefert. Ohne in den trockenen Ton zu verfallen, belehrt d. Verf. den Leser doch über die gesammte Bedeutung des geschilderten Landes und überseht insbesondere nichts, was von Wichtigkeit ist. — (N. fr. Pr.)

... Der Band zeigt, wie ein großartig angehäuften Materiale, das für eine Landeskunde von N. Ö. zur Verfügung steht, in anmuthig, leicht und gleichmäßig fließender Sprache, kurz und doch nirgends lückenhaft, lehrhaft und dabei unterhaltend, der Jugend und dem Laien verständlich und beider Interesse angemessen verarbeitet werden muß, um eine, jedem nützliche und brauchbare Landeskunde im kleinen zu liefern, die ganz dazu angethan ist, ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu werden ... — (Ztschr. f. Realsch.)

... Wohl jeder, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird dasselbe mit dem gleichen Vergnügen lesen, als wir es gethan ... Erwähnen wir noch zum Schlusse, daß die zahlreichen Illustrationen das Wort des Schilderers durch die Anschauung unterstützen, so glauben wir genug gesagt zu haben, um die wohlverdiente Aufmerk-

samkeit jedes Wieners, jedes Niederösterreichers, aber auch all derer, welche über das schöne Land unter der Enns sich näher belehren wollen, auf diese in jeder Hinsicht lobenswerte und gelungene Arbeit zu lenken. — (Östf. Ztg.)

II. Band.

Das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns.

Geschildert von **Dr. Ferd. Grassauer.**

Preis brosch. fl. 1.20, eleg. cart. fl. 1.30, in engl. Weinwand fl. 1.60.

Was bei uns daheim in früheren Zeiten über Gebür vernachlässigt wurde — die mundgerechte Behandlung von „Land und Leuten“ unseres Staates in Wort und Bild für jung und alt, Schule und Haus, wird seit den letzten Jahren mit Wucherszinsen eingebracht. Und doch müssen wir das in Rede stehende Unternehmen: eine solche Gesamtdarstellung der ganzen Monarchie, je eine Provinz von der Feder eines Fachmannes, in hübsch ausgestatteten Bänden mäßigen Umfanges in seiner Art als neu und zweckdienlich willkommen heißen. Das uns vorliegende Buch Grassauers, den wir als tüchtigen Statistiker kennen, ist in der That geschickt gemacht, gut gegliedert, frisch geschrieben. Geographie, Topographie und Geschichte gehen Hand in Hand und, das der Natur der breitere Raum vergönnt wurde, erscheint ganz zweckmäßig.

(F. Krone, (Graz.) Ztschr. f. Gymn.)

... Obwohl wir bereits einige Heimatskunden besitzen, so sind dieselben mit dieser farbenreichen Schilderung in Wort und Bild nicht zu vergleichen. Der Verfasser versteht es, Sage und Geschichte mit in die lebendigen Schilderungen unserer herrlichen Heimat einzuflechten und aller jener Männer zu gedenken, die in derselben zum Nutzen und Frommen gewirkt haben. Insbesondere zur herannahenden Weihnachtszeit eignet sich dieses Buch wie nicht bald ein zweites als Geschenk für Schüler und Schülerinnen, und es sei auch besonders denjenigen empfohlen, die berufen sind Gaben auf den Weihnachtstisch der Armen zu legen. Solche Bücher, wie das vorliegende, sind bahnbrechend für Heimat- und Vaterlandsliebe und befördern die Achtung vor dem eignen Heim, die so vielen mangelt. Freunde der Jugend, laßt euch das Buch schicken und theilet es aus, soweit eure Mittel reichen! Das, was ihr dafür auslegt, tragt reichere Interessen, als ihr ahnt.

(Zeitschr. f. o.-öst. Lehrerverein.)

III. Band.

Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg.

Geschildert von **Dr. J. M. Jüttner.**

Preis broschiert fl. 1.20, eleg. carton. fl. 1.30, in engl. Weinwand fl. 1.60.

Alle die Vorzüge, welche wir schon bei der ersten Besprechung dem Werke zuerkennen zu sollen glaubten, zeichnen das Buch in der That aus: lebendige, schwunghafte und in der Hauptsache sehr gut zutreffende Schilderung von Land und Leuten;

naturwahre Illustrationen: Landschafts-, Städte- und Trachtenbilder in großer Zahl (wir nennen Innsbruck, Schloß Ambras, Hall, Achensee, Rattenberg); vortreffliche innere Ausstattung und recht netter Einband. Man gewinnt das Büchlein um so lieber, je mehr man Anhänglichkeit an unser mit allen Wundern der Natur ausgezeichnetes Alpenland besitzt und je mehr man sich überzeugt, daß der Künstler, wenn er aus Natur und Leben des deutschen Volkes und Landes das Schönste bieten will, unser Heimatland aufsuchen muß. Das Werkchen eignet sich wie kaum ein zweites zu einer Weihnachtsgabe. (Innsbr. Tagblatt.)

Als Titelblatt erblicken wir eine vorzügliche Ansicht von Innsbruck in Farbendruck, außerdem noch zahlreiche Abbildungen (Portraits, Beduten zc. zc.) in sauberstem Holzschnitt. Hinsichtlich der geographisch-historischen Darstellung bemerken wir, daß dieselbe richtig und von einem warmen patriotischen Pulschlage belebt ist. Für Schulbibliotheken würde sich das interessante Buch besonders eignen; aber auch Erwachsenen kann es Freude bereiten, sei es nun, daß sie selbst es genießen oder den Weihnachtstisch ihrer Kinder damit schmücken wollen; letztere würden die Spende gewiß willkommen heißen. (Vote f. Tirol.)

IV. Band.

Das Herzogthum Steiermark.

Geschildert von Prof. Karl Zauker.

Preis brosch. 1 fl. 20 kr., eleg. cart. 1 fl. 30 kr., in engl. Leinwand 1 fl. 60 kr.

. . . Die 178 Seiten Text sind ziemlich reich an Stoff, der, meist richtig und gut vertheilt, nirgends ermüdet. Es fehlt nicht leicht etwas von Bedeutung für den Touristen, noch weniger für den Historiker, denn daß der Verfasser von diesem Zeichen, ist leicht herauszulesen. Ein knappes, aber vollständiges Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins, welches zwischen einem Reisehandbuche und zwischen einem Compendium der Landeskunde die Mittelstellung einnimmt. Auch die eingestreuten, erzählenden Skizzen, Sagen, Dichtungsproben sind durchaus am Plage. Nimmt man noch hinzu, daß der anregende Text von meist guten Illustrationen, und zwar zwölf Porträts, beziehungsweise Trachtenbildern, und 35 Orts- oder Gegendbildern, so auch von einem gelungenen Farbendrucke: Graz — begleitet erscheint, so muß Zaukers Büchlein ein ebenso gut geschriebenes als nett ausgestattetes Bademeccum genannt werden.

(Univ.-Prof. Dr. Fr. v. Krones.)

. . . Der Verfasser hat den Stoff mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragen, klar disponiert und mit vieler Anschaulichkeit und Lebendigkeit, mit edler Wärme dargestellt. . . . Man wird das Buch nicht aus der Hand legen ohne reiche Belehrung und edlen Genuß, deshalb möchte ich dasselbe wärmstens empfehlen. (Ellier Btg.)

. . . Mit einer innigen Liebe hat Zauker sich des Stoffes bemächtigt, den er auch ganz beherrscht und gründlich durcharbeitet. . . . (Wiener Abendpost.) — Dieses Werkchen entspricht vollkommen seinem Zwecke und kann sowohl der reiferen Jugend als dem Volke bestens empfohlen werden. (Ztschr. f. Gymn.)

V. Band.

Das Herzogthum Salzburg.

Geschildert von Prof. Ed. Richter.

Preis brosch. 80 kr., cart. 90 kr., in engl. Leinwand fl. 1.20.

Prof. Richters Name hat in Alpentouristenkreisen einen guten Klang und seine Feder hat uns schon genug treffliche Artikel alpinistischen Inhaltes geliefert, als das nicht schon die Buchhändler-Anzeige von seiner Erklärung, das ihm zur zweiten lieben Heimat gewordene Salzburg in einem abgeschlossenen Bilde schildern zu wollen, uns mit Vergnügen einem Büchlein entgegensehen hieß, das, wie kein zweites, alle so reizenden und anregenden Eigenthümlichkeiten des Stiles, wie Richter ihn schreibt, durchgänglich zeigen mußte.

. . . So fesseln kann uns nur eine Schilderung, die sich sozusagen selbst gestaltet aus oft und mit Genuß Durchlebtem, die nichts beschönigt, alles in seiner Natürlichkeit wiedergibt, überzeugt, das es auf den Hörer ebenso wirken muß, wie es den Erzähler ergriffen und durchdrungen. Darum kann das Buch nicht nur jedem empfohlen werden, der die Eindrücke einer Ferienreise in das touristendurchschwärmte Ländchen an trüben Winterabenden in sich ausleben machen will, sondern auch jedem, der sich für eine derartige Tour in richtiger Weise informieren oder einen verlässlichen wohlunterrichteten Reisebegleiter im Känzchen mitnehmen will.

(Z. f. Realschulwesen.)

. . . Der Verfasser hat sich der ihm übertragenen Aufgabe mit aller Liebe, die er für unser Ländchen wiederholt schon bethätigte, unterzogen und dieselbe in der glücklichsten Weise gelöst. Am wirksamsten unterstützte ihn dabei die genaue Kenntnis unseres Landes, welche er sich durch seine Kreuz- und Querzüge im Interesse der alpinen Sache in unseren Bergen angeeignet, die eigene Anschauung all der landschaftlichen Reize, an welchen Salzburg so reich ist, das Eindringen in das Leben und Weben unserer Gebirgsbewohner, in ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche. Durch Selbstanschauung und Selbstforschung eignete sich Professor Richter jene Unmittelbarkeit der Schilderung an, die vorhanden sein muß, um diese letztere farbenreich und lebendig der Leservwelt zu übermitteln.

(„Salzb. Btg.“)

VI. Band.

Das Herzogthum Kärnten.

Von Prof. Otto Steinwender.

Preis brosch. 80 kr., eleg. cart. 90 kr., in engl. Leinwand fl. 1.20.

Das herrliche Land mit seinen weiten Thalböden, glänzenden Seespiegeln, den sanft aufsteigenden Vorbergen an den Seiten mit prächtigem Walde bestanden, oben saftige Almhöden tragend und an der Nord- und Südgrenze die imposant aufragenden Felsriesen, alles belebt von einer kräftigen und heiter und fröhlich lebenden Bevölkerung, ist seinem Charakter getreu und kräftig und humorvoll geschildert.

Wie ein launig geschriebener Feuilletonartikel liest sich, was uns über des Landes Hauptstadt erzählt wird, und in der vergnüglichsten Weise werden wir auf dem

classischen Boden des Zollfeldes zu gelehrten Betrachtungen angeleitet, in die aber auch die fetke Bierzeile erfrischend hereinklingt. . . .

Und so führt uns der Verfasser als lustiger Gefelle mit leichtem Sinn durch Stadt und Burg und Dorf, vom Stift zur Wallfahrtskirche, vom pochenden Hammer zur friedlichen Almhütte, häufig die noch wenig betretenen Touristenpfade einschlagend, um uns das eigenthümliche Kärntnerleben zu zeigen, wie es sich noch echt und treu erhalten, wohin die egalisierende Mode der Jetztzeit noch nicht zu bringen vermochte.

Der Stil des Erzählers, der auf der ganzen Wanderung nicht müde wird uns den Weg zu verkürzen, ist ungemein ansprechend. . . . (Z. f. Realschulwesen.)

Der VI. Band behandelt unser schönes Land Kärnten, welches unser geschätzte Landsmann, Professor Dr. D. Steinwender, gründlich und mit warmer Liebe zum Heimatlande geschildert hat. Jeder Kärntner, welcher das zierliche Büchlein zur Hand genommen hat, wird erfreut sein über den Text und auch viele gelungene Illustrationen und wird dasselbe als einen kleinen Hauschatz bewahren; es sei das vortreffliche Werkchen hiemit bestens empfohlen. Seinen Inhalt werden wir noch in einem längeren Aufsatze besprechen und wollten durch diese wenigen Zeilen vorläufig auf das Erscheinen der erwähnten Schrift aufmerksam gemacht haben. (Klagenf. Ztg.)

VII. Band.

Das Königreich Böhmen.

Geschildert von Prof. Dr. Victor Langhans.

Preis brosch. fl. 1.20, carton. fl. 1.30, in engl. Leinwand fl. 1.60.

— Wer Böhmen bereisen will, wenn auch nur auf der Karte, der greife nach diesem Band; der Verfasser desselben führt ihn auf vier großen Touren bequem auf der Eisenbahn und unterhaltend in den mit besondern Reizen ausgestatteten Randgebirgen durch das ganze Land. (Zeitschr. f. Realsch.)

Von diesem ebenso zur Belehrung wie geistbildenden Unterhaltung dienenden hübsch illustrierten Sammelwerke ist nunmehr der siebente Band erschienen. Auch in diesem eines der wichtigsten Kronländer der Monarchie behandelnden Theile des Gesamtwerkes finden wir Land und Leute, Geschichte und Sage, Handel und Verkehr mit derselben Treue und schönen Übersichtlichkeit dargestellt, wie in den vorangegangenen Bänden. Nicht nur in keiner Schulbibliothek, sondern auch in der Büchersammlung keines Gebildeten sollten diese frisch und anziehend geschriebenen Schilderungen fehlen.

(N. F. Pr.)

„Eine von Dr. V. Langhans warm geschriebene umfassende Geschichte und Beschreibung des Königreiches „Böhmen.“ Reich illustriert, zahlreiche biographische Skizzen und eingehende Erörterungen aller Landeseigenthümlichkeiten enthaltend, aller böhmischen Naturproducte, aller Ortsitten und Kunstschätze gedenkend, ist dieser Band gerade in jetziger Zeit, wo über das Land der Tschechen so viel Unrichtiges colportiert wird, eine willkommene Gabe. Die unparteiische Schreibweise gereicht dem Autor, die prächtige Ausstattung der Verlagshandlung zur Ehre.“ (D. F. B.)

— In lebendiger und fesselnder Weise schildert der Verfasser nach einer geographisch-historischen Einleitung Prag und Umgebung, dann den Südwesten, den Nordwesten, den Nordosten und schließlich den Südosten des Landes mit allen seinen landschaftlichen Reizen, historischen und Industriestätten mit dem Leben, den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner. Eine überaus große Anzahl von Illustrationen, bestehend in Landschaftsbildern und in Porträts, unterstützt das beredte Wort des Textes.

(Prager Btg.)

VIII. Band.

Die Markgrafschaft Mähren.

Von Prof. Dr. Leo Smolle.

Brosch. fl. 1.—, cart. fl. 1.10, in engl. Leinwand eleg. geb. fl. 1.40.

... Der Verfasser weiß seinem Stoffe viele sehr interessante Seiten abzugewinnen, und selbst wo die Gefahr nahe liegen würde, trocken zu werden und ermüdend zu wirken, durch eingestreute Gedichte, Volkslieder und Sagen culturell-ethnographische Bilder zu schaffen, die jung und alt anmuthen. Es ist von großem Werte, daß Mähren nun auch durch ein Buch vertreten ist, welches in leicht lesbarer Weise den so wenig bekannten Schönheiten des Landes vollkommen gerecht wird. (N. Fr. Pr.)

— Smolle's vorliegende Schilderung von Mähren entspricht schon bezüglich ihres Stiles ihrem Zwecke, ein Lesebuch für die Jugend zu sein, vollkommen... auch die Anordnung ist eine sehr klare und übersichtliche... Die ganze Ausstattung ist würdevoll und den Anforderungen durchaus angemessen. Die österr. Jugend-Literatur hat mit diesem Buche gewiß eine Bereicherung erfahren. (Österr. Btg.)

— Das Unternehmen, welches Graeser's fleißige Verlagsbuchhandlung ins Leben gerufen und das unter der tüchtigen Redaction eines so bewährten Fachmannes wie Friedrich Umlauf erscheint, mußte im vorhinein unserer Sympathien versichert sein. Hat es doch in unserem lieben Österreich lange an solchen Büchern gefehlt, die, von patriotischem Geiste getragen, der Jugend hätten in die Hände gegeben werden können, in der Hoffnung, die Liebe zum schönen Vaterlande in den jungen Herzen zu wecken...

Eine zweite noch weit wesentlichere Eigenschaft eines solchen Jugendbuches muß die richtige, passende Schreibweise sein. Der Zeitschriftsteller muß seinen Stoff in der geeigneten Weise auszuwählen wissen, das Ausgewählte entsprechend erzählen können. Hier sind wir bei dem größten Vorzuge des Smolle'schen Buches angelangt. Dieselbe elegante Schreibweise, welche schon bei den früheren literarischen Arbeiten des Verfassers (Charles Sealsfield, Mik. Lenau u. a.) in so angenehmer Weise auffallen mußte, finden wir auch in diesem Buche wieder. Da ist Schwung, da ist Anschaulichkeit, da ist Kraft der Diction; eine große wohlthunende Wärme, die über das Ganze ausgebreitet ist, läßt uns erkennen, daß der Verfasser nicht bloß mit seinem Verstande, sondern auch mit seinem Herzen bei der Sache war. . . .

... Smolle's Buch über Mähren ist ein mit pädagogischem Tacte geschriebenes, von seiner Beobachtung zeugendes, glänzend stilisiertes Werk, das gewiß viele Freunde finden wird.

(Paul Strzemcha. Z. f. Realsch.)

XIII. Band.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen.

Geschildert von **Dr. C. Reichenberger.**

Preis brosch. 1 fl., eleg. cart. 1 fl. 10 kr., in engl. Leinw. geb. 1 fl. 40 kr.

Sachkenntnis und Liebe zur Sache, Gerechtigkeit und Maß im Urtheil, Wärme und Einfachheit in der Darstellung zeichnen dieses Bändchen aus. . . . Es ist eine der klarsten, zweckmäßigsten, fesselndsten Landes- und Volksschilderungen, die wir kennen, und wir möchten, daß recht viele Landschaften Deutschlands sich ähnlicher volksthümlicher Schilderungen rühmen könnten. (Liter. Centralbl.)

— Vorzüge dieses Buches sind treue Überlieferung, ungezwungene Darstellung, liebevolle Hingabe an des Volkes Thun und Lassen . . . und ein liebenswürdiger Humor, der aus mancher Zeile an unser Ohr klingt. Es entrollt sich hier vor dem Leser ein farbenreiches Bild. (Badiſche Ztg.)

— Auch dieser Band ist mit patriotischer Wärme und tüchtiger Kenntnis des Landes und der Bewohner geschrieben. — Möge dieses Werkchen, wie es nach Inhalt und Ausstattung wirklich verdient, freundliche Aufnahme finden bei uns daheim, wie im großen deutschen Leserkreise und unter uns die Liebe zu Heimat und Volksthum, in weiteren Kreisen aber das Interesse an unserm schönen Vaterlande und an allen seinen Söhnen, zunächst aber am treuen, ehrlichen, deutschen Volk wach erhalten und erhöhen! (S.-D. Tagbl.)

— Das Land der Sachsen, der ferne Vorposten deutscher Cultur im Südosten Europas, „das Land des Segens, der Fülle und der Kraft,“ wie es seine Einwohner preisen, ist hier anmuthig, anziehend in all seinen Eigenheiten dargestellt. (Hamb. Reform.)

— Wir erhalten durch die trefflichen Schilderungen Reichenbergers ein gelungenes Detailbild nicht nur des Landes selbst mit allen seinen Naturschönheiten, sondern auch seiner culturellen Verhältnisse und seines Volksthum; Sagen, Lieder und Gedichte, welche eingestreut erscheinen, erhöhen die Lebendigkeit der Darstellung, und bietet der Verfasser auch einige hübsche Proben siebenbürgisch-sächsischer Dialect-Poesie, wozu er die Übersetzung beifügt. Das sorgfältig gearbeitete Buch ist wieder reich mit Illustrationen und Abbildungen sowohl landschaftlicher Natur, als auch Figuren und Scenen aus dem Volksleben darstellend, geschmückt und sei damit auf das wärmste allen empfohlen. (Dr. A. Schloſſar. N. Fr. P.)

In Vorbereitung befinden sich:

9. Band. **Das Herzogthum Schlesien.** Von Prof. Dr. Gottlieb Kürschner in Troppan.
10. Band. **Das Königreich Galizien und Lodomerien und das Herzogthum Bukowina.** Von Prof. Julius Zandarek in Wien.
12. Band. **Das Königreich Ungarn.** Von Prof. Dr. J. H. Schwicker in Budapest.
14. Band. **Die vereinigten Königreiche Croatien und Slavonien. — Bosnien und die Herzegowina.** Von Georg v. Gyurkovich.

